

Basaglia/Foucault/Castel  
Wulff/Chomsky  
Laing/Goffman u.a.

# **Befriedungsverbrechen Über die Dienstbarkeit der Intellektuellen**



---

**Europäische  
Verlagsanstalt**

Julien Benda hat die Intellektuellen des Verrats bezichtigt – das Verdikt ist noch immer im Schwange, ja, der Verdacht, daß sie willfährig den Lockungen der Macht folgten, ist eher gewachsen. In der Tat ist die Funktionalisierbarkeit der Intelligenz, ihre Bereitschaft, als »Legitimationsagent« von Herrschaft und Beschwichtigung einen faulen Frieden mit den Verhältnissen zu schließen, notorisch. Es bestünde also der Vorwurf, den Benda vorgetragen hat, zu Recht? Es kann, wenn vom Sinn oder vom Widersinn der Intellektuellen-Existenz heute gehandelt werden soll, nicht abgesehen werden von ihrer Dienstbarkeit gegenüber den Mächtigen, ihrem Anteil an den »Befriedungsverbrechen«, die täglich im Namen einer Mehrheit oder einer Minderheit, der »Ordnung«, einer Klasse, einer Ideologie etc. begangen werden, noch von der Widerständigkeit des Denkens, vom Dissens, von der Verantwortlichkeit der »Kopfarbeiter« in der Gesellschaft.

In diesem Buch ist die Rede von der Deformierung und Selbstdeformierung der Intellektuellen durch Anbindung bzw. Selbstanbindung an institutionelle Interessenlagen, hauptsächlich die der Psychiatrie. Es kehrt, indem es solche Deformierungen an ausgewählten Beispielen untersucht, das Zweifelsgebot gegen die »Kopfarbeiter«, sofern diese, ausgestattet mit abgeleiteter oder geborgter Autorität und unter Berufung auf sie, sich an »Entmündigungs- und Domestizierungsprojekten« beteiligen. Zur »Dialektik der Aufklärung« gehört, heute mehr denn je, die Selbstaufklärung der Aufklärer.

Basaglia/Foucault/Castel/Wulff/  
Chomsky/Laing/Goffman u. a.  
Befriedungsverbrechen  
Über die Dienstbarkeit der  
Intellektuellen

Herausgegeben von Franco Basaglia und Franca  
Basaglia-Ongaro

Übersetzt von Claudia Honegger, Jutta Klinkers, Iris Klose,  
Burkhard Kroeber, R. und R. Wiggershaus

Europäische Verlagsanstalt

Titel der Originalausgabe: *Crimini di Pace. Ricerche sugli intellettuali e sui tecnici come addetti all'oppressione*

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

*Befriedungsverbrechen*: über d. Dienstbarkeit d. Intellektuellen/Basaglia ... Übers, von Jutta Klinkers, Claudia Honegger u. a. – Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt, 1980.

ISBN 3-434-00427-0 NE: Basaglia, Franco [Mitverf.]

Copyright © 1975 Giulio Einaudi editore, Torino. © der deutschen Ausgabe: 1980 by Europäische Verlagsanstalt GmbH, Frankfurt am Main Motiv: August Sander, Menschen ohne Maske, C.J. Bücher-Verlag, Luzern, 1971

Umschlaggestaltung: Atelier Rambow, Lienemeyer und van de Sand

Produktion: Klaus Langhoff, Friedrichsdorf

Gesamtherstellung: Freiburger Graphische Betriebe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags, der Rundfunksendung sowie der fotomechanischen Wiedergabe, auch einzelner Teile.

Printed in Germany ISBN 3-434-00427-0

# Inhalt

Vorwort . . . . .	7
<i>I. Die Techniker des praktischen Wissens.</i>	
<i>Von der Zustimmung zur Herrschaft . . . . .</i>	11
Franco Basaglia und Franca Basaglia-Ongaro	
Befriedungsverbrechen . . . . .	12
I. Der Techniker des praktischen Wissens . . . . .	12
II. Die Wissenschaft und die Kriminalisierung der Bedürfnisse . . . . .	88
Michel Foucault	
Macht-Wissen . . . . .	101
Robert Castel	
Vom Widerspruch der Psychiatrie. . . . .	131
René Lourau	
Arbeiter des Negativen, vereinigt euch!. . . . .	158
Erich Wulff	
Der Intellektuelle, die Praxis und die Institutionen . . . . .	193
<i>II. Wissenschaft als Ideologie oder Die Ächtung der Bedürfnisse . . . . .</i>	
Noam Chomsky	
Psychologie und Ideologie . . . . .	207
Ronald D. Laing	
Ein Traum vom Frieden . . . . .	297

Erving Goffman	
Die Verrücktheit des Platzes . . . . .	313
Thomas S. Szasz	
Wem dient die Psychiatrie?	
Vom Schlachthaus zum Irrenhaus . . . . .	396
Sprache, Gesetz und Irrsinn . . . . .	406
Stanley Cohen	
Futuristische Szenarios für das System des Strafvollzugs. . . . .	420
Lärm hinter der Bühne . . . . .	421
Erste Szene: ein Lagerhaus . . . . .	427
Eine Chinesische Box auf der Bühne . . . . .	433
Es tritt auf: der Arzt . . . . .	442
Der Vorhang fällt nicht . . . . .	449
Die Kritiker schreiben ihre Kritiken. . . . .	453
Andrew Gordon, Malcolm Bush, John McKnight, Linda Gelberd, Tom Dewar, Kathy Fagan, Alicia McCareins	
Jenseits der Bedürfnisse. Der lange Schatten der Dienstleistungsgesellschaft. . . . .	458
1. Bedürfnisweckung . . . . .	459
2. Verwaltung der Klientel . . . . .	460
3. Informationskontrolle und Rechenschaft gegenüber den Nicht-Klienten . . . . .	462
4. Forcierte öffentliche Wahrnehmung des Bedürfnisses . . . . .	466
<i>Anmerkungen</i> . . . . .	470
<i>Bibliographische Notiz</i> . . . . .	459

# Vorwort

In diesem Buch ist die Rede von der Gesellschaft, in der wir leben, und von dem Frieden, auf den sie sich verständigt hat. Es stellt Fragen: nach der Ordnung, auf die sich diese Gesellschaft gründet, und nach den geheimen Quellen ihres Friedenszustandes, der in Wahrheit ein Befriedigungsergebnis ist.

Das Buch wurde Ende 1972 mit Unterstützung der Provinzverwaltung von Triest als eine erste Analyse der Veränderung der lokalen psychiatrischen Anstalt geplant. Es sollte Zeugnisse und Dokumente von anderen, vergleichbaren Experimenten in diesem Arbeitsfeld versammeln. Im Laufe seiner Entwicklung hat sich das Vorhaben nach und nach in eine mehrschichtige Untersuchung der Rolle der Intellektuellen und der Techniker als Unterdrückungsagenten verwandelt. Auf den ersten Blick könnte die Auswahl der Beiträge einigermaßen elitär erscheinen; die Autoren sind in ihrer überwiegenden Mehrzahl international bekannte Intellektuelle, Repräsentanten von zeitgenössischen Bewegungen, die eine Neubestimmung der Kultur und der gesellschaftlichen Organisation, deren Ausdruck jene darstellt, anstreben. Sie alle arbeiten praktisch und theoretisch an der Erforschung der wissenschaftlichen Ideologie; sie alle haben als Matrix dieser Ideologie deren gesellschaftliche Instrumentalisierungsfunktion erkannt. Wir waren uns bewußt, daß wir den Vorwurf des »In-

tellektualismus« auf uns ziehen würden – Analysen von Intellektuellen zur Rolle des Intellektuellen legen diesen Vorwurf nahe. Er ist, sollte er tatsächlich erhoben werden, nur durch die Argumentation selbst, nicht durch Gegenbeteuerungen zu entkräften. Es geht in diesem Buch um die Untersuchung einer alternativen Praxis für den Techniker-Intellektuellen, der, sobald er sich einmal über seine Rolle als *Zustimmungsfunktionär* klargeworden ist, in seinem eigenen Tätigkeitsbereich die Methoden und Mechanismen aufzudecken sich bemüht, mittels deren seine Zustimmung von den Herrschenden zum Nachteil der Beherrschten erzwungen und eingesetzt wird.

Selbstverständlich differieren die hier zusammengestellten Aufsätze in manchen Punkten. Die Position Sartres beispielsweise unterscheidet sich erheblich von derjenigen Louraus, die ihrerseits von der eher pragmatischen von Szasz unterschieden ist. Der Titel *Befriedungsverbrechen* formuliert einen Schlüssel zur Interpretation jener institutionalisierten Formen von Gewalttätigkeit, in denen sich Strategien der Sicherung unseres Gesellschaftssystems verdichtet haben. Die Analysen selbst sind auf einige bedeutsame Sektoren konzentriert: Psychiatrie, Psychologie, Soziologie und Kriminologie. Die Medizin zum Beispiel erscheint nur am Rande. Aber Vollständigkeit war nicht beabsichtigt. Beabsichtigt war vielmehr die Eröffnung von Auseinandersetzungen, auch und gerade angesichts der falschen Kritik der neuen Ersatzideologien, die sich in Europa zu entwickeln beginnen. Fest steht jedenfalls, daß

die Befriedungskonzeptionen, die in den verschiedenen wissenschaftlichen Ideologien zum Zuge kommen, miteinander kompatibel sind; sie erfüllen eine identische Funktion innerhalb der Gesellschaftsstruktur, die zu stützen, zu schützen und aufrechtzuerhalten sie bestimmt sind.

So gesehen ist dieses Buch ein weiterer Akt der Verweigerung gegenüber einem Wissenschaftsbetrieb, der stillschweigend die Aufspaltung der Gesellschaft in Klassen als natürlich akzeptiert. Und es sucht Theorie und Praxis, indem es über beide reflektiert, gleichermaßen als geschichtlich-gesellschaftliche Produkte zu verstehen.

Diese Verweigerung und dieser Versuch haben den nämlichen Charakter von *Unehrrerbietigkeit* wie vor einigen Jahren das Projekt der *Negierten Institution*, eine Unehrrerbietigkeit, mit der sich die *Funktionäre* der wissenschaftlichen *Zustimmung* werden auseinandersetzen müssen – nach den ersten ideologischen Schmirgelungsoperationen an einer Praxis, die freilich nur noch durch radikalen Eingriff zu bessern ist. Heute ist Wandel nicht länger das Geschäft einiger weniger erleuchteter und träumerischer Techniker, sondern ein Kampfziel einer von den Opfern organisierten sozialen Bewegung. An dieser Bewegung müssen sich die *Techniker des praktischen Wissens* ständig überprüfen, wollen sie mit der aktiven und der passiven Manipulation durch die Macht und im Interesse der Mächtigen brechen.

Der vorliegende Band ist die erste kollektive Arbeit des »Centro internazionale di studi e ricerche ›Critica delle

Istituzioni«», das eine Folge von Analysen und Beiträgen zu dem allgemeinen Problem von Ausschluß und Unterdrückung plant, um unterschiedliche Experimente durch wechselseitige Kritik und zum Zweck gemeinsamen Handelns zu verknüpfen.

*Franco Basaglia, Franca Basaglia-Ongaro*

I. Die Techniker des praktischen  
Wissens. Von der Zustimmung zur  
Herrschaft

# Franco Basaglia und Franca Basaglia-Ongaro

## Befriedungsverbrechen

### I. Der Techniker des praktischen Wissens

»Die Intellektuellen dienen der herrschenden Klasse als ›Angestellte‹. Sie sind für die Vielzahl subalternen Aufgaben der gesellschaftlichen Hegemonie und der politischen Regierung zuständig, d.h. 1. für die ›spontane‹ Zustimmung der großen Masse der Bevölkerung zum gesellschaftlichen Leben der herrschenden Hauptgruppe, eine Zustimmung, die sich ›historisch‹ aus dem Prestige (und damit dem Vertrauen) ableitet, das der herrschenden Gruppe aufgrund ihrer Position und Funktion im Produktionsbereich zufällt; und 2. für den staatlichen Zwangsapparat, der ›gesetzlich‹ die Disziplinierung der Gruppen sicherstellt, die aktiv oder passiv ›die Zustimmung verweigern‹ – dieser Apparat ist aber für die gesamte Gesellschaft geschaffen, in Voraussicht von Herrschafts- und Führungskrisen, in denen die ›spontane‹ Zustimmung nachläßt.« Antonio Gramsci 1930<sup>1</sup>

Als wir diese Definition des Intellektuellen, seiner Rolle in der Sphäre der Produktion, seiner Beziehung zur herrschenden Gruppe zum ersten Male lasen, erschien sie uns als eine historische Analyse der Lage des »Kopfarbeiters« in einem bürgerlichen Staat, als eine Beschreibung, die uns nicht direkt betraf in dem, was wir waren und werden wollten. Der Krieg war vorbei, und wir glaubten – sofern nur jeder in seinem Bereich dazu beitrüge –, einen gesellschaftlichen Zustand heraufführen zu können, der von dem, gegen den wir gekämpft hatten, grundverschieden war. Und so begann man denn, sich eine Stellung in

der Entwicklung einer neuen Sozietät und eine neue Hoffnung aufzubauen. Die Hoffnung hielt nicht lange vor. Sehr schnell wurden wir wieder zu Gefangenen unserer Funktionen. Jeder fand sich erneut gefesselt an seine Position und die seiner Klasse: Die Arbeiter und das Lumpenproletariat tauchten zurück in ihre Rolle als unterdrückte Klasse, die einzig durch Kampf etwas für sich erreichen kann; die Bourgeoisie sah sich bestätigt in ihren Werten, ihrem ökonomischen Gesetz und in ihrem Besitz; die Techniker und Intellektuellen kehrten, geleitet und inspiriert von ihrer beruflichen Karriere, wieder heim zur Bourgeoisie, der sie entstammten. Sobald man sich anschickte, etwas zu tun, das für alle Gesellschaftsmitglieder sinnvoll erschien, stieß man wieder auf die Wirklichkeit des Klassenkonflikts und der Arbeitsteilung, die die Handlungsfelder und die Spielregeln bestimmte. Die Resistenza wurde von der neuen herrschenden Schicht neutralisiert; sie entkleidete sie Zug um Zug ihrer Brisanz und Bedeutung als Volksbewegung, indem sie sie zu einem abstrakten Wert stilisierte, der von der herrschenden Gruppe vermarktet wurde, die – unter Berufung auf diesen Wert – die Macht beanspruchte.

Der Intellektuelle, Kind der Bourgeoisie, konnte in diesem ambivalenten Spiel, das ein Spiel mit Symbolen war, Partei für die Unterdrückten ergreifen, ohne die Werte, denen er in seinem Beruf verpflichtet ist, neu orientieren zu müssen. Er blieb seinem Metier treu, das den Ideologien verhaftet war und blieb, die die Mächtigen mit Billigung der Wissenschaften verbreiteten. Kurz, er amtierte weiter-

hin – bewußt oder nicht – als »Angestellter« und »Funktionär« der Herrschaft.

Heute liegt diese Ambivalenz offen zutage. Damals war sie nicht so offensichtlich: Intellektuelle oder Techniker beispielsweise, die aktive Mitglieder linker Parteien waren, entwickelten eine ihrer politischen Einstellung diametral entgegengesetzte Berufsmentalität. Ob Ingenieur in der Fabrik, ob Krankenhausarzt, ob Richter, Irrenanstaalts-Psychiater oder Lehrer – in und mit ihrer beruflichen Praxis stützten und beförderten sie, was sie in und mit ihren politischen Vorsätzen negierten, und ohne sich klar zu machen, was es bedeutet, »Funktionär« der herrschenden Ideologie im eigenen Arbeitsfeld zu sein. Die Intellektuellen schickten sich in die Rolle des Theoretikers, die Techniker in die des Praktikers der entfalteten herrschenden Ideologie.

Der Anstoß, sich diese Dienstbarkeit bewußt zu machen, kam von der Praxis. Zunächst begannen diejenigen, die Sartre »Techniker des praktischen Wissens« nennt, also die faktischen Vollstrecker der Ideologien und der *Befriedungsverbrechen* (die sie legalisieren und rechtfertigen), die Buchhalter der offiziellen Wissenschaft, die Rolle, die ihnen zugewiesen war und die sie in ihrem jeweiligen Berufsfeld schmiegsam und gelenkig spielten, in Zweifel zu ziehen: das Ordnungs- und Domestizierungsgeschäft im Namen eines scheinbar wohlbegründeten »sachlichen Auftrags«, dessen Missionare und Repräsentanten sie in ihrer jeweiligen Tätigkeit waren. Was von ihnen erwartet

und verlangt wurde, war die Übersetzung von abstraktem Herrschaftswissen in institutionelle Praxis, die Funktionalisierung und Legitimation von Macht durch Funktionalisierung ihrer selbst.

Erste Skrupel dieser Dienstleistungen wegen entzündeten sich insbesondere in den Bereichen, in denen die professionellen Techniker (oder Intellektuellen, um bei der Ausdrucksweise von Gramsci zu bleiben) traditionell und mit legalen Mitteln für *Disziplin* sorgen, dort also, wo sie mit Problemen der öffentlichen Ordnung und deren Aufrechterhaltung befaßt sind und wo der Wunsch der Institutionen und der Gesellschaft, *diejenigen Gruppen, die die Zustimmung verweigern, zu disziplinieren*, besonders drängend ist. Zu diesen Bereichen gehört auch das Irrenhaus, eine Institution der Therapie und der Kontrolle, der Rehabilitation und des Ausschlusses, in der die Zustimmung des Kontrollierten und Ausgeschlossenen vorab durch die Mystifizierung von Therapie und Rehabilitation sichergestellt wird.

In diesem Bereich, in dem wir uns gut auskennen und in dem wir selber engagiert sind, ist die Kluft zwischen Ideologie (*das Krankenhaus ist eine Einrichtung zur Heilung*) und Praxis (*das Krankenhaus ist ein Ort des Ausschlusses und der Gewalt*) offensichtlich. Hier steht überdies die klassenspezifische Struktur der Interniertenpopulation in deutlichem Widerspruch zur Universalität der vorgesehenen Funktion der Einrichtung: Die Irrenanstalt ist nicht ein Krankenhaus für Menschen, die an psychischen

Störungen leiden, sondern der Ort der Zügelung oder Tilgung bestimmter Verhaltensauffälligkeiten von Angehörigen der Unterschicht.

Worin unterscheidet sich die Devianz dieser Internierten von derjenigen, die man anderswo, zum Beispiel in den Allgemeinkrankenhäusern, in den Privatkliniken, antrifft? Welches ist der gemeinsame Nenner dieser beiden Typen von Kranken bzw. worin besteht die Differenz? Welche therapeutische Aufgabe erfüllt das Irrenhaus, wenn es die dort Eingeschlossenen und »Behandelten« in ihrer personalen Integrität beugt und bricht? Was sind das für Psychiater, die sich für eine solche Zerstörungsarbeit hergeben? Im Namen welcher Sache handeln sie, wenn sie wissenschaftliche Theorien anwenden, die nur dazu taugen, diejenigen zu brandmarken und aus der Gesellschaft auszubürgern, die das Pech gehabt haben, zum Gegenstand dieser Theorien geworden zu sein? In wessen Auftrag werden hier Verbrechen verübt? Welchen gesellschaftlichen Funktionsmodus – dem Psychiater selbst meist nicht bewußt – gehorcht das Irrenhaus? Was ist also der Zweck dieses Krankenhauses, dessen Organisation nicht den Bedürfnissen derer entspricht, die ihren Fuß über seine Schwelle setzen? Und welchen Bedürfnissen sollte es gerecht werden? Ist der Psychiater, der ja ein Repräsentant der Werte und Normen der Bourgeoisie ist, überhaupt imstande, diese Bedürfnisse zu erkennen, sie zu identifizieren? Besteht nicht der einzige Dienst, den er verrichtet, darin, daß er Macht und Gewalt ausübt, die ihm übertragen wurden,

um eine ›Gewalt‹ zu zähmen, die man nicht einzuschätzen weiß? Und sind jene Macht und jene Gewalt nicht schon in den Mitteln enthalten, die ihm die Psychiatrie als Wissenschaft zur Gewährleistung der Kontrolle und zugleich der Zustimmung dessen, dem Gewalt angetan wird, zur Verfügung stellt? Was also ist die Psychiatrie und worin besteht die ›Krankheit‹, der man im Irrenhaus begegnet? Wie sollte man nicht in den sich ständig verschiebenden normativen Grenzen – je nachdem, welcher Klasse der ›Gestörte‹ angehört, ob wirtschaftliche Rezession oder Expansion herrscht in dem Land, das die Rehabilitierten dann wieder aufnimmt oder auch nicht – die Relativität eines wissenschaftlichen Urteils erkennen, das stets auf seine irreversiblen Kriterien pocht und diese zugleich jeweils zu Herrschaftszwecken zurechtbiegt?<sup>2</sup> Mit solchen Fragen, die aus der praktischen Auseinandersetzung mit der Realität des Irrenhauses hervorgingen, nahm der bohrende Zweifel an der wissenschaftlichen Wahrheit seinen Anfang. Von hier aus wurde ihre Verflochtenheit mit der Gesellschaftsstruktur und den Werten der Mächtigen aufgedeckt, und zwar von denen, die nach dem Buchstaben die Repräsentanten dieser ›Wahrheit‹, dieser Gesellschaft und dieser Mächtigen hätten sein sollen. Die »Techniker des praktischen Wissens« begannen – angestoßen von der Wirklichkeit, mit der sie es zu tun hatten –, das Mandat des Zustimmungsfunktionärs abzulehnen, indem sie es ablehnten, weiterhin durch ihre Bürgerschaft (die die Bürgerschaft der Wissenschaft war) die soziale Diskriminierung

und die Gewalt, in die sich ihre Intervention und ihre Arbeit verwandelt hatten, zu legitimieren.

Wenn die Techniker, um die Bedürfnisse derer, die die Einrichtung benutzten, befriedigen zu können, Bedingungen schufen, unter denen diese Bedürfnisse zum Vorschein kommen konnten, so brachte sie bereits dies in Konflikt mit den Wünschen ihrer Auftraggeber, die ihnen ja eine ganz andere Mission zugeordnet hatten und haben. Verwahrung und Ausschluß sind keine Antwort auf Geisteskrankheit; sie sind eine Antwort auf Forderungen der Gesellschaft, die das Problem dadurch ›löst‹, daß sie einen Ort schafft, an dem es unter Kontrolle gehalten wird. Sobald die Techniker die Rolle des Aufsehers über die Internierten verweigerten und statt dessen versuchten, den Lebensfunken anzufachen, der in den Eingesperrten – obschon verschüttet oder verdeckt – noch glühte, erschien ihnen das als eine Parteinahme für diejenigen, die sie eigentlich hätten »ruhigstellen« sollen. Es war dies freilich eine zwiespältige Parteinahme: Der Techniker (Angehöriger der bürgerlichen Klasse, ausgestattet mit der geliehenen Autorität und dem Prestige, die seinem Status innewohnen) blieb der Helfer, und der, dem er half, blieb weiterhin der Proletarier oder Lumpenproletarier (Sklave und Objekt dieses Prestiges und dieser Autorität). Gleichwohl berührte die Verweigerung der Techniker etwas Grundlegendes: die Koinzidenz von wissenschaftlichem und gesellschaftlichem Mandat. Da man die Geisteskrankheit für unverständlich und unheilbar erklärt hat, bleibt nichts anderes übrig, als sie an

einem geeigneten Platz zu verwahren. Die ›freie‹ Gesellschaft ist darauf angewiesen, die gesellschaftlichen Störfaktoren zu isolieren, auszusondern, und sie beauftragt die ›Wissenschaftler‹ mit der Kontrolle dieser Verwahrung. Als diese ›Einheit‹ aufgebrochen, diese Fundamentalallianz aufgekündigt wurde, trat die praktische Unterordnung der Wissenschaft unter die Interessen einer Gesellschaft ans Licht, die nicht die Interessen *aller* Gesellschaftsmitglieder verfehlt. Es wurde offenbar, daß sich die Wissenschaft in diesem Bereich auf die Beglaubigung der Zwecksetzungen eingelassen hat, die eine Gesellschaft, die sich selbst als ›frei‹ darstellt, nicht offen zugeben kann: Der bürgerliche Staat schützt die Interessen der Bourgeoisie. Die anderen, seien sie nun gesund oder krank, können nur durch Kampf zu sich selbst und zu ihrem Recht kommen. Daher rührt die Bedeutung der Techniker – ihre Aufgabe ist es, mit allen ihren Mitteln plausibel zu machen, daß die Außenseiter, die Analphabeten, die Verrückten, die Kranken, die geistig Zurückgebliebenen, die Delinquenten dies ein für allemal und *von Natur aus* sind und daß Wissenschaft und Gesellschaft »anthropologische Konstanten« nicht zu korrigieren vermögen. Dieser Mechanismus wird außer Kraft gesetzt, wenn man die authentischen Bedürfnisse der Betroffenen von den künstlichen Bedürfnissen befreit, die dafür sorgen, daß sich jede Bedürfnisbefriedigung in Kontrolle verwandelt. Zugleich tritt so die Dienstfertigkeit bestimmter wissenschaftlicher Ideologien hervor: sie verwalten Entmündigungs- und Domestizierungsprojekte.

Nachdem einmal die Bedingungen dafür geschaffen waren, die wirklichen Bedürfnisse der Betroffenen zur Entfaltung und zur Darstellung zu bringen, entstand unter dem Druck dieser Bedürfnisse eine auf Aufklärung gerichtete Bewegung, die freilich weder Unterstützung noch Verständnis fand. Techniker, die ihre Rolle als »Zustimmungsfunktionär« ablehnen, werden ihrerseits zu gesellschaftlichen Störfaktoren. Also müssen sie ihrerseits »ruhiggestellt« werden. Das geschieht, je nach Lage und Bedarf, entweder durch Stilisierung oder durch Kriminalisierung und Gerichtsprozesse. Der Zugriff auf sie verschärft sich in dem Maße, wie die Außenseiter, die Internierten, die Armen usw. sich über die Mechanismen klarwerden, mittels deren ihre Zustimmung zu ihrer Situation hergestellt und aufrechterhalten wird. Es ist nur logisch, daß sich die Garanten der verfaßten Ordnung gegen Partisanen wehren. Die ausscherenden Techniker stießen jedoch auch bei den politischen Repräsentanten der Betroffenen und ihrer Klasse nur auf geringes und konfuse Verständnis, während die Betroffenen selbst, sofern sie gemeinsam mit dem rebellierenden Techniker nach Mitteln und Wegen zu ihrer Befreiung suchten, ein waches Verständnis der Vorgänge zu haben schienen. So traten denn die Schranken der Intervention sehr rasch zutage. Die Begrenztheit der symbolischen Handlung, die die klassendiskriminierende Funktion der wissenschaftlichen Ideologie aufgedeckt hatte, hing damit zusammen, daß sie ein Kampfbündnis zwischen Technikern und Unterdrückten

lediglich in dem Sektor stiften konnte, den man unmittelbar zu befreien suchte. Damals war der zuständige und gewählte politische Repräsentant der Diskriminierten der Meinung, daß die Austragung des Konflikts an die »Lösung des Hauptwiderspruchs zwischen Lohnarbeit und Kapital« gebunden bleiben mußte. Er erkannte weder den Wert noch die politische Bedeutung einer Wissenschaftskritik, welche die geltende wissenschaftliche Ideologie in eine Krise stürzte. Der »Hauptwiderspruch« hatte für ihn den Vorrang. Das bedeutete allerdings – während man auf die »Lösung des Hauptwiderspruchs« wartete –, die »Objektivität« der Wissenschaft in bestimmten Bereichen, ihre Methoden und ihre interpretativen Theorien gutzuheißen, so als würden sie nicht für Kontroll- und Manipulationszwecke eingespannt. Die Verständnisgrundlagen für diesen Sachverhalt konnten damals nur die Techniker liefern, die sie in ihrer Tätigkeit selbst entdeckten. Aber was der Techniker so abzulehnen lernte, galt dem politischen Vertreter der Unterdrückten noch immer als objektiver wissenschaftlicher Wert. Es gab noch keine gemeinsame Sprache für diese Prozesse und die Verständigung über sie, ihre Vermittlung konnte also einzig über Interpretationen der sich entwickelnden Praxis stattfinden. Der Techniker durfte bei diesem Versuch seine Resistenz nicht einbüßen (hierbei handelt es sich nicht um die Forderung nach intellektueller Freiheit), andernfalls wäre er sofort von der institutionalisierten Politik vereinnahmt worden. Dies hätte ihn – gemessen an dem, was er in seinem Arbeitsbereich

praktizierte – auf unkritische Positionen zurückgebracht. Der politische Gehalt seiner Handlungen in seinem Arbeitsbereich wäre wieder in die institutionalisierten politischen Spielregeln zurückgeholt worden, so daß er erneut das Mandat eines Intellektuellen übernommen hätte, der sich darauf beschränkt, Partei für die Unterschicht zu ergreifen, während er in der Praxis nach wie vor als Garant der herrschenden Doktrinen amtiert. Autonomie zu verlangen für das Unternehmen der Reform konnte unter diesen Umständen leicht mißverstanden werden als Forderung nach Autonomie für den Techniker. In Wirklichkeit jedoch ging es um eine Erweiterung des Konfliktfeldes.

Als die ersten Reflexionen über diese Erfahrungen publiziert wurden, kam es zunächst zu einigen Mißdeutungen: »es gibt keine Geisteskrankheit«, »sie ist eine Erfindung der bürgerlichen Klasse« etc. Zur gleichen Zeit brach die Rebellion der Studenten los und verschärfte sich, im Herbst 1968, die Aktionen der Arbeiterbewegung. Die Techniker begannen sich gegen die Gewaltübertragung zu wehren, die in ihrem Wissen enthalten ist, und die Studenten weigerten sich, sie anzunehmen und fortzusetzen. Die Impulse verwoben sich. Trotz der für alle bürgerlichen Bewegungen charakteristischen Ambivalenz trieb diese Bewegung über den Begriffs- und Handlungsrahmen des Intellektuellen, der »weiß« und »die Massen führt«, hinaus; zur Debatte stand und steht immer noch das Verhältnis zwischen Techniker, Wissenschaft und einer Praxis, *deren Objekt die Massen sind*,

nachdem der Techniker – besonders derjenige der Sozialwissenschaften – erst einmal verstanden hat, daß die ihm von der Gesellschaft zugewiesene und honorierte Aufgabe darin besteht, mittels der von ihm produzierten und angewandten Ideologie sozialen Konsens zu beschaffen und ihn zu manipulieren. Es ist sehr schwierig, die Prozesse aufzudecken und genau zu kennzeichnen, durch die die Intellektuellen bzw. Techniker in ihrer täglichen Praxis – ein jeder auf seinem Gebiet – immer wieder neue Ideologien zur Aufrechterhaltung ihrer Manipulations- und Kontrollfunktion schaffen. Für die Unterdrückten, selbst für ihren politisierten Teil, ist es keineswegs selbstverständlich, in der Wissenschaft die Manipulation und Kontrolle, der sie unterworfen sind, wahrzunehmen; allzu leicht neigen sie dazu, darin einen absoluten Wert zu erblicken, den sie auch deshalb zu akzeptieren bereit sind, weil er, da relativ abstrakt, sich ihren vertrauten Formen des Wissens und Verstehens weitgehend verschließt. Und der aufgeklärte Techniker findet sich hier in der zweideutigen Rolle dessen, der Agent der Manipulation ist und zugleich ihre Anwendung im Sinne seines Auftrages ablehnt. Dennoch kann er gemeinsam mit den Adressaten der Manipulation versuchen, sichtbar zu machen, mittels welcher Verfahren es der wissenschaftlichen Ideologie gelingt, die Opfer Maßnahmen akzeptieren zu machen, die nur scheinbar ihren Bedürfnissen entsprechen, ja, die in Wirklichkeit diese Bedürfnisse zerstören (eben darin besteht die Gewalt der Ideologien). Das ist poli-

tisch wirksamer – obschon vielleicht weniger abenteuerlich –, als wenn wir uns zu Proletariern erklären, die wir nicht sind, oder wenn wir bei deren Kampfmotivationen Anleihen machen, während wir uns gleichzeitig in unserem Tätigkeitsfeld in ein Netz von Mittäterschaft verstricken (lassen), dessen Spannweite und dessen Zweck dem, der in ihm gefangen ist, weder sinnfällig noch bewußt sind. Die theoretisch-praktische Kritik der Wissenschaft als Ideologie (d.h. soweit diese sich dazu hergibt, Konsens zu beschaffen) entdeckt den direkten Zusammenhang zwischen dem Auftraggeber (den Herrschenden), dem Funktionär (dem Intellektuellen bzw. Theoretiker, der die Ideologien produziert oder verfeinert, und dem Praktiker, der sie durchsetzt) und dem vom Auftraggeber intendierten Anwendungszweck der Ideologie. Doch die Delegationsmechanismen und der Gebrauch, den der Auftraggeber von der wissenschaftlichen Ideologie macht, sind weder klar noch leicht ersichtlich. Wer erst einmal dem Zugriff und dem Kompetenzsystem einer Wissenschaft wie z.B. der Medizin ausgeliefert ist, wird in den Diagnosen und in den Therapieprogrammen nur unter Mühen die Elemente und die Strategien der Bevormundung, der als Fürsorglichkeit getarnten Kontrolle, der schleichenden Okkupation wahrnehmen können; er deutet sie schlimmstenfalls als unbefriedigende Antworten auf seine Bedürfnisse. Aber auch diese Bedürfnisse sind bereits konditioniert auf die für sie vorgesehenen Befriedigungsmöglichkeiten. Die Zahnräder des Großge-

triebes greifen ineinander. Kann Aufklärung hier helfen? Wohl nur dann, wenn sie die Selbstbefragung der Aufklärer einschließt, wenn sie sich die Funktionalisierbarkeit ihrer Vorhaben vor Augen hält und wenn sie (dann durchaus politisch), statt den Adressaten der Beschwichtigungsmanöver »beibringen« zu wollen, »worauf es ankommt«, gemeinsam mit diesen an der Enthüllung der Beschwichtigung arbeitet, damit die Betroffenen sich ihr entwinden können. Auf diesem Feld hat der bürgerliche Techniker keine Fürsprache und keine Vollmacht mehr; hier steht er auf derselben Stufe wie der Empfänger der von ihm erbrachten Dienste und muß zusammen mit diesem die wirklichen Bedürfnisse entziffern – nach einem Schlüssel, der nicht derjenige der traditionellen Psychiatrie und Medizin ist. Der Techniker kennt aufgrund seiner Ausbildung und seines sozialen Status lediglich die von der Ideologie bereits vorgeformten und bedingten Bedürfnisse. Und sofern er nicht gemeinschaftlich mit dem Klienten diese Deformierung aufzubrechen lernt, wird er seinerseits bloß solche Vorschläge machen und Rezepte formulieren, die sich in Repressionen gegenüber denjenigen verwandeln (lassen), denen sie nützen sollten. Nur mit Hilfe des Klienten kann er lernen, außerhalb oder unterhalb der die gesellschaftlichen Beziehungen prägenden Ideologie den realen Dissenspunkt auszumachen und zu bezeichnen: den Anspruch, man selbst zu sein (zu werden). Sobald der Techniker den Internierten bzw. den Benutzer des Gesundheitsdienstes

(wobei der Benutzer in der Regel dadurch, daß er zum Gegenstand dieses Dienstes wird, enthistorisiert wird) wieder in seine Geschichte einsetzt, betritt auch er selbst eine neue Geschichte, die nicht länger die Geschichte derer ist, die das Schweigen ihrer Opfer gewährleistet, indem sie es verwaltet. Hier verstößt er gegen die Logik von Angebot und Nachfrage, zerstört er die ökonomische Logik, die Wünsche organisiert, indem sie sie vermehrt oder umlenkt, anstatt sie zu erfüllen. Während er seinen Forschungsgegenstand historisiert und damit zugleich subjektiviert, historisiert sich der Techniker selbst, tritt er heraus aus dem Schlagschatten der ökonomischen Logik. In der Bemühung um die Befreiung des Unterdrückten spiegelt sich die Chance zur Befreiung von einer Unterdrückung, deren Subjekt *und* Objekt er selber ist. Der bürgerliche Techniker lebt in einem Entfremdungszusammenhang, dem er nur dann entkommen kann, wenn er den Verdinglichungszustand, in dem der Unterdrückte lebt, aufzuheben hilft. Sollen die wirklichen Bedürfnisse der Menschen und die ihnen tatsächlich entsprechenden Befriedigungsformen zum Vorschein kommen, so muß man sich gegenseitig Raum geben, man selbst zu werden. Auf dieser gemeinschaftlichen Suche nach praktischer Befreiung wechselt der Techniker seinen Auftraggeber.

Die Geburt der Sozialwissenschaften schien dem Kampf für die Befreiung der Menschen zunächst neue Chancen und Ausblicke zu eröffnen. Psychiatrie, Psychologie und

Psychoanalyse präsentierten neuartige Untersuchungs- und Behandlungsmethoden zur Linderung menschlichen Leids. Die Kriminologie verkündete – im Verein mit der Gesellschaft –, den Kriminellen vor seinen zerstörerischen Strebungen schützen zu wollen. Die Soziologie schien ein Analyseverfahren und ein Verständnis gesellschaftlicher Phänomene anzubieten, die sowohl die gründliche, wachsame Erschließung der Wirklichkeitsprozesse aus ihren Widersprüchen als auch den Eingriff in diese Widersprüche, also in die Triebkräfte jener Prozesse, erlaubten. Doch sobald die neuen Wissenschaften dem institutionalen Sog der Macht und der Imperative der Klassenteilung zu erliegen begannen, verkehrten sie sich zunehmend in Werkzeuge von Herrschaft und Herrschaftsausübung: Theoriebildung »von oben«, Bereitstellung von Zähmungskennnissen.

Diese Entwicklung hat eine Reihe kultureller Körperschaften hervorgebracht, die das menschliche Verhalten kodifizieren und insgeheim zuschleifen und die mit der Produktion künstlicher Bedürfnisse befaßt sind. Sie definieren *Bedeutungen* und sorgen für ihre allgemeine Durchsetzung. Sie klassifizieren die Existenz- und Verkehrsweisen der Menschen, geben ihnen vor, wie ihr Leben auszusehen hat, welche Art von Beziehungen sie untereinander aufnehmen sollen, legen fest, welche Formen der Individuation zugelassen und welche Orientierungssymbole verbindlich sind. Eine ähnliche Definitionsgewalt und Kontrollkompetenz haben einst die Religionen

ausgeübt, mittels der Unterscheidung von Gut und Böse, der Zumessung von Belohnung und Strafe, von Schuld und Sühne. Die Sozialwissenschaften haben sich auf die Fokalisierung des *Normalen* gegenüber dem Pathologischen, des »korrekten« gegenüber dem devianten oder kriminellen Verhalten spezialisiert; sie stützen sich dabei allerdings nicht wie die Religionen auf einen absoluten Wert, der, wenn auch auf unterschiedlichen Ebenen, die Menschen immerhin gleichstellte, sondern auf die Interessen ihres Auftraggebers. Ihr Geschäft ist es, »normale« Verhaltensweisen festzuschreiben, die Grenzen der Norm zu bestimmen und die Abweichungen durch Therapie und Aussonderung zu kontrollieren, freilich nicht auf der Basis der Bedürfnisse der Menschen (d. h. der Bedürfnisse aller Menschen, einschließlich derer, die abweichen), sondern nach Kriterien des ökonomischen Gesetzes und einer – inzwischen überaus verfeinerten – Herrschaftspraxis. Kurz, die Intellektuellen und Techniker der Sozialwissenschaften sind zu Legitimationsagenten dieser Kontrolle geworden. Dieses Mandat des professionellen Technikers ist vielleicht nie zuvor so deutlich hervorgetreten wie heute. Es erinnert in einigen Grundzügen durchaus an die Rolle der Intellektuellen an den Fürstenhöfen, der Dichter, Maler und Musiker, die explizit Auftragsarbeiten ausführten. Damals jedoch war die Distanz zwischen Herr und Knecht so offenkundig und klar, daß der Herr seine Interessen nicht durch Vermittlungen kaschieren mußte: Was er bei den Künstlern in Auftrag gab, diente

unverhohlen der Befestigung und Symbolisierung seines Ansehens und seiner Macht. Erst als die Knechte sich gegen die Herren zu organisieren anfangen und die gesellschaftlichen Strukturen unter der Berührung mit den Vorstellungen von Gleichheit und Demokratie erbeben, änderte sich die Konstellation. Nun kam die Stunde der Ideologien, der Rechtfertigungs- und Befriedungsstrategien und der trickreichen Täuschungsmanöver. Sie besorgten die Besänftigung des Aufbegehrens, die Blendung des Widerstands, die Sicherstellung der »Ordnung« und die Verallgemeinerung der Staatsraison. Im Laufe der letzten zweihundert Jahre ist in den »zivilisierten« Ländern die Folter abgeschafft worden. Die Kontrollmethoden, die von Delegierten, Angestellten, Funktionären des Ideologiebetriebes angewandt wurden, reichten offensichtlich aus, um »die Ordnung aufrechtzuhalten«. Heute scheint eine neuartige Version der Folter in Mode zu kommen: die Präventiv-Folter. Sie arbeitet mit sehr viel ausgefeilteren Mitteln als ihre grobschlächtige Vorläuferin; sie erpreßt nicht Geständnisse, sondern Konsens – Zustimmung zur *Staatsraison*, und die Gewalt fürchtet sich jetzt nicht mehr davor, als solche enttarnt zu werden. Handelt es sich dabei um einen *staatlichen Zwangsapparat*, geschaffen, um die *gesamte Gesellschaft im Zaum zu halten, in Voraussicht von Herrschafts- und Führungskrisen, in deren Verlauf die spontane Zustimmung schwindet?*

Im Zeichen der großen sozialen Kämpfe, unter dem Druck der Bewegungen, die das Recht auf Freiheit und

Nicht-Diskriminierung einklagen, wird es für die Herrschenden zunehmend schwieriger, spontane Zustimmung zu finden. Das Spiel ist durchschaubar geworden, vor allem dort, wo die Widersprüche sichtbar hervortreten. Also muß der *staatliche Zwangsapparat* verstärkt werden; die politische Infrastruktur wird mit Hilfe bestimmter Steuerungs- und Einschüchterungsinstitutionen (Justiz und Militär) unangetastet gehalten; die Autorität und die Techniken der Sozialwissenschaften können dazu mißbraucht werden, Unterdrückung »wissenschaftlich zu legitimieren« – schlagende Beispiele dafür kennt man aus Lateinamerika, wo zum Beispiel Psychologen und Psychiater sich dazu hergeben, den Gefolterten *technisch* Beistand zu leisten.<sup>3</sup>

Je nach dem Entwicklungsstand eines Landes und der Stärke der Opposition wird also entweder auf den Einsatz des *staatlichen Zwangsapparats* oder auf die quantitative und qualitative Erweiterung der Schicht der »Zustimmungsfunktionäre« (so z.B. in den Vereinigten Staaten) zurückgegriffen, um »die Ordnung« zu gewährleisten, die Loyalität der Regierten aufzurüsten. Mit dem zweiten Verfahren, das glimpflicher erscheint, aber nicht minder wirksam ist als das erste, ist die Professionalisierung von Interventionswissen verbunden: Es entstehen neue Berufe und Berufsrollen; neue besondere Ausbildungsgänge werden geschaffen (z.B. für Soziologen, Psychologen, Sozialarbeiter); eine Kette von Spezialisten umspannt die Gesellschaft, die geschult sind, Konflikten vorzubeugen, Unruhe abzuwenden, Dissens zu entschärfen, kurz, die

»Normalisierung« der Verhältnisse voranzutreiben. Es ist grotesk und tragisch, daß Intellektuelle, indem sie sich an die Institutionen der Macht anbinden, unter dem Schein der Hilfeleistung die Opfer der Macht vollends entwaffnen: In der Pose des Samariters geben sie ihnen den tödlichen Kuß.

So scheint es denn durchaus angebracht, eine Analyse der Funktion und der Möglichkeiten der Techniker in der bürgerlichen Gesellschaft zu versuchen, die über den abstrakten Vorsatz der Rollenverweigerung einerseits und die Angst, als Produzent neuer Ideologien reintegriert zu werden, andererseits hinausgeht. Kann der Techniker, der sich seiner Instrumentalisierung bewußt geworden ist, dazu beitragen, daß die davon unmittelbar Betroffenen ihrerseits zur Erkenntnis ihrer Lage gelangen, wobei es sich allerdings um eine Erkenntnis handelt, die nicht abstrakt, von außen, gewonnen, sondern nur *gemeinsam mit den Betroffenen gesucht und hergestellt werden kann*? Tatsächlich besteht die Gefahr, daß der »Arbeiter des Negativen« (wie Lourau ihn nennt) als Produzent neuer Ideologien funktionalisiert wird, und diese Gefahr wird um so größer, je mehr wir uns von den Bedürfnissen distanzieren, die es zu entdecken gilt. Jeder offene gesellschaftliche Antagonismus ruft eine Ideologie auf den Plan, die ihn verdecken soll; sie definiert, bündigt und kodifiziert ihn, trägt jedoch den nächsten Widerspruch bereits in sich. Worauf es ankommt, ist, uns klarzumachen, was es bedeutet, »Zustimmungsfunktionär« zu sein, und was es bedeuten

kann, sich diesem Geschäft zu verweigern. Kurz, es gilt, die Sphäre des symbolischen Handelns an die *Praxis* zurückzukoppeln: analytisch, politisch, kulturell. Die Auseinandersetzung muß so geführt werden, daß sie wieder in die Praxis zurückkehrt. Nicht nur der klassische, Ideologien produzierende Intellektuelle ist als »Zustimmungsfunktionär« wirksam; heute repräsentiert jeder kleine Techniker (auch wenn er aus der Arbeiterklasse oder der Kleinbourgeoisie stammt) den Machtkonsens, er identifiziert sich mit ihm und verteidigt ihn – ausgestattet mit abgeleiteter oder geborgter Autorität (und unter Berufung auf sie), beteiligt er sich an der gesellschaftlichen Durchsetzung der Herrschaftslogik. Längst haben die Herrschenden einen Teil der Beherrschten auf ihre Seite gezogen, in ihr Wertesystem verstrickt: durch Vervielfachung der Funktionen und durch Vervielfältigung der Funktionäre. Wie ist diesem Gewebe beizukommen? Vielleicht indem man nach Antworten auf folgende Fragen forscht:

Erleichtert es dem Manipulierten das Verständnis und die Kenntnis der Prozesse, über die die Manipulation verläuft, wenn der Techniker sich weigert, den ihm erteilten Auftrag zu erfüllen, und er sich – gemeinsam mit dem, der das Objekt der Manipulation sein soll – auf die Suche nach *anderen* Arbeits- und Kooperationsformen begibt? Kann – z.B. im Falle der psychiatrischen Versorgung – diese Weigerung dem Kranken tatsächlich zur Einsicht in seine Rolle im gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang verhelfen? Kann der professionelle Techniker die ihm zu Gebote

stehenden Mittel dazu gebrauchen, die seinen Eingriffen impliziten Manipulations- und Kontrollprozesse zu entlarven? Wie weit kann diese Entlarvung gehen, und wie kann das Bewußtsein von diesen Prozessen in den Besitz der Manipulierten gelangen? Wenn aber der professionelle Techniker – wissentlich oder unwissentlich, willentlich oder unwillentlich – ein Agent von *Befriedungsverbrechen* ist (von denen unsere Institutionen durchdrungen sind im Namen der Ideologie von Fürsorge, Pflege und Schutz der Kranken und Schwächeren oder im Namen der Ideologie von Strafe und Rehabilitation), ist er dann imstande, nicht nur aufzudecken, wie immens das Ausmaß an Gewalt und Mißständen in den Institutionen nach wie vor ist (Irrenhäuser, Gefängnisse, Fürsorgeheime etc.), sondern auch, mittels welcher Verfahren die Wissenschaft diese Institutionen legitimiert?

Fragen über Fragen. Sie zu klären ist überaus schwierig, nicht zuletzt deshalb, weil Einrichtungen der Fürsorge in unserer Gesellschaft weit mehr den Wünschen und Interessen ihrer Organisatoren und der sie betreibenden Organisationen gehorchen als denen der Klienten. Das Musterbeispiel dieser institutionellen Logik ist das Hospital – seine innere Struktur folgt den Zweckbestimmungen durch die Ärzte und das Personal, nicht durch die Kranken.

Wie im Regelfall eine öffentliche Gesundheitseinrichtung geplant wird, zeigt ein Fragebogen aus dem Jahre 1972 zu dem Thema »Utopie und Wirklichkeit einer zukünftigen psychiatrischen Organisation«, der von Professor Christian

Müller, dem Direktor der Psychiatrischen Klinik von Cery, Lausanne, ausgearbeitet und u. a. auch uns vorgelegt worden war. Im Vorwort heißt es:

»Supposez que vous viviez dans une société occidentale, de type européen ou américain, organisée selon vos idées et conceptions politiques. Vous seriez appelé à organiser des Services de santé mentale et de Psychiatrie pour un groupe démographique limité de 100 000 habitants dans un cadre urbain. Vous seriez libre de choisir seul les moyens dans le cadre d'un budget en Proportion raisonnable par rapport au revenu de cette Population.«

Es liegt auf der Hand, daß die Formulierung einer theoretischen Hypothese über die Organisation eines psychiatrischen Dienstes für eine abstrakte Population von 100000 Einwohnern, wobei gleichzeitig die Grenzen, innerhalb deren sich die Theorie bewegen soll, genau bezeichnet werden sollen, einen ganz und gar abstrakten Diskurs einleitet, der, anstatt zur Veränderung der Wirklichkeit beizutragen, von dieser Wirklichkeit von Anfang bis Ende determiniert und neutralisiert ist. Die »technische« Hypothese kann zwar den Ansprüchen des Technikers genügen, niemals aber denen des Klienten, eben weil sie das Ergebnis einer Abstraktion ist – einer Abstraktion von der Lage und von den Bedürfnissen der Betroffenen.

Wie läßt sich verhindern, daß die psychiatrische Organisation eine Gettoisierungsmaschine bleibt, die nichts anderes als die technischwissenschaftliche Ideologie seiner Verwalter in Gang hält? Wie lassen sich die konkreten

Bedürfnisse, die es zu beachten und auf die es zu antworten gilt, namhaft machen, wenn und solange diese ständig dem Dienstleistungs-Angebot angeglichen werden? In unserem Gesellschaftskontext sind die in dem Fragebogen vorgeschlagenen Begriffe *Wirklichkeit* und *Utopie* keine kontradiktorischen Begriffe, sondern komplementäre Begriffe mit unterschiedlichen operativen Akzenten, so daß der eine unschwer in den anderen übersetzt werden kann. *Wirklichkeit* und *Utopie* sind hier beide nur scheinbar verschiedene Gesichter der *Ideologie*, die jede Hoffnung und jeden Impuls, die Verhältnisse umzuwälzen, zu Gunsten der etablierten Macht verzerrt. Die Wirklichkeit, in der wir leben, ist selber ideologisch – Ausdruck und Ergebnis von Definitionen, Kodifizierungen, Klassifikationen, Motivationen, Normen und Regeln, in denen die Macht bereits nistet und die sie zu ihrer Selbsterhaltung eingeführt hat. So gibt es denn unter den Bedingungen der gegenwärtigen Gesellschaftsformation weder ein *praktisch Wahres*, an dem man überprüfen könnte, ob die Hypothesen wirklich die Bedürfnisse erfassen und ihnen ans Licht helfen, noch gibt es eine Utopie, die als hypothetisches Element die Wirklichkeit verändernd transzendierte. Beides hätte zur Voraussetzung, daß sich die Menschen von der Sklaverei der Ideologie befreit haben, daß sie ihre Bedürfnisse in einer Wirklichkeit zum Ausdruck bringen können, die in ihrer Widersprüchlichkeit sichtbar ist, die also die zu ihrer Veränderung oder Überwindung erforderlichen Hebel offen enthält, kurz, in der die Widersprüche nicht von der

Herrschaft stillgestellt oder umgebogen sind. Daher läuft jede hypothetische Konstruktion Gefahr, in zwei entgegengesetzte Fehler zu fallen: entweder an den wirklichen Bedürfnissen vorbeizugehen und – mittels einer neuen Wirklichkeits-Ideologie – Bedürfnisse so zu prägen, daß sie den ihnen verordneten Deutungen entsprechen, oder mit Maßnahmen zu reagieren, die eben jener Logik verhaftet bleiben, welcher die Schwierigkeiten entstammen, die man beheben will. In beiden Fällen ändert sich an der Praxis nichts, d. h. sie bleibt Wirklichkeits-Ideologie, deren Reformkapazität darauf beschränkt ist; Probleme von Gesellschaftssegmenten zu definieren und zu umschreiben.

Halten wir uns an ein Beispiel. Die präventiven psychiatrischen Dienste, die heutzutage geplant und/oder eingerichtet werden, folgen allesamt der wissenschaftlichen und ökonomischen Logik unserer Gesellschaft, die auf Geisteskrankheit mit Ausschluß reagiert. Da diese Krankheit als unheilbar und unverständlich gilt, da Gefährlichkeit und Obszönität zu ihren Hauptmerkmalen erklärt sind, antwortet die Wissenschaft auf sie mit Abspaltungsgesten. Das Unverstandene wird exterritorialisert – im Irrenhaus, wo es deponiert, verwaltet und bewacht wird. Dieses Programm geht zusammen mit einem zweiten, das in jenem enthalten ist: Effektivität und Produktivität bestimmen die Norm. Wer diesen beiden Kriterien nicht genügt, wird zurückgewiesen, isoliert, damit er den gesellschaftlichen Rhythmus, der für das Befremdliche keinen Platz hat, nicht stört. Der Zirkel ist perfekt. Wissenschaft und Ökonomie

gehen im Gleichschritt – jene zieht die Grenzen der Norm in einer Weise, die dieser nützlich und zuträglich ist. Anders ausgedrückt: Die Wissenschaft liefert den Nachweis für pathologische Differenz, der dann, gemäß den Imperativen der wirtschaftlichen und der öffentlichen Ordnung, zum Zweck der sozialen Kontrolle instrumentalisiert wird. Die Präventiveinrichtungen erhalten diese Bedingungen aufrecht; sie ändern weder etwas an der Logik der Ausschließung noch an der Instrumentalisierung der Krankheit. Sie orientieren sich nicht an dem Problem der Krankheit und der Gesamtheit der krankheitsfördernden Prozesse, sondern an ihrem eigenen Imperialismus: Erweiterung ihrer Zuständigkeiten durch Umetikettierung von Verhaltensweisen, die bislang noch als »normal« toleriert waren. Die Definitionskompetenz über das Reguläre und das Irreguläre, das Normale und das Deviante ist Gewaltkompetenz: Sie beschreibt nicht nur eigenhändig ihr Gegenstandsfeld, sondern stellt es jeweils auch selber her. Die Utopie-Ideologie verschiebt lediglich das Zuschreibungsniveau der *Verschiedenheit*, indem sie »Ungleichheit« interpretiert, also die Logik der Scheidung von Gesundheit und Krankheit und die damit verknüpfte Ausschließung auf festgelegten gesellschaftlichen Standards bestätigt. In ihren Resultaten gleicht sie deshalb dem Programm technisch effizienter Gesundheitsinstitutionen, die ebenfalls die Krankheit an ihre Kodifizierungen ketten. Um die psychiatrischen Institutionen und Dienste (übrigens ebenso wie alle anderen gesellschaftlichen Institutionen) ändern zu können,

müssen zunächst das Verhältnis des Bürgers zur Gesellschaft und, damit verbunden, die dominante Einstellung zu Gesundheit und Krankheit verändert werden. Es gilt zu verstehen, daß der Wert eines Menschen, ob krank oder gesund, nicht die abhängige Variable von Krankheit oder von Gesundheit ist; daß Krankheit ein Territorium sowohl der Selbstentfremdung als auch der Selbstfindung ist. Und es gilt zu erkennen, daß, solange die zwischenmenschlichen Beziehungen rigide von den gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen bestimmt sind, auch Krankheit – welcher Art immer sie sein mag – in Termini dieser Verhältnisse aufgefaßt und interpretiert wird. Was heißt das? Es heißt, daß sie in der Logik dieser Verhältnisse ein Element der gesellschaftlichen »Wertbestimmung« der Individuen, also gegebenenfalls deren irreversibler sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Stigmatisierung ist. Damit ist nicht – wie oft fälschlich angenommen wurde – gesagt, daß es Geisteskrankheit nicht gebe und daß man sich in der Psychiatrie oder in der Medizin nicht um bedeutsame Phänomene kümmern sollte. Aber es ist damit gesagt, daß die Krankheit, als ein Zeichen menschlicher Widersprüche, im Rahmen der Logik von Ausbeutung und Privilegierung funktionalisierbar ist; sie erscheint dann als etwas anderes, als sie in Wahrheit ist. Und solange dies so bleibt, zielen die therapeutischen Handlungen und Konzepte nicht auf die Krankheit selbst, sondern immer nur auf ihr *Double*, das für sie nach den Erfordernissen von Produktion und Konsum geschaffen worden ist und in dem sich Herrschaft

abbildet.<sup>4</sup> Wie kann man, solange jeder zwischenmenschlichen Beziehung ein Herrschaftsverhältnis zugrunde liegt, im Ernst glauben, die therapeutische Beziehung zwischen Arzt und Patient sei frei von solcher Herrschaft? Wie kann man von psychiatrischer Prophylaxe sprechen, wenn und solange die Bastionen des Gesundheitswesens (Krankenhäuser, Ambulatorien, Armenhäuser etc.) das unserer Gesellschaftsstruktur innewohnende Gewaltverhältnis wiederholen, wenn und solange die zur (primären, sekundären und tertiären) Prävention geschaffenen Institutionen selber krankmachend sind? Es ist offenkundig, und die Erfahrung lehrt es, daß unter diesen Bedingungen die Prävention lediglich die Kontrolle *vermittels* der Krankheit gewährleistet. Diesen Zustand zu korrigieren wird nur dann möglich sein, wenn die in die Rolle des Mediziners eingeschriebene Verklammerung von Wissen und sozialer Macht aufgebrochen wird. Gelingt dies nicht, so werden gesellschaftliche und menschliche Widersprüche weiterhin für natürliche Widersprüche ausgegeben werden und auch die neuen Gesundheitseinrichtungen<sup>5</sup>, die ihrem Programm und Anspruch nach den Bedürfnissen aller gerecht werden sollen, vorwiegend die Interessen ihrer Konstrukteure spiegeln sowie die innere und äußere Organisation dieser Institutionen mehr den Präferenzen des Technikers als denen des Klienten folgen, auch wenn scheinbar der Arzt heilt und der Klient geheilt wird.

Die Beendigung des Experiments, das elf Jahre lang in der Psychiatrischen Anstalt von Görz<sup>6</sup> stattgefunden hat,

ist, jedenfalls soweit es die Techniker betrifft, der Versuch einer konsequenten Weigerung, bei einem klassenspezifischen Aussonderungsprozeß, den die Wissenschaft durch das Alibi der Kontrolle psychischer Devianz legitimiert, den Komplizen zu spielen. Die damals von dem Therapeutenteam abgegebenen Erklärungen können besser als jeder Kommentar die Bedeutung des Vorgangs und das von den Technikern in dieser Situation entwickelte Konzept veranschaulichen, das verhindern sollte, daß die soeben erst abgebaute Irrenhaus-Logik wieder in ihre Rechte eingesetzt wird. Jenseits des symbolischen Wertes, den die praktische Demonstration, daß man ein Irrenhaus öffnen kann und daß die Internierten teilweise rehabilitiert werden konnten, gewiß gehabt haben mag, lag die Hauptbedeutung des Experiments darin, ein fundamentales gesellschaftliches Problem ans Licht der Öffentlichkeit gezogen zu haben. Es ging bei diesem Experiment weder darum, wie grob vulgarisierende Interpretationen oft unterstellt haben, die Kranken im Namen der »Revolution« zu instrumentalisieren, noch darum, den Beweis zu führen, daß jede Form von Therapie überflüssig ist, sofern sie nicht für die »Revolution« fruchtbar gemacht werden kann. Allerdings ging es darum, aus einem Repressionsmoment der allgemeinen gesellschaftlichen Konditionierung eine politische Folgerung zu ziehen. In diesem Sinne sind die im folgenden wiedergegebenen Dokumente zu lesen.

## *Presseerklärung<sup>1</sup>*

»Elf Jahre nach Beginn der Umwandlung des Irrenhauses von Görz habe ich heute der Staatsanwaltschaft vorgeschlagen, 130 Insassen der Anstalt ein Genesungs-Zertifikat auszustellen. Außerdem habe ich empfohlen, 68 Patienten aufgrund des Artikels 4 des Gesetzes Nr. 431/1968 zu »freiwilligen Patienten zu erklären, d. h. zu Personen, die freiwillig in psychiatrischer Behandlung sind, sich jedoch das Recht vorbehalten, auf ihren Antrag hin entlassen zu werden. Es verbleiben, außer den jetzt schon »Freiwilligen«, noch 52 Patienten, auf die noch das Gesetz 1904 angewandt wird.

Dem Präsidenten der Provinzverwaltung habe ich einen detaillierten Bericht über administrative Sachverhalte der aktuellen Krankenhaussituation und die von mir beim Staatsanwalt eingereichten Vorschläge zugestellt. Ich habe den Kreisarzt informiert. Und ich habe meinen Rücktritt als Direktor des Krankenhauses – gemeinsam mit dem gesamten Ärztetab – erklärt.

Wir sind von der Hypothese ausgegangen, daß das Irrenhaus weit eher als Abstellplatz für deviante Personen, die aller gesellschaftlichen und ökonomischen Chancen beraubt sind, denn als Zufluchtstätte für die Geisteskranken dient. Es ist uns im Laufe der Jahre gelungen, die allmähliche Rehabilitation derer voranzutreiben, die weit mehr von der langen Dauer der Abgeschlossenheit als von der Krankheit selbst zerstört worden waren. Es ist nicht länger zu verantworten, den größten Teil der Patienten in einer Institution eingeschlossen zu halten, die ihnen weder die Aussicht auf Entlassung noch irgendein Ziel bietet. Die Fortsetzung ihrer Verwahrung würde sie sehr bald wieder auf den Stand der Hospitalisierung und der persönlichen Zerrüttung zurückfallen lassen, auf dem wir sie angetroffen haben. Hier soll nicht untersucht werden, warum die Provinzverwaltung von Görz sich geweigert hat, die

Außenzentren zu eröffnen, die seit 1964 vorgeschlagen und geplant worden sind (besonders das von Cormons, das seit mehr als zwei Jahren fertiggestellt ist); hier soll auch nicht ihr greifbar negativistisches Verhalten erörtert werden, das der Anstalt jede Annäherung an die Gemeindeverbände überaus erschwert hat, in Zusammenarbeit mit denen es sehr wohl möglich gewesen wäre, ein beschützendes Netz (für Vorsorge und Nachbehandlung) zu knüpfen, das vielen ›Freiwilligen‹ eine endgültige Rehabilitation ermöglicht hätte und ermöglichen würde – statt dessen müssen sie sich wieder in der Gemeinschaftsroutine einrichten.

In dieser Situation *scheint uns unsere Anwesenheit in der Psychiatrischen Anstalt von Görz nicht nur sinnlos, sondern sogar schädlich zu sein für die Patienten – und das ist die Mehrzahl* –, für deren Internierung wir als Psychiater die Rechtfertigung liefern. Wenn es sich dabei um Personen handelt, für die keine externen Lösungen gefunden werden konnten, weil sie alleinstehend sind, weil sie arm sind, weil sie abgelehnt werden, so können wir sie doch nicht deswegen weiterhin mit dem Etikett der Geisteskrankheit behaften, mit all den Konsequenzen und Bedeutungen, die mit dieser Etikettierung verbunden sind.

Wir kennen zum gegenwärtigen Zeitpunkt weder die Entscheidung des Staatsanwalts noch die des Präsidenten der Provinzverwaltung. Wir wissen nur, daß wir mit Bitterkeit von dieser Anstalt Abschied nehmen, wo es uns, trotz der Polemiken und Angriffe, trotz der Bedrängnis, in der wir uns jetzt befinden, gelungen ist, eine Möglichkeit zu erschließen, die Medizin ehrenhaft zu praktizieren und aus der Psychiatrie ein Mittel der Befreiung zu machen, nicht der Unterdrückung, wie sie es allzu lange gewesen ist.

Die Veröffentlichung unserer Aktion wird man uns wieder einmal als Beleg für unser Geltungs- und Erfolgsstreben auslegen. Doch wenn wir das vor zehn Jahren begonnene Experiment öffentlich für beendet erklären, fällt es der an diesem

Problem – unserem und ihrem – interessierten Öffentlichkeit vielleicht leichter zu verstehen, welche Bedeutung die praktische Auseinandersetzung besitzt, die wir eingeleitet und bis heute geführt haben. Es war weder für uns leicht noch für jene, die uns vorangegangen sind und die jetzt an anderen Orten, mit demselben Ziel arbeiten. Aber wir glauben eine Anschauung davon vermittelt zu haben, was das psychiatrische Etikett der Geisteskrankheit ist und wozu es benutzt werden kann.

Zum Schluß sei darauf hingewiesen, daß die Kranken, die ehemaligen Kranken, die ehemaligen Internierten, mit denen wir viele Jahre zusammen waren, gezeigt haben, daß sie unsere Aktion voll verstanden haben. Sie haben das zum Ausdruck gebracht durch die Forderung nach einer Lösung, die die Grenzen der Medizin überschreitet: sie haben davon Zeugnis abgelegt durch die Reife und die Klarheit, mit denen sie in unseren Versammlungen die Diskussion über ihre Zukunft begonnen haben. Ihnen wünschen wir, daß niemals wieder ein Kollege von uns in diese Anstalt kommen möge, der durch einen Federstrich ihre Krankheit und ihre tragische Karriere wieder in Gang setzt.«

»Sehr geehrter Herr Präsident<sup>8</sup>,

nach der von Ihnen im *Il Piccolo* gegebenen Erklärung zu der Situation, die sich im Anschluß an die Stellungnahme des Direktors Dr. Domenico Casagrande an der Psychiatrischen Anstalt in Görz ergeben hat, erscheint es mir dringlich geboten, öffentlich zu intervenieren, um einige Präzisierungen vorzunehmen. Ich billige das Vorgehen von Dr. Casagrande, das ich für ausgesprochen korrekt halte, ohne Einschränkung. Seine Entscheidung ist die logische Konsequenz aus der vor elf Jahren begonnenen Arbeit und zugleich eine praktische Bestätigung ihrer Stichhaltigkeit. Sie bezeichnen diese Entscheidung als eine emotionale Reaktion«, betrachten sie völlig isoliert, herausgelöst aus dem Kontext, in dem

sie getroffen worden ist. Was sonst könnte eine Stellungnahme dieser Art ausdrücken, wenn nicht die Unmöglichkeit, die Aktion weiterzuführen, sofern sie nicht Gefahr laufen will, wieder zu einer normalen Irrenhaus-Veranstaltung zu verkommen, weil ihr keine Perspektiven und Anknüpfungspunkte mehr zur Verfügung stehen? Ist es ein Zeichen von ›Unreife‹, daß man in Görz seit Jahren darauf wartet, daß endlich jene externen Bedingungen hergestellt werden, die allein die Rehabilitation und schrittweise Wiedereingliederung der Patienten erlaubt hätten, der Patienten, für die es keinen vernünftigen Grund mehr gibt, in der Anstalt zu bleiben? Ist es nicht vielmehr ein Zeichen beruflicher Seriosität, wenn man die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Schranken lenkt, auf die der Techniker in Ausübung seiner Arbeit stößt, Schranken, die von den für die Fürsorge zuständigen öffentlichen Institutionen aufgerichtet wurden? Und ist es nicht ein Zeichen ziviler und gesellschaftlicher Verantwortlichkeit, wenn man die für die Besorgung des öffentlichen Wohls vorgesehenen Organe auf ihre Verantwortlichkeit hinweist? Sollte all dies ein Anzeichen für Unreife sein, so wäre zu wünschen, daß es mehr Unreife gäbe.

Im übrigen sind Ihre eigenen Erklärungen widersprüchlich, da Sie zwar auf der einen Seite den Wert dessen, was Sie ›die Methode von Basaglia‹ nennen, bestätigen und anerkennen; auf der anderen Seite aber verhindert die von Ihnen geführte Provinzverwaltung praktisch jede Weiterentwicklung und verordnet eben dieser Methode so den Tod durch Ersticken. Wenn Sie bereit sind, anzuerkennen, daß die Umwandlung der Psychiatrischen Anstalt in Görz eine für die Neufassung des Problems der Psychiatrie in Italien wesentliche Handlung war, warum machen Sie dann die Genehmigung der Weiterentwicklung von der Untersuchung der Situation der italienischen Psychiatrie im allgemeinen abhängig? Welche Hinweise kann eine abstrakte Untersuchung über eine zu verändernde Realität geben, da wir doch längst konkreten Bedürfnissen gegenüberstehen, auf

die wir in einer bereits veränderten Realität eingehen müssen? Die Untersuchungskommissionen sind in diesem Falle nichts anderes als ein Alibi für die bürokratische Verzögerung eines Versuchs, der sich, von realen Forderungen und Notwendigkeiten gedrängt, weiter entfalten möchte. In der Psychiatrischen Anstalt in Görz hat man sich bemüht, auf unmittelbare Bedürfnisse der Kranken einzugehen, Bedürfnisse, die schrittweise, Hand in Hand mit der Rehabilitation, qualitativ bewußter und klarer wurden. Was bleibt dem Pfl egeteam des Krankenhauses jetzt anderes übrig, als aufzuhören und zu erklären, daß die Bedürfnisse der Mehrzahl der Patienten nicht in ihren Kompetenzbereich gehören?

Der Techniker, der zum Schutz und zur Verteidigung dessen arbeiten möchte, der seine Hilfe und seine Kenntnisse beansprucht, kann die ihm von der Wissenschaft angebotenen Instrumente nur dann sinnvoll gebrauchen, wenn es ihm gelingt, sie zu Befreiungs- statt zu Unterdrückungsmitteln zu machen. Die Wissenschaft – genau wie die Gesetze – entsteht aus einem Bedürfnis nach Behütung und Befreiung des Menschen; sie wird jedoch allzu leicht zu einem neuen Unterdrückungsvehikel. Die Technik – wie das Gesetz – kann als Befreiungswerkzeug eingesetzt werden, wenn es uns jeweils gelingt, zu erkennen, welche wirklichen Bedürfnisse befriedigt werden müssen. Wir dürfen nicht unterstellen oder akzeptieren, daß Wissenschaft und Gesetz dazu dienen, die Interessen der Techniker oder der Gesellschaft, die jene beauftragt, zu erfüllen. Das Krankenhaus ist zur Heilung der Kranken da, nicht dazu, das Pflegepersonal zu beschäftigen oder die Gesellschaft vor den Kranken zu schützen. Sobald ein Krankenhauspatient Bedürfnisse bekundet, die über die Krankheit, an der er gelitten hat, hinausweisen, der Arzt ihn aber weiterhin unter dem Krankheits-Etikett beläßt, unterbricht dieser den Rehabilitations- und Genesungsprozeß.

Die Stellungnahme von Dr. Casagrande stimmt völlig überein mit dem, was wir bisher behauptet haben. Sein Vorschlag – her-

vorgegangen aus den Bedürfnissen der Kranken der Psychiatrischen Anstalt in Görz – könnte eine praktische Alternative zu traditioneller Wissenschaft und institutioneller Gewalt darstellen, ein Vorschlag, der alle zur verantwortlichen Teilnahme an der Erarbeitung einer gemeinsamen Lösung aufruft, statt weiterhin den altbekannten Sündenbock für das Wohl und die Sicherheit der anderen bezahlen zu lassen.«

»Liebe Freunde<sup>8</sup>,

nach elfjähriger Arbeit verlassen wir heute das Krankenhaus, und ihr wißt in welcher Absicht. Es erübrigt sich, die Bedeutung dieser unserer Entscheidung noch einmal zu erläutern – ihr seid mit ihren Gründen vertraut, und sie ist aus euren Bedürfnissen hervorgegangen, denen zu genügen uns nicht länger ermöglicht wurde.

Der an diesen Problemen unmittelbar interessierten Öffentlichkeit mußte verdeutlicht werden, wie weit man in einer veränderten Institution vorankommen kann und auf welche Hindernisse man bei der Entfaltung von Veränderungen stößt. Kurz, es mußten die Verantwortlichkeiten und die Kompetenzen kenntlich gemacht werden. Die Psychiatrische Anstalt in Görz hat im Laufe der letzten Jahre praktische Anregungen für den Umgang mit den Problemen des kranken Menschen und seinem Leiden gegeben. Wir alle hatten mit Schwierigkeiten, Unverständnis und Querelen zu kämpfen; aber die Anstrengung, die wir gemeinsam unternommen, und der Versuch, den wir gemeinsam begonnen und bis zum heutigen Tage fortgeführt haben, sind, wie sich herausgestellt hat, von großem Gewicht: Die Hoffnung auf ein mögliches *anderes* Verhältnis zwischen den Menschen als das, dem wir uns gebeugt haben, ist wieder erwacht.

In der Provinz Görz und weit über ihre Grenzen hinaus sprechen und diskutieren jetzt der Bürger, der potentielle Kranke

und der potentielle Klient der Gesundheitseinrichtungen über das offene Krankenhaus, das geschlossene Krankenhaus, die Dringlichkeit einer Reform des Gesundheitswesens, die den Interessen des Kranken nachkommt. Das heißt, der Bürger hat – angeregt durch ein praktisch-demonstratives Experiment und dessen publizistische Beachtung – den immensen Schatten der psychischen Erkrankungen und das außerordentliche Problem ihrer Therapie wahrgenommen. Wir halten unsere Entscheidung, die zur Folge hat, daß wir das Krankenhaus verlassen werden, für den konsequenten praktischen Ausdruck unserer Weigerung, Schranken zu akzeptieren, die uns von außen gesetzt werden und die unsere Arbeit beeinträchtigen, die diese Arbeit behindern und lähmen durch Verzögerungs- und Hinhalte-Taktiken, indem sie auf morgen vertagen, was heute getan werden kann und muß. Unter den obwaltenden Umständen müßten wir eure von Grund auf berechnete Frage: ›Wann kann ich wieder nach Hause?‹ mit der alten Lüge der traditionellen Irrenhäuser abspeisen: ›Morgen‹, obwohl klar wäre, daß es dieses Morgen in eurem Kalender nicht gibt. Was uns in dieser Weigerung, euch gegenüber mitschuldig zu werden, vereint, ist das Projekt, das wir zusammen mit euch – Patienten, Pflegern und Ärzten, die vor uns da waren – betrieben haben. Die wohl ausschlaggebende Bedeutung dessen, was in Görz geschehen ist, besteht darin, daß es tatsächlich das Ergebnis einer Anstrengung, einer Arbeit unter verantwortlicher Einbeziehung *aller* Beteiligten war: Die Urheberschaft der Umwandlung dieser Institution liegt nicht bei Einzelnen oder Gruppen, sondern bei der gesamten Population des Krankenhauses. Ich erinnere mich an eine Bemerkung, die gelegentlich einer von euch gemacht hat. Er sagte, die Ärzte hätten den Schlüssel ins Schlüsselloch gesteckt, und die Kranken hätten den Schlüssel umgedreht, um die Tür wirklich zu öffnen. Dieses Bild zeigt, daß verstanden worden ist, worauf es ankommt und was die Mehrzahl der Behörden immer noch nicht verstanden hat.

Die Psychiatrische Anstalt in Görz mußte, ihrer Geschichte wegen und weil sie zu einem Anhaltspunkt für die italienische Psychiatrie geworden war, die Hemmnisse, die ihr Projekt zu entstellen drohen, öffentlich machen. Es handelt sich dabei keineswegs um eine fahrlässige Machtprobe, die auf eurem Rücken ausgetragen wird. Wir wissen sehr gut, wie genau ausgebildet die Verantwortlichkeit ist, die im Innern der Anstalt am Werke ist. Wir haben einen gemeinsamen Kampf geführt, bei vielen Gelegenheiten haben wir gesiegt, und es ist uns gelungen, etwas überaus Bedeutsames hervorzubringen. Daß wir uns jetzt trennen, signalisiert keine Niederlage, weder für uns noch für euch, sondern eine weitere Phase des Kampfes, den wir gemeinschaftlich, wenn auch auf verschiedenen Terrains, fortsetzen müssen.

Die neuen Ärzte, die uns ersetzen werden, werden vielleicht nicht wissen und nicht gleich verstehen, was wir uns gegenseitig bedeutet haben; sie werden nicht wissen und nicht gleich verstehen, was es heißt, gemeinsam die Befreiung anzustreben; sie werden nicht wissen und nicht gleich verstehen, worauf wir miteinander hinauswollten und woran man uns gehindert hat. Jetzt liegt es bei euch, dies deutlich werden zu lassen. Was erreicht worden ist, wird sich schwerlich rückgängig machen lassen. Ihr seid es, die den Lebensrhythmus des Krankenhauses bestimmen. Die Rollen haben sich bereits vertauscht. Es ist eure Aufgabe, die neuen Ärzte mit den Interessen, Wünschen und Bedürfnissen bekannt zu machen, denen sie gerecht werden müssen. Es liegt an euch, ihre Angst zu heilen und zu lindern, da ihre Aufgabe nicht leicht ist; sie ist weniger leicht als die eure, da ihr schon wißt, was euch fehlt. Es ist eure Aufgabe, sie verstehen zu lassen, worin unsere Arbeit in diesen letzten Jahren bestanden hat, und zu bezeugen, wie man verantwortlich bzw. »zurechnungsfähig« wird, nachdem man für unzurechnungsfähig erklärt worden war.

Wir sind betrübt, weil wir euch verlassen müssen. Aber wir sind gelassen, da das von uns gemeinsam Geschaffene euch ge-

hört und von niemandem ausgelöscht werden kann. Und wir sind sicher, daß ihr, Patienten und Pfleger, euren und unseren Kampf weiterführen werdet. Ihr wißt, daß wir zwar an verschiedenen Orten, aber für dieselben Ziele kämpfen werden.«

»Sehr geehrter Herr Präsident<sup>10</sup>,

Ihnen, dem Vorsitzenden der Wettbewerbskommission der Psychiatrischen Anstalt in Görz und Präsidenten der Provinzverwaltung, teile ich mit, daß ich mich infolge der jüngsten Vorkommnisse entschieden habe, aus der Kommission auszuschcheiden. Ich erkläre hiermit meinen Rücktritt.

Die Vorfälle der letzten Monate haben diesen Entschluß in mir reifen lassen. Wofür soll ich denn bei diesem Wettbewerb noch bürgen, da er doch bereits beendet worden ist durch die Gruppe, die die Psychiatrische Anstalt in Görz inzwischen in Besitz genommen hat und die ihr ›Oberhaupt‹, dessen Namen sie trägt, nachziehen wird?

Der Provinzverwaltung steht es frei, die Beendigung eines Experiments zu betreiben, das, wie Sie selbst mehrfach bekundet haben, den Auftakt zur Veränderung der psychiatrischen Versorgung in Italien bildet. Es hat aber ganz offensichtlich zugleich Spannungen und Konflikte provoziert, indem es einen Sachverhalt vor die nationale Öffentlichkeit gebracht hat, den man versteckt halten wollte. Man macht es sich zu leicht, wenn man uns vorwirft, wir hätten das Experiment für Zwecke der Eigenreklame instrumentalisiert. Daß die Klienten das Problem der psychiatrischen Versorgung selbst in die Hand genommen haben, hängt ganz wesentlich mit den Entwicklungen in Görz und mit der Art und Weise zusammen, wie diese Entwicklungen rezipiert wurden.

Nun jedenfalls liegen die Karten offen auf dem Tisch. Die Provinzverwaltung kann nicht mehr länger vorgeben, das so-

genannte ›Basaglia-Konzept‹ verfolgen zu wollen, nachdem sie die letzte Gelegenheit, diese Absicht *praktisch* werden zu lassen, ungenutzt hat verstreichen lassen. Sie hätte nämlich begreifen müssen, welchen Sinn die Reaktion des jetzigen Teams in Erwartung eines ›Wachwechsels‹ hatte, den die Provinzverwaltung aufgrund ihrer wirklichen Einschätzung der Anstaltsleitung herbeiwünschte. Das Team beabsichtigte nämlich, die für die Zukunft der psychiatrischen Institution zuständigen Behörden konkret in Anspruch zu nehmen.

Diesem Anspruch wurde bürokratisch ausgewichen. Damit hat die Provinzverwaltung eindeutig Stellung bezogen, und sie kann sich ab sofort nicht mehr hinter dem ›Basaglia-Konzept‹ verschanzen, das sie verbal stützt, während sie es in der Praxis mit allen Mitteln untergräbt. Das klärt manches. Vor allem aber macht es offenbar, daß das Experimentierfeld, das die Psychiatrische Anstalt in Görz darstellt, sowohl von der offiziellen Medizin als auch von der politischen Administration als eine Testzone für politisches Wohlergehen gedeutet wird. Es ist ja wohl kein Zufall, daß die jüngsten Maßnahmen der Provinzverwaltung von der MSI ebenso wie von den reaktionären Gruppierungen in allen politischen Lagern befürwortet und gutgeheißen worden sind. Gleichzeitig wird von den Ärzten an der Auflösung des Korporativsystems mitgewirkt, das bislang den Stand eisern zusammengehalten hat; so wird der innere Bruch sichtbar, der auf eine im wesentlichen technisch-politische Entscheidung zurückgeht: den Gebrauch der Wissenschaft entweder als Befreiungs- oder als Knebelungswerkzeug.

Die Art und Weise, wie die Provinzverwaltung aus der Verlegenheit herauszukommen versucht hat, in die ihr Krankenhaus und dessen Patienten sie gebracht hatten, belegt, welche Entscheidung sie für die Zukunft getroffen hat. Ich bin nicht gewillt, durch meine Anwesenheit in der Anstalt eine Entscheidung zu decken, die alle diejenigen diskriminiert oder ausstößt, die

nicht nur die strukturelle Veränderung der Psychiatrischen Anstalt in Görz, sondern sämtlicher Irrenhäuser in Italien, ja, der allgemeinen Einstellung gegenüber Geisteskrankheiten und der gängigen Definition dieser Krankheiten, die sie als entehrend und unabänderlich stigmatisiert, sich vorgenommen haben. Weil uns sehr viel mit den Patienten der Psychiatrischen Anstalt in Görz verbindet und des für uns und für sie bedeutsamen und schwierigen gemeinsamen Experimentes wegen kann ich nur wünschen, daß die Provinzverwaltung, sobald sie über ein fügsames und minder ›auführerisches‹ Ärzteteam verfügt, sich schnell und respektvoll um die Bedürfnisse der Patienten kümmern und daß dies dazu beitragen wird, die Mängel einer andernfalls unerträglichen Situation zu beheben.

Um diese Chance der Patienten nicht zu stören, werden wir fortan weder mit Vorschlägen noch mit Polemiken in das Leitungsproblem der Psychiatrischen Anstalt in Görz eingreifen. Wir hoffen, daß keiner der Patienten für das unverantwortliche Verhalten ihrer Verwalter, das offensichtlich von politischer Rache diktiert ist, wird bezahlen müssen.«

Die demissionierten Ärzte in Görz waren nicht bereit, einen Stil von Verwaltungshandeln zu akzeptieren, der unweigerlich die alten Irrenhaus-Strukturen rekonstruiert hätte und der den Techniker notwendig zum Manipulator und zum »Zustimmungsfunktionär« macht. Der therapeutische Effekt der ersten kritischen Phase war innig mit der Umgestaltung des institutionellen Sektors verbunden – es wurde sowohl dessen eingeschliffenes Selbstverständnis als auch sein Verhältnis zum Gesellschaftssystem, das in ihm in Erscheinung tritt, in Frage gestellt. Wird die neue Form der Anstaltsleitung nur akzeptiert, solange sie sich als neues technisches Modell anbietet – das in sich abge-

geschlossen ist, ohne Möglichkeit, sich weiter zu entfalten, d. h. Konflikte und Widersprüche auf einer höheren Stufe zu bearbeiten –, dann kommt der Umgestaltungsprozeß zum Stillstand und verlischt in der Anpassung an die neuen Normen. Damit wird, durch Stereotypisierung der ursprünglichen Dynamik, die therapeutische Kraft auch der organisatorischen Impulse zerrüttet. Diesem regressiven Anpassungsprozeß haben die Techniker in Görz sich verweigert. Statt dessen setzten sie ein paar Zeichen, wie eine weiterführende Entwicklung hätte aussehen können, wenn sie nicht blockiert worden wäre.

Da offenbar gewordene Widersprüche in aller Regel und auch in diesem Falle zugedeckt anstatt bearbeitet werden, gelten diejenigen für »unverantwortlich«, »emotional«, »unreif«, die sie sichtbar gemacht haben. So stellt sich über die Kaschierung der Probleme stets die (alte) Ordnung wieder her. Dies ist ein historischer Lehrsatz, und wir kannten und kennen ihn. In Görz freilich ging die Planierung noch weiter. Die in diesem Krankenhaus eröffnete Erfahrung hat man *physisch* ausgelöscht, weil sie sich nicht an ein neues technisches Modell binden und dann stillstehen ließ, wie dies in England bei der therapeutischen Gemeinschaft von Maxwell Jones oder in Frankreich im XIIIe Arrondissement möglich war – psychiatrischen Schaufenstern, in denen das neue Konsumprodukt ausgestellt wurde. Die Aktion in Görz hatte politische und gesellschaftliche Implikationen insofern, als sie Psychiatrie und Irrenhaus als Beispiele verstand

und verstehbar machte. Sie begnügte sich nicht mit der »humanitären Transformation des Krankenhauses« – ob schon sie diese Transformation betrieb –, sondern stellte die Existenz von Irrenhäusern und die Modalitäten ihrer Abstumpfungs- und Kaser-nierungsfunktion im Kontext unserer Gesellschaft zur Debatte und zur Disposition. Die Entlassung des Behandlungsteams – Gefangene auf der kommunitären Insel, die sie geschaffen hatten – bot der Bürokratie eine willkommene Chance, das Thema der psychiatrischen Versorgung zu entschärfen, den Konflikt zu »reprivatisieren«.

Zu diesem Gegenstand und zur Rolle der Techniker des praktischen, angewandten Wissens haben wir vor geraumer Zeit ein Gespräch mit Jean-Paul Sartre geführt, dessen Wortlaut wir hier wiedergeben.

*Franco Basaglia:* Wir können den Phänotyp des bürgerlichen Technikers ja durchaus in Gramscis Beschreibung des Intellektuellen wiedererkennen: als Verwalter und zugleich als Produzent von Vorschlägen und Ideen trägt er zur Aufrechterhaltung der Institutionen bei, in denen er arbeitet, indirekt auch zum Überleben seiner Klasse und des Gesellschaftssystems, in das er eingebettet ist.

Wie sehen Sie unter diesem Aspekt – und auch angesichts der Bewegungen, die von den Technikern, die sich ihrem gesellschaftlichen Auftrag verweigert haben, in Gang gesetzt wurden – die Problematik des Intellektuellen und professionellen Technikers im Rahmen der institutionel-

len Praxis, und zwar sowohl einer institutionellen Tätigkeit allgemein als auch der Tätigkeit in psychiatrischen Institutionen im besonderen, wovon wir direkt betroffen sind?

*Jean-Paul Sartre:* Über die Psychiatrie bin ich kaum informiert. Ich habe zwar Ihre Arbeiten verfolgt und bin völlig einverstanden mit dem, was Sie geschrieben haben. Ich kann zu und mit Ihnen aber nur über den Intellektuellen generell sprechen.

Für mich ist der Intellektuelle nicht einfach ein Techniker. Einen amerikanischen Forscher zum Beispiel, der sich mit der Atombombe befaßt, bezeichne ich nicht als Intellektuellen, sondern als »Techniker des praktischen Wissens«. Als Intellektueller gibt er sich erst dann zu erkennen, wenn er seine Tätigkeit und den Gegenstand seiner Tätigkeit mit Zweifeln überzieht, d. h. in dem Moment, da er seine eigene Widersprüchlichkeit wahrnimmt und bekennt. Diese Widersprüchlichkeit besteht darin, daß er Techniken, die sich aufs Allgemeine stützen, zu partikularen Zwecken und Zielen einer Gruppe anwendet. Er befindet sich also im Widerspruch mit sich selbst: ausgebildet für den Gebrauch allgemeiner Techniken, dient er den Vorhaben zum Beispiel einer Bourgeoisie oder einer Kaste, die mit seiner Hilfe ihre spezifischen Interessen durchsetzt. Also befindet er sich im Widerspruch mit sich selbst.

Das ist das Merkmal des alten Intellektuellen, wie es ihn zwischen 1930 und 1960 gab. Er beging zwei Fehler. Er-

stens meinte er, das Allgemeine restituieren zu müssen, sobald es im Besonderen zu verschwinden, diesem dienstbar gemacht zu werden drohte. Er näherte sich den Massen, die das reale Allgemeine darstellen; gleichzeitig wünschte er, Intellektueller zu bleiben. Das heißt, er war es zufrieden, ein »unglückliches Bewußtsein« zu entwickeln, Ausdruck eines Verhältnisses zwischen Allgemeinem und Besonderem, das ihm gleichsam die Rolle des Kopfes zugestand. Er unterzeichnete Protestschreiben, regte Auseinandersetzungen an und beteiligte sich mitunter an bestimmten politischen Aktionen. Er war eben der Kopf. Seine Macht erschien ihm in dem erworbenen Wissen und in der Widersprüchlichkeit seiner Existenz begründet.

Außerdem – und das war der zweite Fehler – verstanden sich diese Intellektuellen als eine soziale Gruppe ganz besonderer Art, sie waren mit ihrer Arbeit unzufriedene Techniker. Und sie gingen schließlich so weit, eine revolutionäre Diktatur der Intellektuellen in Erwägung zu ziehen.

Nach 1968 wurde den Jüngeren bei uns mehr und mehr klar, daß es am Intellektuellen etwas explizit Widersprüchliches gibt: einerseits verfißt er das Allgemeine, andererseits ist er tief partikularisiert durch das, was man von ihm verlangt – was der Staat und die bürgerliche Klasse von ihm verlangen. Er litt an dieser Widersprüchlichkeit – und erklärte dieses Leiden zu einem guten Leiden. Er war mit sich zufrieden, weil, wie ihm schien, diese Widersprüchlichkeit es ihm ermöglichte, die Täuschung zu entlarven,

mittels der in einer Klassengesellschaft unter Vorspiegelung des Gemeinwohls Sonderinteressen verfolgt und befestigt werden.

Heute steht für die Jugendlichen fest, daß der Intellektuelle sich als Intellektueller aufheben muß, da die Widersprüchlichkeit, die der Intellektuelle für die *seine* hält, *umfassend* ist. Er muß sich als *Intellektueller* aufheben, was nicht bedeutet: als Techniker. Er darf nicht länger das gequälte Gewissen sein, das über den Massen schwebt, sondern er muß einer unter vielen anderen sein, einer, der eigentümliche Aufgaben hat und der Probleme unter dem Gesichtspunkt der »allgemeinen Notwendigkeit«, das heißt der Belange aller, bedenkt. Kurz, er muß begreifen, daß sein Handeln, sein Entwurf, sein Widerstand sowohl global als auch spezifisch sein müssen.

Darin besteht der vermutlich grundlegende Wandel, der sich gegenwärtig bei uns vollzieht. Viele junge Leute, die als Techniker des praktischen Wissens ausgebildet sind, haben irgendwann aufgehört, es zu sein. Sie sind z. B. in die Betriebe gegangen, in »les etablis«, wie man bei uns sagt. Sie sind jetzt Arbeiter und betreiben zugleich politische Projekte. Sie verfügen zwar über gewisse Qualifikationen, die sie während des Studiums erworben haben (und die immer nützlich sein können); aber diese Qualifikationen erheben sie nicht über die anderen. Sie sind vielleicht besser in der Lage die Forderungen einer Bevölkerungsgruppe zu formulieren, als diese selbst; doch bei der Aktion sind sie den anderen gleichgestellt.

Es entsteht nun freilich ein schwieriges Problem, weil die Gesellschaft diese Leute natürlich nicht duldet. Es handelt sich bei ihnen, das ist offensichtlich, um Personen, die auf der anderen Seite der Barrikade stehen. Sie bewegen sich also in der Illegalität, weil sie sowohl die *Idee* der Institution ablehnen als auch die konkreten Institutionen, die die Gesellschaft hervorgebracht hat und hervorbringt, eine Gesellschaft, die mittels der Institutionen das Allgemeine für die Durchsetzung partikularer Interessen instrumentalisiert. Und zugleich negieren sie sich selbst als Intellektuelle.

Der Intellektuelle ist ein Geschöpf der bürgerlichen Institutionen. Wenn er beginnt, seine Widersprüche mit aller Kraft und Klarheit wahrzunehmen, bleibt ihm nur eine Lösung: der Widerstand gegen den Gesamtzusammenhang der Gesellschaft, die ihn geformt hat. Das setzt voraus, daß er eine Gesellschaft im Vorausblick hat, in der es keine Intellektuellen mehr geben wird, in der alle zugleich Techniker des praktischen Wissens und Handarbeiter sein werden. Es versteht sich von selbst, daß damit Widerstand gegen das gemeint und angekündigt ist, was die bestehende Gesellschaft mit den Außenseitern anstellt – ich nehme dieses Beispiel, hätte jedoch ebensogut ein anderes nehmen können – und unter den Außenseitern insbesondere mit denen, die die Verrückten genannt werden. Die Gesellschaft, die uns erstrebenswert erscheint, ist eine, die auf das Fremde und Ungewohnte nicht mit Exkommunizierung reagiert. Heute und für uns besteht, um bei unserem Beispiel zu bleiben, das Problem nicht in

der Institution der Psychiatrie (die Verrückte produziert); es besteht vielmehr darin, wie man Menschen in ihrem Widerstand beistehen kann, die allein, isoliert und auf merkwürdig komplizierte und verzwickte Weise aufbegehren, wie man ihnen helfen kann, auf verständlichere Art aufzubegehren. Ist das möglich? Es ist ganz ohne Frage überaus schwierig. Jedenfalls ist klar, daß die Psychiatrie das Gegenteil dessen tut, was Unterstützung dieser Personen heißen könnte. Und sie tut es unter der Parole der »Heilung«. »Heilen« in diesem Sinne und in dieser Gesellschaft bedeutet, Menschen an Zwecke, die sie verwerfen oder die ihnen nichts gelten, anzupassen, sie (wieder) fügsam zu machen, ein Rad, das abgesprungen ist, wieder an den Wagen anzuschrauben. Nach diesem Schema arbeitet zum Beispiel die Psychoanalyse: Sie ist ein Zufluchtsritual. Es ist vorzüglich geeignet, aus einem mißtrauischen, widerspenstigen leitenden Angestellten einen guten leitenden Angestellten zu machen. Hat man ihn dadurch geheilt? Nun, man hat ihn keineswegs geheilt, man hat ihn massakriert. Darum kann es vernünftigerweise ja wohl nicht gehen.

Wenn wir den Intellektuellen negieren, so heißt das gleichzeitig, daß wir für die Abschaffung aller psychiatrischen Institutionen votieren, sofern sie sich auf Prinzipien stützen, die denen diametral entgegengesetzt sind, auf die sie sich eigentlich gründen sollten.

*Basaglia:* Der bürgerliche Techniker akzeptiert die Institutionen so, wie sie sind, so als ob sie nicht neu zur Debat-

te gestellt werden müßten, als ob ihre Zweckbestimmung nicht auch von ihm abhängig wäre. Wo sehen Sie die theoretischen und praktischen Probleme für den Techniker angesichts einer Realität, die wesentlich Ideologie ist?

*Sartre:* In der Tat übt der Techniker einerseits eine praktische Tätigkeit aus und ist andererseits umgeben von einer Ideologie, die jedoch in sich widersprüchlich ist. So befindet sich zum Beispiel ein Psychiater in Ausübung seiner Tätigkeit in direktem Kontakt mit den Außenseitern, d. h. mit denen, die die Gesellschaft verrückt nennt. Er ist dabei allerdings nicht nur der Repräsentant einer Ideologie, sondern auch einer Institution, z. B. der psychiatrischen Anstalt, die den Verrückten definiert (die Institution und die Ideologie definieren den Verrückten). Der Praktiker hat aber ein gänzlich anderes Verhältnis zu seiner Tätigkeit und ihrem Gegenstand als der theoretische Techniker. Der Arzt, der beobachtet und behandelt, hat nichts oder nur wenig mit dem theoretischen Techniker gemein.

Im Grunde handelt es sich gleichzeitig um die Ideologie und die Institution, wobei die Ideologie nichts anderes ist als die Übersetzung der Institution auf eine andere Ebene. Hier nun gerät der Praktiker in Konflikt mit einer Konzeption, die schlicht und einfach die der herrschenden Klasse ist. Doch diese Konzeption sickert auch in die Klasse der Beherrschten ein und breitet sich dort aus. Eben deswegen ist es unerlässlich, daß wir uns den Massen verständlich

machen. Auch sie sind gewohnt zu denken, daß ein Verrückter ein Verrückter sei. Das heißt, auch sie denken im Sog der Ideologie.

Auf ähnliche Schwierigkeiten stößt man in den Gefängnissen. Es gibt die Ideologie (man bestraft), und es gibt die Wirklichkeit (die Häftlinge werden einer anderen Strafe unterzogen als der, zu der sie verurteilt waren). Es soll hier nicht das Problem erörtert werden, ob und wie sich das Recht, zu strafen, begründen läßt. Wenn jemand zu 4 Jahren Gefängnis verurteilt wird, dann geht es theoretisch, in der Vorstellung des Richters, um 4 Jahre Absonderung in einer Zelle mit Verpflegung, und um nichts weiter sonst. In Wirklichkeit freilich handelt es sich um eine Verdammung. Der Eingesperrte wird psychisch und physisch destruiert und nicht selten mißhandelt. *Das* ist die Wirklichkeit, obschon niemand unterstellt, ein Richter, der eine Strafe von 4 Jahren Gefängnis verhängt, habe den Delinquenten dazu verurteilen wollen, 4 Jahre lang gequält zu werden. Hier liegt der fundamentale Widerspruch: Die praktische Wirklichkeit unterscheidet sich von der ideologischen. Ideologie ist Ausfluß einer Praxis. Und genau diese Praxis ist es, die wir heute klar umreißen müssen. Aber das ist nicht die Aufgabe bloß der Intellektuellen, sondern *aller*.

*Basaglia*: Ja, das ist das Problem. Es geht um die Entwicklung einer praktischen Alternative, die nicht länger ausschließlich den Imperativen ihrer Urheber gehorcht. Wie ist das möglich? Um zu verstehen, welchen Interessen

man gerecht werden muß, ist es nötig, gemeinsam mit den Kranken, den Gefangenen, denjenigen, die Objekte von Manipulationen sind, eine neue Praxis zu schaffen. Es kommt darauf an, das Andere nicht nur zu denken, sondern es zu *machen*. Eine der Vorbedingungen dafür ist, sich gegen die Instrumentalisierung der Wissenschaft zu einem Mittel der Herrschaft zur Wehr setzen.

*Sartre*: Die Wissenschaft in der bürgerlichen Welt ist immer auch Ideologie. D.h. die Orientierungen, denen sie folgt, sind imperialistische Orientierungen: Sie okkupiert und besetzt mit *besonderen* Aussagen das Allgemeine. Das wird ganz deutlich dort, wo die theoretische Wissenschaft in die technische und praktische Wissenschaft übergeht. Zu wünschen und zu fordern ist eine andere Wissenschaftskonzeption, jenseits der bürgerlichen Ideologie. Das gilt für die Ethnologie ebenso wie für die Psychologie. Es gilt für alle Sozialwissenschaften. Sie werden zu keinem neuen Verständnis ihrer Gegenstände gelangen, solange sie kein neues Selbstverständnis ausbilden, und umgekehrt. Die Psychiatrie ist dafür nur ein – obschon ein eklatantes – Beispiel.

*Basaglia*: Angesichts der Aufgabe, eine Institution und zugleich die Ideologie, auf die sie sich gründet, umzustülpen, hat der Techniker zwei Möglichkeiten: entweder eine ideologische Umwälzung, die sich darauf beschränkt, ein fortschrittliches Therapiemodell einzuführen, oder eine praktische Umwälzung, die in sich utopische Elemente enthält,

die das *Ziel* zu ändern vermögen, auf das die bürgerliche Wissenschaft und die traditionelle Technik eingeschworen sind. Die Gefahr bei einer solchen praktischen Umwälzung besteht allerdings darin, einer neuen Ideologie aufzusitzen, da man sich hier ja weiterhin auf einem von der bürgerlichen Ideologie-Wirklichkeit unterminierten Terrain bewegt.

*Sartre:* Ja, man müßte weitertreibende Veränderungen ins Auge fassen. Ich verstehe Ihren Standpunkt, bin aber nicht völlig mit Ihnen einverstanden. Mir scheint, daß der Umweg über die Utopie nicht nötig ist. Es gibt ja bereits die Ablehnung der Institutionen. Es gilt, diese Ablehnung gründlich zu untersuchen und sie zu verstärken. *Hier* wird die praktische Wissenschaft angegriffen, *hier* werden die Institutionen angegriffen, ohne daß formuliert wird, was danach kommt. Das, was man will, ist nicht gegeben, und das, was man will, kann niemals identisch sein mit dem, was eines Tages das Gegebene sein wird. Verstehen Sie, was ich meine? Man negiert das, was man hat, man negiert es allgemein *und* individuell, und man versucht, es abzuschaffen. Dazu bedarf es keiner Utopie.

*Basaglia:* Aber in dieser unserer Gesellschaft ist doch bereits die Anstrengung, mit dem Möglichen Ernst zu machen, ein Stück Utopie ...

*Sartre:* Das klingt gut, aber für meinen Geschmack ist es zu abstrakt. Das Andere muß sich aus der Überwindung

des Bestehenden ergeben. Kurz, es geht nicht darum, das gegenwärtige System pauschal zu negieren, abzulehnen. Man muß es vielmehr Zug um Zug außer Kraft setzen: in der *Praxis*. Der Angelpunkt ist die *Praxis*. Sie ist die offene Flanke der Ideologie.

*Basaglia*: Sie haben vor Jahren einen Satz geschrieben, der mich tief beeindruckt hat: »Die Ideologien sind Freiheit, wenn sie entstehen, und Unterdrückung, wenn sie vollendet sind.« Mir scheint, daß in dieser Formulierung ein wichtiger Hinweis enthalten ist: auf die Priorität der Fragen vor den Antworten, der Widersprüche vor den Lösungen. Aber wie können wir vermeiden, dabei der Logik zu verfallen, die wir bekämpfen?

*Sartre*: In einer jeden Ideologie steckt ein Stück Kreativität, auch in der bürgerlichen Ideologie. Doch sobald sie entstanden ist, ist man ihr auch schon entfremdet. Darin liegen die entscheidenden Schwierigkeiten versteckt ...

*Basaglia*: In der Tat, Sie kennen ja den »Fall Görz«. Nach der ersten Phase – dem praktischen Bruch mit der psychiatrischen Ideologie – lief das Experiment dort Gefahr, in der neuen Ideologie zu erstarren (die neue »gute Führung« der Anstalt, das neue Modell transformiert in eine neue therapeutische Technik), also, wengleich auf einer anderen Stufe, eben die Logik wiedererstehen zu lassen, gegen die man gekämpft hatte. Deshalb wurde in einer zweiten

Phase die institutionelle Thematik noch einmal zur Diskussion gestellt. In kleinen Schritten, bis hin zum Rücktritt der Ärzte, verschärften und konkretisierten wir das Problem der Fürsorge, dem die verantwortlichen Behörden – unterstützt von der Psychiatrie und den psychiatrischen Institutionen – immer aus dem Wege gegangen sind. Erscheint Ihnen das als ein sinnvoller Ansatz in der Strategie des innerinstitutionellen Kampfes?

*Sartre:* Es ist schwer, das zu prognostizieren. Mir scheint, daß die italienischen Politiker und Verwalter ein wenig beweglicher sind als die französischen. Vielleicht versuchen sie, den totalen Zerfall des Experiments, der durch die Kündigung in Aussicht gestellt ist, zu vermeiden, vielleicht ... Hierzulande, unter der gegenwärtigen Regierung, würden die Kündigungen der Ärzte angenommen werden, und man würde sie schlicht durch andere, dienstbare Ärzte ersetzen.

*Basaglia:* Ich sehe die einzige Chance nach wie vor in der Fortsetzung des Kampfes.

*Sartre:* Dem pflichte ich bei. Allerdings sehe ich da einige Probleme. Es gibt bestimmte Widerstandsformen – sie sind auch die unseren –, die dazu führen, daß am Ende doch wieder irgend jemand die Macht übernehmen möchte. Das Ergebnis ist dann eine schlichte Verlagerung der Macht von der einen Seite auf die andere – ein fatales Ergebnis, das wir nicht wollen können. Ich für mein Teil

wünsche weit mehr als die Eroberung der Macht deren Abschaffung. Ich wünsche, daß sich andere Beziehungen zwischen den Menschen herstellen und daß es dabei keinen Irrtum geben möge; daß eine neue Praxis zum Zuge komme, die Bestand und Substanz hat.

In einem seiner Bücher spricht Sartre von der Notwendigkeit, das Begriffspaar Wissen-Macht zu spalten und die darin begründete Allianz aufzukündigen. Ich will versuchen, dieses Programm an unseren Erfahrungen in und mit der Psychiatrie zu testen.

Eines der zentralen Probleme bei der Auflösung der Irrenhaus-Logik ist die Einstellung der Pfleger (die in aller Regel derselben sozialen Klasse angehören wie die Insassen). Wir alle tragen das positivistische Konzept in uns, dem zufolge Geisteskrankheit eine biologische Abweichung ist, die man nicht beheben, sondern nur, durch Internierung des Patienten, isolieren könne. Die im genauen Sinne des Wortes schlagende praktische Formel für dieses Konzept lautet: Ein Verrückter ist ein Verrückter und gehört deshalb ins Irrenhaus. Diese Formel umschreibt das Konfliktfeld. Und es reicht tief in unser aller Köpfe und Vorstellungen. Das wird deutlich, wenn wir uns klarmachen, wozu die Psychiatrie als Wissenschaft dient, auf welche »Werte« und Zwecke die Irrenanstalten und andere Strafinstitutionen in unserer Gesellschaft eingeschworen worden sind, was sie zusammenhält, und daß diese Aus-

schließungs-Instanzen, da sie Arbeitsplätze für Pfleger, Wärter, Krankenschwestern, Ärzte, Assistenten, Sozialarbeiter etc. schaffen, bis in ihre Poren hinein mit der Logik der Ökonomie und dem Prinzip der Herrschaft durchtränkt sind. Darin liegt die Ursache für eine ganz augenscheinlich klasseninterne Spaltung der Population dieser Institutionen in Außenseiter, Verrückte, Kranke (Angehörige des Proletariats oder Lumpenproletariats) einerseits und in Pfleger, Bedienstete, halbmedizinisches Personal andererseits, die, obwohl auch sie proletarischer Herkunft sind, im Produktionskreislauf (hier: in der Krankenhausorganisation) eine abgeleitete Herrschaftsrolle spielen, die sie energisch verteidigen um des eigenen Überlebens willen. Kurz, sie agieren als »Zustimmungsfunktionäre«. Jeder institutionelle Veränderungsversuch muß sich mit dieser Spaltung auseinandersetzen, weil die Schwierigkeiten des Pflege- und Hilfspersonals, ein Bewußtsein von ihrer realen Klassenlage zu entwickeln, auf eben dieser Spaltung und Ambivalenz beruhen. In der Logik des Irrenhauses sind also zwei bedeutsame Faktoren wirksam: Alle Beteiligten haben das positivistische Krankheitskonzept verinnerlicht, und zwischen Personal und Insassen besteht eine Kluft.

Auf dem Gebiet der Psychiatrie hat die positivistische Schule, deren Epigone Lombroso war, die Problemwahrnehmung selbst wieder verschüttet, die von ihren eigenen Hypothesen zunächst erschlossen worden war: Ihre wis-

senschaftliche Ideologie verabsolutierte die Entdeckung einer hypothetischen, sowohl in den Geisteskrankheiten als auch in den Kriminellen angelegten – angeborenen – Störung, auf die dann in der medizinischen Praxis ebenfalls mit einer Verabsolutierung geantwortet wurde: mit der Verwahrung des Gestörten. Die medizinische Ideologie legitimierte und legitimiert diese Verwahrung. Aufgrund des Gesetzes zur psychiatrischen Versorgung von 1904 ist der Arzt bzw. der Psychiater gehalten, einerseits verbindlich zu bestätigen, daß der Behandelte tatsächlich eine Behandlung nötig hat, und andererseits die Gesellschaft vor der Bedrohung durch den Wahnsinnigen zu schützen. Dieses Gesetz stützt sich auf den unversöhnlichen Widerspruch zwischen der Konzeption der Einschließung und der der Therapie, zwischen dem Interesse des Einzelnen (dem internierten Kranken) und dem Programm der Sicherheit (daß die Gesellschaft vor der von den Gestörten ausgehenden Gefahr geschützt werden muß). Es ist jedoch unverkennbar, daß in der Praxis die Strategie der Einsperung den Gesichtspunkt der Therapie allmählich völlig verdrängt hat, zum Nachteil der Betroffenen. Seit Anfang des Jahrhunderts und bis zum heutigen Tage überzieht diese Strategie Verhaltensweisen, die als »andersartig« und als unveränderlich definiert werden, mit einem enggeknüpften Netz der Kontrolle und gewährleistet so die Unversehrtheit der »zivilen Gesellschaft«. Die Veränderungen, die in den letzten Jahren in den psychiatrischen Einrichtungen eingeleitet worden sind, haben nun allerdings deutlich gemacht,

daß die Andersartigkeit, die mit dem Etikett der Krankheit behaftet wird, sehr häufig das Definitionsprodukt eines gesellschaftlichen Ordnungs- und Unterordnungsimperativs ist – ein »angeborener Mangel« einzig insofern, als der Betroffene der Unterschicht angehört und er »auffällig« geworden ist durch Ausdruck dieses Sachverhalts. Mustert man einmal die Forderungen, die die Arbeiterbewegung in diesem Jahrhundert erhoben hat, so überrascht, daß – bis in die letzten Jahre herein – Gesundheit als Thema und Problem in ihnen so gut wie nicht vorkommt: einzig im Zusammenhang mit dem Arbeitsplatz war davon die Rede. Auch dies ist ein verhängnisvoller Reflex des positivistischen Krankheitskonzepts, das Gesundheit dem Themenkatalog der »objektiven Wissenschaft« zuschlägt und der Politik entzieht. Hat man sich die Zwecke und Aufgaben der Gesundheitseinrichtungen einmal bewußt gemacht, so stellt sich das Problem einer Neubestimmung des politischen Kampfes innerhalb der Institution. In den psychiatrischen Anstalten beginnt diese Neubestimmung mit der Aufhellung des Verhältnisses zwischen Pflegern und Internierten, das ein Herrschaftsverhältnis ist, welches seinerseits (und zwar nicht allein in den psychiatrischen Einrichtungen, sondern in der Medizin generell) die Qualität des Herrschaftsverhältnisses zwischen Arzt und Pfleger spiegelt und wiederholt. So sind zwar die Forderungen der Pfleger nach höheren Löhnen (insbesondere im Vergleich mit den Gehältern der Ärzte) in sich völlig berechtigt, aber man darf sie nicht loslösen von den Forde-

rungen nach einer Neugestaltung der Pflegertätigkeit, die eine Veränderung der Beziehungen sowohl zum Gegenstand ihrer Arbeit (den Insassen) als auch zur Ärzteschaft einschließen muß. Aber auch hier ist das Kampfziel ambivalent. Die Forderung nach einer neuen professionellen Würde des Krankenhauspflegers, nach einer Ausbildung, die ihn besser zu technischen Eingriffen befähigt, orientiert sich ausschließlich an Qualifikationskriterien, somit am »ärztlichen Vorbild«, während gleichzeitig die rigide Unterordnung des Pflegers unter den Willen des Arztes unangetastet bleibt. Das alte Herrschaftsmodell überlebt. Bleibt dieses Modell weiterhin im Verhältnis zwischen Arzt und Pfleger wirksam, so determiniert es auch unangefochten das Verhältnis zwischen Pfleger und Insassen, und die traditionelle Irrenhaus-Struktur pflanzt sich fort. Mit dieser Struktur wirklich zu brechen, setzte voraus, daß Pfleger und Insassen (die derselben Klasse angehören) sich ihrer sozialen Komplizenschaft bewußt würden und mit ihr Ernst machten, um sich gemeinsam von der Unterordnung unter die ärztliche Macht zu befreien, die in der Krankenhausorganisation die Gewähr für die Kontrolle darstellt. Der Konflikt, der neuerdings in den psychiatrischen Anstalten ausgetragen wird, hat die Einheit von technischem und politischem Handeln in der Institution sichtbar gemacht. Alle, die in der Krankenhausorganisation eine Rolle spielen, erfüllen eine ganz präzise Funktion bei der Kontrolle des Internierten. Der Bruch mit diesem Zwangszusammenhang erfolgt nicht direkt und automa-

tisch, sondern über verschiedene Vermittlungen, weil die Institution – vor allem aufgrund der Machtpositionen, die sie verheißt und anbietet – über außerordentlich effektive Selbststabilisierungs- und Selbstschutzzfaktoren verfügt: Privilegien, die sich verfestigen, bürokratische Hierarchien, die die Privilegien verfestigen, ein Räderwerk der Erpressungen durch Macht, das die Aggressionen stets auf das kleinste der Kettenglieder lenkt: den Insassen.

Die Bemühungen, die Strukturen der psychiatrischen Anstalten zu revidieren, haben gezeigt, wie schwierig es ist, diesen Kreislauf der Machtdelegation zu durchbrechen, auch was die Pfleger betrifft. Immer wieder haben sie, wie alle Beherrschten, die Aggressivität des Herrschers nachgeahmt und sie in eigene Aggressivität gegenüber den Insassen umgewandelt. Für die Aufrechterhaltung der Institution des Irrenhauses und der Logik der Internierung ist dieser Aggressionszirkel konstitutiv, und das Pflegepersonal ist sein »proletarischer Agent« – es setzt den Machtdruck des Regimes gegenüber den eigenen Klassenbrüdern und Klassenschwestern, der Patientenschaft, durch. In der Fabrik und in den anderen Zonen der Ausbeutung der Arbeiterklasse fällt die Bestimmung der Kampfform relativ leicht: Die Arbeit selbst und ihr Gegenstand machen die Entfremdung sinnfällig; der Adressat der politischen Aktionen und Postulate ist offen sichtbar. Doch sobald der Gegenstand der Arbeit *ein Mensch* ist, wird die Sache komplizierter. Der Arbeiter in einer psychiatrischen oder

fürsorglichen Einrichtung gibt die Aggression, die er erleidet, an einen leidenden Menschen, der seinem Willen ausgeliefert ist, weiter. Hat der kämpfende Arbeiter bloß seine Ketten zu verlieren, so der im Krankenhaus kämpfende Pfleger die Macht, jemandem, der von ihm abhängig ist, Ketten anzulegen. Es sind diese strukturellen Bedingungen, die dafür sorgen, daß die Verwahrungs- und Heilungsideologie so leichtes Spiel hat. Es sind Bedingungen der absoluten Verschleierung, so daß der Aggressor selbst sich niemals bewußt ist, was er anrichtet. Und eben das erschwert die Herausbildung einer wirkungsvollen Kampfweise. So wie der Insasse *auch* »krank« ist von der Gewalt und dem Ausschluß, deren Objekt er ist, so sind die Pfleger und das Behandlungsteam *auch* »krank« von der Gewalt und dem Ausschluß, deren Subjekte und Vollstrecker sie sind. Erst wenn diese Konstellation erfaßt ist, kann eine sinnvolle Handlungsstrategie entstehen, die die Fessel der Gewalt, welche die Bewachten und die Wächter gleichermaßen gefangenhält, zu sprengen vermag. Die Wurzel und die Quelle dieser Gewalt sind die institutionellen Strukturen und das Macht- und Delegationsmodell, das diesen Strukturen eingepflanzt ist und sie am Leben hält. Es gilt also, den institutionellen Zirkel zu durchbrechen und die in der Krise offenbar werdenden Antagonismen nicht wieder zuzudecken, indem man die alte brutale Bewachungsideologie schlicht durch eine neue, subtilere Ideologie der Kontrolle ersetzt.<sup>11</sup> Es sind dazu Bündnisse nötig, die den Eingriff nicht nur in medizinische, sondern auch in politi-

sche Instanzen erlauben.<sup>12</sup> Aber gerade hier lauern Gefahren: vorschneller Korporativismus, Omnipotenzphantasien, Verschwisterungseuphorie – Anbin-dungs- und Einbindungssehnsüchte, die am Ende in Denkverbote münden. Die Protestbewegung seit 1968 hat dafür reichlich Anschauungsmaterial geliefert. Es ist wiederum Gramsci, der uns einen Schlüssel zur Interpretation der aktuellen Lage an die Hand gibt:

»Die Jugendfrage. Es gibt mehrere Jugend->Fragen«. Zwei scheinen mir besonders wichtig zu sein. 1. Es ist immer die ›ältere‹ Generation, die die Erziehung der ›jungen‹ besorgt; hier mögen sich Konflikte und Uneinigkeit ergeben, aber das sind Oberflächenphänomene [...], die für jede Erziehungsarbeit charakteristisch sind, zumindest solange es keine Klassenüberschreitungen gibt. Solche Überschreitungen gäbe es, wenn die Jugendlichen (beziehungsweise ein gewisser Teil von ihnen) der führenden Klasse (verstanden im weitesten Sinne, nicht nur im ökonomischen, sondern auch im politisch-moralischen) rebellierten und zur aufsteigenden Klasse überwechselten, die historisch fähig geworden ist, die Macht zu übernehmen. In diesem Falle handelte es sich dann allerdings um ›Jugendliche‹, die von der Anleitung durch die ›Alten‹ einer Klasse übergangen in die Anleitung durch die ›Altem einer anderen Klasse; die reale Unterordnung der Generation der Jungem unter die der ›Alten‹ bliebe dabei jedoch erhalten. [...] 2. Wenn das Phänomen einen ›nationalen‹ Charakter annimmt, d. h. wenn die Klassenüberschreitungen nicht offen zum Vorschein kommen, dann kompliziert sich die Sache und wird chaotisch. Die Jugendlichen befinden sich permanent in einem Zustand der Rebellion; die der Rebellion zugrunde liegenden Anlässe bestehen fort, ohne daß es erlaubt wäre, sie zu analysieren, zu kritisieren oder zu überwinden (historisch-real und nicht als abstrakter Entwurf);

die ›Altem haben faktisch die Herrschaft inne, aber, [...] apres moi deluge, sie sind nicht in der Lage, die Jugendlichen [...] auf das Kommende vorzubereiten. [...] Das heißt, die Voraussetzungen dafür sind erfüllt, daß die ›Altem einer anderen Klasse diese Jugendlichen anleiten, aber faktisch können sie das nicht – der militärischpolitische Druck, unter dem sie stehen, hindert sie daran. Der Kampf, dem alle natürlichen äußeren Ausdrucksmöglichkeiten versperrt sind, hängt sich wie ein unheilbares Laster an die Struktur der alten Klasse und bewirkt dabei deren Schwächung, die unverkennbar morbide Formen annimmt: Mystizismus, Genußsucht, physischen und psychischen Verfall etc. Die alte Struktur bietet weder neue Bedürfnisse noch neue Bedürfnisbefriedigungen an: Die ständige oder zeitweilige Arbeitslosigkeit der sogenannten Intellektuellen ist eins der typischen Phänomene dieser Unfähigkeit, die für die Jüngeren katastrophale Folgen haben kann, weil sie ihnen die ›offenen Horizonte‹ verschließt. Im übrigen führt diese Konstellation zu den geschlossenen Weltbildern feudal-militärischer Art, d. h. sie verschärft die Probleme, die sie nicht zu lösen weiß.«<sup>13</sup>

Daraus sind zwei Folgerungen zu ziehen, die sich mit den Erfahrungen decken, die wir, die Linke, seit 1968 gesammelt haben: 1. Was vermieden werden muß, ist die Mystifizierung einer neuen Variante der Klassenverbrüderung, die keine praktische Wahrheit und kein Fundament in der politischen Praxis hat. 2. Der Intellektuelle besitzt keine politische Superkompetenz. – Wir können nicht *für* die unterdrückte Klasse oder *im Namen* der unterdrückten Klasse kämpfen. (Das war und ist die Selbsttäuschung des »klassischen Intellektuellen«.) Wir müssen *gemeinsam mit* den Unterdrückten kämpfen. Aber das setzt voraus und

schließt ein, daß wir *eigene* Gründe haben, uns an den sozialen Auseinandersetzungen zu beteiligen; daß wir uns die Motivationen des Handelns nicht ausborgen. Der gemeinsame Prospekt ist die Abschaffung des Elends.

An dem Sonderfall einer psychiatrischen Anstalt, die in Umwandlung begriffen ist, läßt sich schematisch und partiell zeigen, welche Faktoren hier ins Spiel kommen. Die Entblößung des institutionellen Antagonismus durch die Befreiung des Insassen und die Herausbildung von Alternativen, die es ihm ermöglichen, das Getto der Anstalt zu verlassen, lösen bei der Belegschaft, einschließlich der Pfleger, erhebliche Ängste aus. Die Krise tastet das institutionelle Gefüge in dem Maße in seinen Grundpfeilern an, wie sie die verordnete Rollenverteilung erschüttert und den dieser Rollenverteilung eingeschriebenen Zweck bewußt werden läßt. Doch die Krise, in die eine Organisation gerät, sobald man die Rigidität der Rollen ihrer Mitglieder ins Wanken bringt, ist keine Krise ein für allemal – der ihr zugrunde liegende Widerspruch muß gegenwärtig gehalten werden. Um bei unserem Beispiel zu bleiben: Das Behandlungsteam trägt nicht nur die Verantwortung für die Befreiung der Patienten aus dem Irrenhaus als einem Ort der Gewalt und der Erniedrigung, sondern auch für die schrittweise Eroberung der Freiheit durch die Patienten, die von dieser Gewalt und dieser Erniedrigung gezeichnet und zerrüttet worden sind.

Die von den Patienten erworbene Freiheit begrenzt implizit die Freiheit, welcher sich das Personal traditio-

nell erfreut, und auch die Freiheit der Gesellschaft, deren Garanten die Techniker und die Gesetze sind. Diese Beschränkung durch Verantwortung erscheint vielen jungen Technikern als autoritärer Zwang, der, wie sie behaupten, ihre Autonomie und Zukunftsträume bedrohe. Sie sind radikal eher in ihren Ansprüchen als in der Reflexion der Politik des Anspruchs. So erscheint ihnen das in Umwandlung begriffene Irrenhaus allzu leicht als »befreites Gebiet«, in dem die Aktionen direkt, ohne die Vermittlung des jeweils Besonderen und ohne Kompromittierung durch den Kontrakt mit den sozialen Mächten, vor sich gehen könnten. Aber politisches Handeln ist immer auch *Verhandeln*; es hat nicht nur Subjekte, sondern auch Adressaten und Kontrahenten. Politik wird sprachlos, wenn sie darauf verzichtet, zuzuhören; und sie wird imperialistisch, wenn sie dieses Verhältnis, das eines des Kampfes ist, ignoriert. Worauf es ankommt, ist, sich des spezifischen Antagonismus zwischen Leitung und Verneinung einer Institution bewußt zu sein. Angesichts dieses Antagonismus, den auszutragen und zu bearbeiten wie ein Kompromiß mit der und eine Kompromittierung durch die Macht erscheinen kann, neigen die jungen, von den Impulsen der Studentenrebellion beflügelten Techniker oft zur Radikalisierung eines seiner Momente – der Negation. Sie agieren sozusagen nur an dem einen Pol des aufgedeckten Widerspruchs anstatt an beiden Polen und erliegen dabei der Illusion des »Gauchismus« – Ausdruck des luxuriösen Omnipotenzgefühls derer, die kei-

ne Praxis haben, an der sie sich wetzen müßten und die sie korrigierte. Sie sind einen Zustand scheinbarer Nicht-Kompromittierung gewohnt. Nun, da sie erstmals das Dickicht des Faktischen betreten, das mit Regeln durchwoben ist, die Ideologie und Bürokratie gesetzt haben, fällt es ihnen sehr schwer oder weigern sie sich, sich mit der dramatischen Wirklichkeit zu messen, deren Trägheit immer wieder den Entwurf zu verschlingen droht. Hinzu kommt, daß sie bislang einen ebenso diffusen wie allgemeinen Gegner vor sich hatten: *das* Gesellschaftssystem, *den* Kapitalismus etc. Das läßt ihnen die Bestimmung eines kritisch-militanten Projekts als überaus schwierig erscheinen, in dem die Negation der herkömmlichen institutionellen Logik einhergeht mit der Konstruktion einer Beziehungslogik, die gemeinschaftlich erfunden und entfaltet werden muß. Wird in dieser Lage die Differenzierungsneugierde durch das Reinheitsgebot ersetzt, dann bleibt nur noch der Ausweg in die Produktion »innerer Feinde«, deren Erscheinungsbild je nach Konstellation wechselt. Die Logik der Spaltung, die zu überwinden man angetreten war, stellt sich so wieder her.

Es erscheint mir nützlich, auf zwei Probleme hinzuweisen, die im Zusammenhang mit der Umwandlung einer psychiatrischen Anstalt hervorgetreten sind und zu Enttäuschungen geführt haben:

1. Die Suche nach einem revolutionären Subjekt, das die »politisch korrekte Linie« der Transformation gewähr-

leisten soll und kann. Hierbei wird das politische Interesse vom Patienten abgezogen und auf den Pfleger fixiert – es konzentriert sich auf die Ausbildung von politischem Bewußtsein beim Pflegepersonal. Die Lage der Patienten und das Problem des Verhältnisses zwischen Pflegern und Patienten – eines Verhältnisses, das im Krankenhaus von Wissenschaft und Bürokratie institutionalisiert wird, das jedoch das allgemeine Gewaltverhältnis, auf das sich unser Gesellschaftssystem gründet, spiegelt – rücken in den Hintergrund: im Namen einer abstrakten und globalen »Revolution«. Das Ergebnis davon ist, daß der Klassen- und deshalb auch der Befreiungszusammenhang zwischen dem Pflegepersonal und den Patienten verdunkelt wird.

2. Die forcierte Verteidigung der eigenen Arbeitsautonomie, die, wenn sie abgetrennt wird von der Verantwortung für die gemeinsame Kampfstrategie, leicht umschlägt in eine Verteidigung der eroberten Privilegien, also der eigenen Machtstellung, unter der Maske des Antiautoritarismus und des Widerstands gegen die Hierarchien. Das Ergebnis davon ist die Wiederherstellung des alten innerinstitutionellen Zustands auf höherer Stufe: Verfall der Realitätsbearbeitung, Ideologisierung der »individuellen Befreiung«, Lähmung der gegeninstitutionellen Phantasie, Neokonservatismus, Festschreibung und Rationalisierung der gesellschaftlichen Trennungslogik.

Wir haben über diese Thematik vor einigen Jahren mit Ronald D. Laing ein Gespräch geführt, dessen Wortlaut wiedergegeben wird.

*Franca Basaglia:* Die politischen und kulturellen Bewegungen der letzten Jahre haben neue Kampfformen und -perspektiven eröffnet. Gegenwärtig befinden wir uns in einer Stagnationsphase, und es erscheint an der Zeit, eine Bilanz der Veränderungen zu ziehen, die in den sozialen, kulturellen und politischen Feldern stattgefunden haben. Eine nach wie vor vieldiskutierte Frage ist, ob man innerhalb oder außerhalb der Institutionen, innerhalb oder außerhalb des Systems arbeiten soll. Damit ist freilich bereits unterstellt, daß es ein *Innen* und ein *Außen* der Institution, ein *Innen* und *Außen* des Systems gebe. Wir sind nun der Meinung, daß in dieser Annahme sich nicht der Einspruch gegen das bestehende Gesellschaftssystem, sondern vielmehr die für dieses System charakteristische Spaltung ausdrückt. Wenn wir also diese Annahme akzeptieren, dann sind wir schon in die Falle gegangen und spielen das Spiel mit.

Du hast viele Jahre lang in psychiatrischen Anstalten gearbeitet, und seit einigen Jahren arbeitest du außerhalb solcher Anstalten. Worin siehst du die Grenzen der einen und der anderen Arbeitsweise?

*Laing:* Über die Grenzen der Arbeit in den Institutionen ist schon viel gesagt worden: über die Institutionalisierung der Rollen, die ökonomische Kontrolle von oben, die überaus komplexe bürokratische Organisation. Das gesamte Anstaltssystem wird von der Bürokratie beherrscht und gesteuert. Man kann dieses System zwar untersuchen, aber ab einem gewissen Punkt läuft die Untersuchung leer. Man

muß verstehen und wissen, was das System ist, und dann muß man sich entscheiden, ob man den Rest seines Lebens in ihm verbringen will oder nicht. Wenn Franco Basaglia versucht, dieses System zu verändern, indem er in den Institutionen ausharrt, sie von innen her umzubauen sich vornimmt, so respektiere ich diesen Versuch und wünsche ihm von Herzen, daß ihm gelingen möge, was er sich vorgenommen hat. Doch meine Erfahrung in dieser Sache macht mich skeptisch. Ich habe vor ungefähr zehn Jahren enorme Anstrengungen unternommen, um meine Vorstellungen und Pläne innerhalb des Apparats zu verwirklichen, aber ich fand keine Gelegenheit dazu. Ich konnte also entweder im Apparat bleiben – mich abmühen, das, was ich tun wollte, zu tun, ohne es zu tun –, oder ihn verlassen. Ich habe ihn verlassen, allerdings in der festen Absicht, ihn von außen zu beeinflussen. Ich glaube, daß ich von dieser strategischen Position aus mehr bewirkt habe, als ich hätte erreichen können, wenn ich beispielsweise Berater in irgendeiner psychiatrischen Anstalt oder Mitglied im Verwaltungsrat eines Regionalkrankenhauses gewesen wäre.

*Basaglia:* Das war aber nur deshalb möglich, weil es eine kontinuierliche Verbindung zwischen Innen und Außen gab. Du hast dich nicht davongemacht, sondern die Perspektive und den Hebelpunkt gewechselt.

*Laing:* Ja, wir haben die Verbindungskanäle offengehalten. Das System ist in gewisser Weise durch unsere Aktion ge-

zeichnet – es gibt diese reale Alternative, die nicht aufgesplittert und zerstreut wurde, tatsächlich, und es wird sie auch in Zukunft geben. Jetzt, nachdem die schwierige Anfangsphase überwunden ist, in der es noch leicht geschehen konnte, dem Druck des Establishments zu erliegen, kann unser Vorhaben im Kern nicht mehr zerstört werden. Für das Establishment gilt: Nichts ist erfolgreicher als der Erfolg, wie Jack Sutherland, der Direktor der Tavistock Klinik, zu sagen pflegte. Und unsere Aktion hat Erfolg gehabt – um einmal bei dieser Terminologie zu bleiben, übrigens der einzigen Terminologie, die diese Leute verstehen –, d. h. sie ist heute eine soziale Tatsache.

Eine psychiatrische Anstalt von innen zu reformieren, ist eine Sisyphusarbeit. Die Kräfteverhältnisse dort sind steinhart, und der bürokratische Apparat hat unendliche Ressourcen – er kann Leute entlassen oder versetzen, den einen Arbeitsbereich mehr subventionieren als den anderen, eine Untersuchung behindern, ein Vorhaben unterbinden. Der Apparat hat die Macht, und er hat das Geld. Wer ihm Paroli bieten, ihn gar ummodellieren will, braucht seinerseits Macht und Mittel ... Aber man kann auch etwas zustande bringen, wenn man halb drinnen und halb draußen agiert. Es gibt keine Gesetze gegen das Zusammenleben mit Kranken in einem Haus. Warum soll man es also nicht tun?

*Basaglia:* Gibt es keine Gesetze, die die Verantwortlichkeit gegenüber den Patienten definieren? Wer trägt in diesem Falle die Verantwortung?

*Laing*: Sicher, es gibt auch hier in England sehr strenge Gesetze. Doch es gibt keines, das untersagt, daß ein Arzt mit einem Nicht-Arzt, der möglicherweise Patient eines anderen Arztes ist, in einer Gemeinschaft zusammenlebt. Es läßt sich gegen dergleichen Gemeinschaften nichts vorbringen, solange sie sich jeder ärztlichen Maßnahme enthalten. Wir haben das ausprobiert.

Wir mußten Kontakt mit der Stadtverwaltung aufnehmen, mußten mit der Polizei sprechen, uns um eventuelle große Anfragen im Parlament oder beim Gesundheitsministerium kümmern – gegen uns ist kein einziges Gerichtsverfahren eingeleitet worden; kein Mitglied dieser Gemeinschaften war mein Patient. Ein amerikanischer Arzt, der nach London gekommen war, um mit uns zusammenzuarbeiten, mußte, als er beim General Medical Council die Approbation beantragen wollte, seine Tätigkeiten erläutern. Er hat also unser Programm dargelegt: keine Medikamente, keine Rezepte, keinerlei Behandlung. Der GMC erklärte, dafür sei eine ordentliche Approbation nicht erforderlich. Man kann in der Philadelphia Association in London arbeiten, ohne einen medizinischen Abschluß zu haben, weil man keine ärztliche Tätigkeit ausübt. Einige Studenten in Bristol hatten von der Psychiatrie, so wie sie sie angewandt sahen, die Nase voll; sie kauften ein Haus und bezogen es gemeinsam mit Patienten, es war wie eine Wohngemeinschaft. Auch in den USA gibt es solche Gemeinschaften, deren »staffs« aus Studenten der Sozialwissenschaften bestehen: Anthropologen, Soziologen, Psychologen; viele – aber nicht alle – sind

Medizinstudenten. Es ist nicht leicht, mit extrem gestörten Menschen, die sehr viel leiden, zusammenzuleben. Es ist vor allem deswegen schwierig, weil es viel Kraft kostet, diese massive Apathie zu ertragen.

*Basaglia:* Dieser Apathie sieht man sich täglich in den psychiatrischen Anstalten gegenüber. Vielleicht ist es auch aus diesem Grunde so mühsam, »innen« zu arbeiten. Man kämpft dauernd an zwei, drei, vier Fronten gleichzeitig.

*Laing:* Ich glaube, daß es einem, wenn man diese Arbeit einige Jahre lang gemacht hat, wie einem alten Boxer ergeht: Nach einer gewissen Zeit ist es nötig, sich zurückzuziehen und sich der Ausbildung der jungen Leute zu widmen. Ja, es ist in der Tat wie bei den Athleten: Die besten Jahre sind die der Jugend. Die Anstrengungen und Beanspruchungen sind immens, sowohl physisch als auch emotional.

*Basaglia:* Das Problem der Ausbildung des Nachwuchses steht auch bei der Arbeit in den Institutionen im Mittelpunkt. Auf diesem Gebiet sieht es bei uns in Italien freilich schlimm aus. Die universitäre Ausbildung in der Psychiatrie findet in einer künstlichen Realität statt. Die Wirklichkeit der Kranken in den Irrenhäusern, in denen die »wirkliche Psychiatrie« praktiziert wird, hat keinen Raum im Studium. Die Universität exterritorialisiert das Konkrete. Auf die zunehmende Komplexität der Erfahrungswelt antwortet sie mit zunehmender Spezialisierung. Das Ergebnis

davon ist nicht nur, daß die Studierenden von immer weniger Sachverhalten ein ausreichendes Wissen erwerben, sondern auch, daß dieses wenige Wissen nur noch einen sehr beschränkten Gebrauchswert hat – es ist abstrakt, technisch, hochformal. Statt die Fähigkeiten der jungen Leute zu entfalten, zerstückelt das Studium ihre Fähigkeiten und Interessen. Die Realitätsblindheit ist vorprogrammiert. Das alles muß man sich vor Augen halten, wenn man heute – nicht nur in Italien – über Ausbildung nachdenkt. Übrigens handelt es sich hierbei um ein Problem, das in allen Bereichen, nicht nur in psychiatrischen Institutionen, auftaucht: die Jugend mit der Wirklichkeit ihrer Berufsrollen zu konfrontieren. Und deshalb ist es wichtig, sich um eine Korrektur der Ausbildung zu bemühen.

*Laing:* Das schließt natürlich einen veränderten »Umgang« mit den Patienten ein.

*Basaglia:* Genau das ist in Görz versucht worden. Es war dies ein wichtiger Bestandteil unseres Experiments dort. Aber die politisierten Jugendlichen, die von den Universitäten in die Klinikarbeit kommen, fürchten jetzt, der Ideologie auf den Leim zu gehen, zu der das Experiment in Görz zu werden droht.

*Laing:* Es ist unerlässlich, diese Panik zu überwinden, diese Angst vor den Schmerzen der anderen, die uns an unser eigenes Unglück erinnern. Man muß lernen, bei einem Men-

schen auszuharren, auch wenn man weiß, daß man ihm nicht helfen kann – und zwar ohne in das Gefühl des Scheiterns und Gescheitertseins zu fallen. Diese *Negativ-Fähigkeit* ist wichtig und grundlegend für die Arbeit des Analytikers. Der junge Psychiater, der sich einen neuen Sprachgebrauch angeeignet und ihn als Ideologie verinnerlicht hat, entwickelt eine Art Agitations-Syndrom. Er hat Schuldgefühle und individuelle Ängste, die er sich allerdings nicht eingesteht; er greift – auch politisch – nach Reinheits- und Überlegenheitsmustern, um sich zu stabilisieren. Die Tatsache jedoch, daß er, beispielsweise, zur New Left gehört und kein Faschist ist, bedeutet keineswegs, daß er besser ist als irgendein bürgerlicher Psychotherapeut. Das sind fatale Verfälschungen. Ich halte es für die beste Lösung, wenn die Jungen von Psychiatern lernen, die im Laufe der Jahre Erfahrungen gesammelt haben, die gute Arbeit geleistet haben und dabei keiner dieser falschen Schematisierungen verfallen sind – daß sie durch Beispiel lernen, nicht in Seminaren ...

*Basaglia*: Eben das streben wir an. Und wenn uns das Vorhaben gelänge, dann würden die Institutionen in der Tat therapeutische Anstalten werden, auch für den Therapeuten.

Gibt es in England ein ähnliches Problem in der Beziehung zu den Jugendlichen, die in der Ausbildung begriffen sind?

*Laing*: Für uns ist das kein Problem, weil diejenigen, die zu uns zum »Training« kommen, *mit* den Kranken leben.

Sie verbringen nicht nur einen Teil ihrer Zeit mit ihnen, sondern man lebt zusammen.

*Basaglia:* In einer psychiatrischen Anstalt jedoch wird das alles sehr viel komplizierter. Man hat es dort z. B. mit tausend Patienten und siebenhundert Pflegern zu tun; man arbeitet in einer ganz besonderen Umgebung, und es gibt eine Reihe von Bestimmungen, die die Krankenhausorganisation regeln.

*Laing:* Richtig, aber warum erwerbt ihr nicht ein Haus, in dem zehn oder fünfzehn Leute – die eine Hälfte Medizinstudenten, die andere Hälfte Schizophrene – leben können? Dieses Haus könnte für eine gewisse Zeit der Ausbildung dienen, und man könnte diese »freie Einrichtung« jeder psychiatrischen Anstalt angliedern. Man brauchte dort keine Pfleger; jeder handelte auf eigene Verantwortung, ohne daß Regeln notwendig wären. Wenn ihr das institutionelle Problem loswerden wollt, dann riskiert diesen Versuch!

*Basaglia:* Das ist die eine Möglichkeit; die andere ist, in der Institution weiterzuarbeiten, dort den Widerstand zu verstärken, auf allen Ebenen und sichtbar für die Menschen, die in ihr leben. Wenn man draußen arbeitet, bietet man vielleicht eine Alternative an, die aber nicht alle ergreifen können; sie hätte nur noch bedingt exemplarischen Wert, da sie eine – im Vergleich zur institutionellen – privilegierte Situation inszenierte. Außerdem kann auch die

Alternative zur »Institution« werden. Dafür gibt es jetzt schon genügend Belege ... Kannst du zum Schluß noch kurz erläutern, inwieweit sich deine Arbeit auf das Konzept und die Definition von Geisteskrankheiten in deinem Lande ausgewirkt hat?

*Laing:* Wenn du in die Psychiatrie-Abteilung einer Buchhandlung gehst und dir die in der Welt veröffentlichten Standardwerke anschaust, wirst du in ihnen weder einen Hinweis darauf, daß es mich gibt, noch einen darauf, daß es die von mir verfochtene Interpretation von Krankheit gibt, finden. Blättert man in der Festschrift des soeben gegründeten Royal College of Psychiatrists, scheint es zunächst ebenfalls so, als ob es diese andere Interpretation von Krankheit nicht gäbe; dann stößt man jedoch auf zwei Abschnitte, in denen die Position des Systems gegen eine Position verteidigt wird, von deren Existenz das System vorgeblich gar nichts weiß.

Das sind zwei Beispiele, die ich allerdings nicht überbewerten will. Fest steht, daß bei den älteren Psychiatern eine gewisse Besorgnis entstanden ist. Sie befürchten, daß ihnen der Boden unter den Füßen weggezogen werden könnte, wenn sich ein Wandel im Bewußtsein der jüngeren Psychiater vollzieht. Heute vertrauen die Jungen nicht mehr in gleicher Weise auf die heiligen psychiatrischen Schriften, wie wir das wohl vor fünfundzwanzig Jahren getan haben. Sie sind gründlich unzufrieden. Vielen von ihnen ist bewußt, daß alles fest institutionalisiert ist, sie wissen, woher

die Gelder kommen, wie die Arbeitsplätze verteilt und die Karrieren kontrolliert werden. Der Zweifel treibt sie um. Zugegeben, das sind sehr zarte Ansätze, in einigen Bereichen treten sie klarer hervor als in anderen; aber wenn sie auch schwach sind, so sind sie doch vorhanden.

*Basaglia:* Was sind eure augenblicklichen praktischen Projekte?

*Laing:* Ich versuche gerade, Geld für die Philadelphia Association aufzutreiben. Die Immobilienpreise steigen sehr schnell in London, so daß es uns höchste Zeit zu sein scheint, ein Haus zu kaufen, um einen festen Platz zu haben. Ein Sekretariat, eine Bibliothek und einen Raum für Seminarveranstaltungen haben wir schon. Ich hoffe sehr, daß es uns gelingen wird, bald eine Art zentrales Hauptquartier zur Ausbildung der Therapeuten einrichten zu können. Wir möchten in der Ausbildung Theorie und Praxis zusammenbringen, und diese Vorstellung leitet auch unser Therapiekonzept. Wir wollen gemeinsam lernen, mit der Andersartigkeit zu leben. Was wir in unserem Sektor überwinden wollen, das ist die »klassische« Systematik des »klassischen« Intellektuellen: daß jeder isoliert in seinem kleinen Tätigkeitsbereich agiert, eifersüchtig über die eigenen kleinen Ideen und Erfindungen wachend, eine gespaltene Figur in einer gespaltenen Gesellschaft.

## II. Die Wissenschaft und die Kriminalisierung der Bedürfnisse

Es ist hohe Zeit, nicht nur von den großen Kriegen zu sprechen, sondern auch von dem kleinen Krieg, der den Alltag verwüstet und der keinen Waffenstillstand kennt: von dem Krieg im Frieden, seinen Waffen, Folterinstrumenten und Verbrechen, der uns langsam dazu bringt, Gewalt und Grausamkeit als Normalzustand zu akzeptieren. Krankenhäuser, Gefängnisse, Irrenhäuser, Fabriken und Schulen sind die bevorzugten Orte, an denen dieser Krieg geführt wird, wo seine lautlosen Massaker stattfinden, seine Strategien sich fortpflanzen – im Namen der Ordnung. Das große Schlachtfeld ist der gesellschaftliche Alltag. Was heißt das? Krankenhäuser und Pharmazeutika-Betriebe sind Quellen der Zerstörung (eine amerikanische Statistik weist nach, daß 80% der Medikamente dazu verwendet werden, Krankheiten zu kurieren, die von Medikamenten hervorgerufen worden sind). Die Gefängnisse erzeugen mehr Delinquenz, als sie aufnehmen können. Die Irrenhäuser schaffen sich ihre Kranken nach Maß, d. h. sie produzieren Passivität, Apathie und deformieren die Persönlichkeitsstruktur der Insassen. In den Fabriken sind die Arbeiter gezwungen, unter gesundheitsschädlichen und abstumpfenden operativen Bedingungen zu arbeiten – die »weißen Toten« sind eingeplant als Preis, den der industrielle Fortschritt »verlangt«. Die Schulen, in denen nicht mehr

sinnvoll gelehrt wird und die dem Erziehungskonzept längst abgeschworen, es durch Trainingsprogrammatiken ersetzt haben, besorgen rechtzeitig die präventive Entmutigung desjenigen, von dem es später heißen wird, daß er nicht ›gelernt‹ habe und nicht ›erzogen‹ worden sei. Die Studenten, die die Reorganisation des Unterrichtswesens fordern und eine Zukunftsperspektive einklagen, werden der Störung der öffentlichen Ordnung verdächtigt. Das Universitätsstudium verhilft zwar zu Zertifikaten, aber es vermittelt keine Qualitäten mehr, die knapper werdenden Arbeitsplätze für Akademiker erobern sich diejenigen, die im Ausland oder an den von der Industrie finanzierten Spezialinstituten ausgebildet worden sind, das Land ist voll von arbeitslosen bzw. unterbeschäftigten Hochschulabsolventen. Meere und Flüsse tragen den chemischen Tod in ihren Wassern, und erst jetzt, angesichts dieser generellen Verseuchung, werden Entschmutzungs- und Filteranlagen entwickelt, die man hätte planen müssen, um dem biologischen Kollaps zuvorzukommen, statt den Arzt zu rufen, wenn der Patient bereits in der Agonie liegt. Und so weiter. Und all dies im Namen des Gemeinwohls, im Zeichen des wirtschaftlichen Wachstums, das dem Menschen Wohlstand und Glück bescheren soll. Welche Art Glück? Welchem Menschen? In Krisensituationen haben die abstrakten Konzepte vom »Menschen« Hochkonjunktur. Der Fortschritt der Wissenschaft, der Fortschritt der Zivilisation geschehen im Namen dieses abstrakten Menschen. Zur vorgeblichen Befriedigung seiner vorgeblichen

Bedürfnisse rotieren die Technologie, die Industrie, das Großkapital, frißt sich der »Fortschritt« immer tiefer in die mentalen, psychischen, kulturellen und natürlichen Gewebe des Gesellschaftskörpers. Die wirtschaftliche Logik bestimmt, was menschlich und was nicht menschlich ist, was gesund und was krank ist, was schön und was häßlich ist, was korrekt und was verwerflich ist, jeweils nach den Umständen. Das ist mittlerweile so selbstverständlich geworden, daß man sich fast geniert, es noch zu erwähnen. Gleichwohl dauert die Vortäuschung gigantischer Freiheitsgewinne der Menschheit an. Und die Wissenschaften sind eine der Quellen dieser Heuchelei: Sie haben nicht nur der Verwechslung der Perfektionierung der Mittel mit der Evolution der Freiheit Vorschub geleistet; sie haben auch den Begriff der Freiheit selbst formalisiert und instrumentalisiert. Irrenhaus und Gefängnis – um uns auf die zwei Gegenstandsfelder zu konzentrieren, von denen in diesem Buch insbesondere die Rede ist – sind exemplarische institutionelle Ausdrücke dieser Entwicklung. In ihnen hat sich ein folgenreiches Selbstverständnis von Wissenschaft abgebildet: die Ideologie der Befriedung der Gesellschaft durch Ausschließung bzw. Einschließung der Störer. Jahrhundertlang sind Delinquente, Verrückte, Prostituierte, Homosexuelle, Alkoholiker, Diebe und Sonderlinge gleichermaßen und unterschiedslos aufgrund ihrer Abweichung von der Norm und deren Regeln aus dem gesellschaftlichen Verkehr ausgestoßen worden. Die Mauern des Asyls umschlossen und verbargen den Be-

sessenen, den Wahnsinnigen (als Verkörperung des Bösen, eines unfreien und unzurechnungsfähigen Geistes) zusammen mit dem Delinquenten (als Verkörperung des absichtlichen, verantwortlichen Bösen). Wahnsinn und Delinquenz fungierten als Exterritorialisierungskriterien. Nur sehr zögernd begann die Wissenschaft, diese Kriterien zu differenzieren. Die neue, aufklärerische Rationalität definierte das Gefängnis als Strafinstitution für denjenigen, der die im Gesetz verkörperten Normen verletzt hatte (einem Gesetz, das das Eigentum schützt, das das richtige öffentliche Verhalten bestimmt, das die Autorität, die Machtverteilung festlegt). Und den Geisteskranken, den Sonderling, der sein Leben an Normen orientierte, die *seiner* Vernunft und *seinem* Wahn entstammten, definierte man als *Kranken*, den es in einer Institution zu separieren gelte, die die Grenze zwischen Vernunft und Wahn klar zog, da er die öffentliche Ordnung durch Skandal oder Bedrohung irritierte. Doch trotz dieser Differenzierung blieb die Aufgabe beider Institutionen die nämliche: Schutz und Verteidigung der ›Norm‹, Hospitalisierung der Ungleichen, Abwehr des Andersartigen. Die Wissenschaft unterschied Delinquenz und Wahnsinn, indem sie beiden einen neuen Status zuschrieb. Sie verwandelte den Wahnsinn in eine Abstraktion durch seine Bestimmung in Begriffen von Krankheit; und sie verwandelte die Delinquenz in einen Forschungsgegenstand. Doch trotz der formalen Separierung der beiden abstrakten Entitäten Delinquenz und Krankheit in zwei getrennten Deutungen

und Institutionen blieb der enge Zusammenhang beider mit der Maxime der Ordnung *praktisch* bestehen. Weder die Delinquenten, die für einen auf die Gesellschaft verübten Übergriff büßen müssen, noch die Wahnsinnigen, die für ihr unangepaß-tes Verhalten bezahlen müssen, sind jemals wirklich als Menschen wahrgenommen worden. Die für sie errichteten Institutionen (zu ihrer »Besserung« und »Buße« einerseits, zu ihrer »Behandlung« und »Wiederherstellung« andererseits) haben ihre Funktion und ihren Charakter nicht geändert. Die Herausbildung neuer Theorien und Klassifikationen hat das Verhältnis zwischen der »zivilen« Gesellschaft und den von ihr gewaltsam Ausgebürgerten nicht angetastet.

In Ländern, deren ökonomisch-sozialer Entwicklungsstand noch keinen *gesonderten* institutionellen Überbau zur Aufrechterhaltung ihrer Funktionsfähigkeit erfordert, ist die Devianz nach wie vor das Objekt undifferenzierter Einsperrung, unverhüllter Gewalt. Noch wurde dort die Wissenschaft nicht auf den Plan gerufen, um ihr Kolonialisierungswerk durch Unterscheidung des Abnormen in Gang zu setzen. Noch sind dort die »Vorteile«, die diese Unterscheidung mit sich bringt, nicht bekannt. Zur Gewährleistung der öffentlichen Ordnung genügt noch die Gewalt oder die Gewaltandrohung. In diesen Ländern wird die Folter zum organisatorischen Hebel der gesellschaftlichen Normierung und Normalisierung, zur *Institution*. Sie ist diejenige institutionelle Organisationsform von Herrschaft, die dem strukturellen Gefüge dieser Län-

der tatsächlich entspricht. Die *Folter als Institution* ist hier das bevorzugte Mittel der Politiker (d. h. der Militärs) zur Kontrolle einer Situation, die einzig durch kontinuierliche *Gewaltandrohung* kontrollierbar bleibt. An diesem Beispiel wird deutlich, daß Wirtschaftsstruktur und institutionelle Organisation der Macht auf den verschiedenen Entwicklungsstufen eng miteinander verknüpft sind. So ist es denn kein Zufall, daß mit der Industriellen Revolution die ersten Irrenhäuser im technischinstitutionellen Sinne entstehen und die »öffentliche Fürsorge« als soziale Großagentur ihren Aufstieg beginnt. Heute ist die Organisation der sozialen Kontrolle hochverfeinert und als solche nur schwer zu erkennen. Sie ist eingehüllt in wissenschaftliche Ideologien. Das moderne Irrenhaus ist Ausfluß einer medizinischen Ideologie, die »Geisteskrankheit« für unheilbar erklärt, und das moderne Gefängnis repräsentiert die Ideologie der Bestrafung. Die Wahnsinnigen, die Pinel von den in Ketten gelegten Verbrechern gesondert hatte, sind noch immer, wirklich und symbolisch, in Ketten gelegt, zwar in separaten Institutionen, aber im Namen der gleichen Prinzipien und Werturteile. Doch auch legal gebrauchte Gewalt *ist* Gewalt. Die rigorosesten Sanktionen treffen nach wie vor die Außenseiter, die die öffentliche Ordnung, den Produktionsrhythmus und dessen Effektivität in Zweifel ziehen. Paradoxerweise stellt sich im Namen von Effizienz und Ausbeutung die Dialektik von Herr und Knecht wieder her: Der Herr schützt den Knecht vor der Bedrohung durch den, der den ordentlichen Ablauf sei-

ner Arbeit stören könnte, indem er Institutionen schafft, in denen das Bedrohliche isoliert und neutralisiert werden kann. Gleichzeitig drohen diese Institutionen dem Knecht für den Fall, daß er aus der Ordnung ausschert, die Isolierung an. Die sogenannten Rehabilitationsstätten haben also eine doppelte Funktion: Gewalttätigkeit als konkretes System von Ausschluß, Stigmatisierung und Demütigung sowie Gewalttätigkeit als symbolische Androhung von Ausschluß, Stigmatisierung und Demütigung. Das Individuum wird haftbar gemacht für den gesellschaftlichen Widerspruch, den es zum Ausdruck bringt. Die Präventivstrategie der Macht tritt hier offen zutage. Sie ist eine Strategie der Früherkennung des Andersartigen. Sie schreibt das Ungleiche, das Andere, das Fremde, das Verführerische, das Widerspenstige im Stadium der Entstehung als Normverletzung fest. Wer seinen Fuß über die Schwelle eines Gefängnisses oder eines Irrenhauses setzt, der betritt eine Welt, in der alles darauf hinarbeitet, ihn zu zerstören. Denn immer noch sehen die Kriminologen in dem, was sich in den Gefängnissen abspielt, den direkten Ausdruck der »natürlichen Kriminalität« des Häftlings, und die Psychiater in der Irrenhauswirklichkeit das Ergebnis der von der Krankheit hervorgerufenen psychischen und moralischen Verheerung der Hospitalisierten. Dies ist die destruktive Logik, welche die Effektivität der institutionellen Organisation aufrechterhält ... Im Rahmen dieser Logik sind *Veränderung*, *Rationalisierung* und *Kontrolle* Momente eines Prozesses, der einzig die Formen,

nicht jedoch die Struktur wechselt. Jede Veränderung im Lichte dieser Logik ist eine technische Antwort auf eine ökonomische Frage – auf jedem Entwicklungsniveau ist eine andere Kontrollform nötig –, und das ökonomische Gesetz erzwingt die neue technische Rationalisierung, die in der veränderten Situation als Kontrolle fungieren soll. Diesen Zusammenhang offenzulegen ist eine der bedeutenden Aufgaben derjenigen, die als Techniker in diesen Institutionen der Gewalt arbeiten.

Der bürgerliche Staat gründet sich auf eine künstliche Spaltung, die als *natürliche Spaltung* durchgesetzt und legitimiert wird: die Spaltung in Klassen. Diese Spaltung ist die Matrix aller anderen Spaltungen. Der Delinquent ist unabänderlich Delinquent, und das Gefängnis ist der Ort, der zur Eindämmung der Delinquenz taugt. Der Verrückte ist unabänderlich verrückt, und das Irrenhaus ist der Ort, der der Bändigung des Wahnsinns dient. Wenn Krankheit und Delinquenz *einzig und allein* »natürliche Phänomene« (als Delinquent wird man geboren, die Verrücktheit ist das Resultat einer biologischen Störung) und nicht *auch* historisch-soziale Phänomene sind, ist die Internierung gerechtfertigt. Der Ausschluß erscheint dann als die einzig mögliche Antwort auf diese Phänomene, von denen sich die Gesellschaft freihalten muß. Das Individuum wird mit seinem Symptom identifiziert; es wird enthistorisiert. Doch schon darin bekundet sich ein *Klassenschicksal*. Ein wohlhabender

bürgerlicher Delinquent hat keine Reintegrations- und Wiederherstellungsprobleme. Das von ihm begangene Delikt wird in historischsozialen Kategorien interpretiert, nicht in solchen der »Natur«; es gibt eine Rechtfertigung für seine kriminelle Tat: Sie erscheint als ein Ergebnis, das nicht definitiv die zukünftige Geschichte des Delinquenten bestimmen wird, noch wird seine vorausliegende Geschichte *völlig* im Licht des Delikts gelesen, das er irgendwann einmal begangen hat. Im Lebenskontext und im sozialen Umfeld dieser Personen ist Raum für die Reintegration, und diesen Raum gesteht ihnen die Klasse, der sie angehören, zu und bewahrt ihn für sie. Das Problem der Reintegration besteht in diesem Fall deshalb nicht, weil der Delinquent eine Geschichte hat, die sein Delikt in den Augen von seinesgleichen erklärt. In den Genuß dieser Erklärungsvorgabe kommt der Angehörige der Unterschicht, wenn er ein Verbrechen verübt hat, niemals. Dieser Delinquententypus hat keine Geschichte, genauer, seine Geschichte ist lediglich die Geschichte seiner Vergehen: Er ist »von Natur aus« ein Delinquent. Die einzige zugelassene Erläuterung seiner Handlung ist die Delinquenz selbst, das Naturell, die Rasse, die Konstitution. Sofern ihm überhaupt eine Geschichte zugestanden wird, ist es eine der Gewalttätigkeiten, der Entbehrungen und der Übergriffe. Die Reintegration *dieser Delinquenten* und *dieser Wahnsinnigen* kann unser Gesellschaftssystem nicht organisieren; sie setzte die Überwindung der gesellschaftlichen Klassenspaltung voraus.

Wenn wir von Rehabilitation und Reintegration sprechen, ist also weder ein technischer noch ein organisatorischer Diskurs gemeint, sondern ein politischer. Es gibt keine andere Möglichkeit, das Problem zu klären – es ist ein *gesellschaftliches* Problem. Die Schwankungen bei den Aufnahmen und den Entlassungen in unseren Irrenhäusern stehen, wie wir heute aufgrund von statistischen Erhebungen wissen, in einem direkten Zusammenhang mit den Phasen der allgemeinen Wirtschaftsentwicklung. Die ökonomischen Konjunkturen und Abschwünge gehen einher mit einer Erweiterung oder Verengung der Auslegung gesellschaftlicher Normen, damit auch mit einem Wandel der Toleranz gegenüber abweichendem Verhalten. Hinzu kommt ein weiterer Sachverhalt: Da Irrenhäuser und Gefängnisse den Bedürfnissen der »freien« Gesellschaft folgen, können sich die Internierten nicht in der Gesellschaft wiedererkennen, die sie straft, aussondert und zerstört, ohne ihnen eine praktikable Alternative anzubieten. Sie können die Internierung nicht als etwas erleben, das ihnen bei ihrem Rehabilitierungsprozeß hilft. Die Rehabilitation erfordert die Mitwirkung dessen, der rehabilitiert werden soll. Doch um an diesem Prozeß mitwirken zu können, müßten die Rehabilitanten die Institution, die sie aussondert, als therapeutisch und rehabilitierend erfahren können. Die Rehabilitation selbst hat nur dann einen Sinn, wenn sich der Deviante einer Gesellschaft gegenüber sieht, als deren Mitglied er sich begreift und deren Gesetzen er vertraut, weil er selbst dazu beigetragen

hat, sie zu schaffen, auch wenn er faktisch im Augenblick von ihnen abweicht. Genau dies ist nicht der Fall. Er, der die Geschichte einer Ausschließung hinter sich hat, die als klassenspezifische Ausschließung fortwirkt, versteht sich weder als teilnehmendes Mitglied dieser Gesellschaft noch als Miturheber dieser Gesetze und Normen, da nicht ein einziges dieser Gesetze seinen Bedürfnissen, seiner Lebenswelt und seinen Interessen *praktisch* entspricht. Das bedeutet nicht – und wir wiederholen es –, daß es Geisteskrankheit und Devianz nicht gebe und daß eine Veränderung der gesellschaftlichen Ordnung ausreichte, um das Problem der Andersartigkeit zu lösen. Das Problem liegt vielmehr in der Verinnerlichung des Konzeptes, daß das Andersartige ausgegrenzt werden müsse, daß es nicht geduldet werden dürfe. Solange dieses Konzept in Geltung ist, wird die Reaktion auf das Andersartige immer nur repressiv, eindimensional und undialektisch sein: Kriminalisierung der Devianz. Der Kreis ist geschlossen: Indem man die Bedürfnisse, die sich in der Abweichung von der Norm artikulieren, kriminalisiert, wird ihre Tabuisierung – ihre Bestrafung – gerechtfertigt.

Hier tritt noch einmal das prekäre Mandat des »Technikers des praktischen Wissens« (Sartre) als eines »Zustimmungsfunktionärs« bei der Verankerung und Stabilisierung von Machtverhältnissen zutage. – Er organisiert und überwacht die Anerkennung von Ideologien und Werten, über die – vermittelt der Institutionen – sich Herrschaft verwirklicht und fortpflanzt. Das freilich ist keine *techni-*

*sche* Operation, sondern eine *politische*, und sie läßt sich unter dem einfachen Gegensatz von Kapital und Arbeit nicht zureichend erfassen. Die außerordentliche Expansion der Sozialtechnologie zeigt nicht nur, daß die modernen Gesellschaften ein hochdifferenziertes Steuerungs- und Kontrollinstrumentarium benötigen; sie macht auch offenbar, daß die stillschweigende Befriedung der Alltagsrealität in diesen Gesellschaften weitgehend vollendet ist. Die »Rationalität«, auf die sich diese gigantische Befriedungsoffensive stützt, ist nicht länger das Ergebnis der gesellschaftlichen, kulturellen und geschichtlichen Dialektik, sondern ein Normierungsergebnis – diejenigen, die sich zum Zwecke der Begründung und Legitimation ihres Handelns auf sie berufen, haben sie auch erfunden und installiert.

Wir stehen an einem Scheideweg. In den Industrieländern ist die offene Gewaltanwendung als Mittel der Konfliktregelung weitgehend dem symbolischen Gewaltgebrauch gewichen. Deren Statthalter sind auch die Intellektuellen, sofern sie als »Zustimmungsfunktionäre« im Sinne Gramscis agieren. Das ist eine wahrlich grauenerregende Hypothek. Läßt sie sich wenn schon nicht tilgen, so doch wenigstens allmählich abtragen? Wir müssen uns entscheiden, ob wir uns dieser Tätigkeit, nachdem wir uns ihre Implikationen und ihre Folgen bewußt gemacht haben, weiterhin mit Haut und Haaren verschreiben wollen oder nicht; ob wir uns an der Verdunkelung der Unfreiheit oder an ihrer Enthüllung beteiligen wollen; ob wir nach wie

vor *über* die Schwachen, Ohnmächtigen, Unterdrückten, Ausgestoßenen anstatt endlich *mit* ihnen sprechen wollen. Kurz, geboten und gefordert ist eine neue Gestalt von (auch analytischer) Radikalität. Geboten und gefordert ist die Aufdeckung der Widersprüche, nicht deren Ächtung oder Leugnung oder Verbrämung. Der Diskurs der Würde des Menschen beginnt und endet nicht am Ideenhimmel der Philosophen, sondern in der gesellschaftlichen Praxis.

*Aus dem Italienischen übersetzt von Jutta Klinkers.*

## Michel Foucault

### Macht-Wissen

Die wissenschaftliche Praxis gründet gleichsam in einem Diskurs, der besagt: »Nicht alles ist wahr; aber an jedem Punkt und zu jeder Zeit gibt es eine erkennbare und ausdrückbare Wahrheit. Diese Wahrheit mag schlummern, doch wartet sie nur darauf, vor unserem Blick zu erscheinen, von unserer Hand enthüllt zu werden. Die Wahrheit ist überall; es liegt nur an uns, die richtige Perspektive, den passenden Winkel, die notwendigen Instrumente zu ihrer Entdeckung zu finden.« Aber tief verwurzelt in unserer Kultur findet sich auch eine andere Vorstellung, der die Wissenschaft und mit ihr die Philosophie zuwiderlaufen: Die Wahrheit ist dem Blitze gleich, sie wartet nicht überall da auf uns, wo wir geduldig ihrer harren, sie mit Geschick zu überraschen trachten; sie hat vielmehr gnädige Augenblicke, privilegierte Orte, nicht nur um aus dem Schatten hervorzutreten, sondern um sich überhaupt zu *produzieren*. Wenn es eine Geographie der Wahrheit gibt, dann ist es eine der Orte, an denen sie weilt (und nicht einfach der Stellen, an die man sich plaziert, um sie besser beobachten zu können); ihre Chronologie ist – dem meridionalen Zusammentreffen zweier Gestirne vergleichbar – die der Konjunktionen, welche es ihr gestatten, wie ein wichtiges Ereignis einzuschlagen (und nicht die der günstigen Momente, die es zu ihrer Wahrnehmung auszunutzen gilt

– wie wenn der Nebel sich kurze Zeit lichtet). Es ließe sich in unserer Geschichte eine ganze »Technologie« dieser Wahrheit entdecken: Ortung der Plätze; Kalender der günstigen Gelegenheiten; Wissen von den Ritualen, in deren Verlauf sie sich produziert.

Beispiele dieser Geographie sind Delphi, wo die Wahrheit zum Erstaunen der ersten griechischen Philosophen sprach, oder die weltentrückten Orte des alten Mönchtums, später dann die Kanzel des Predigers, das Katheder der Schulmeister, die Kirche als Gemeinschaftsort der Gläubigen. Ein ausgeprägtes Beispiel für diese Art Chronologie ist der medizinische Begriff der Krise, der bis zum Ende des 18. Jahrhunderts von großer Bedeutung geblieben ist. In dieser Fassung war die Krise nicht etwa genau der Moment, an dem die tiefliegende Natur der Krankheit an die Oberfläche steigt und sich sehen läßt, sondern vielmehr der Moment, an dem der krankhafte Prozeß sich aus eigener Kraft von seinen Fesseln losmacht, sich von allem befreit, was ihn an seiner vollen Entfaltung hindern könnte, und sich gewissermaßen entscheidet, eher dies oder eher jenes zu sein, also über seinen zukünftigen (günstigen oder ungünstigen) Verlauf befindet. Obgleich eine autonome Bewegung, kann und muß der Arzt dennoch daran teilnehmen; er muß um sie alle ihr günstigen Umstände versammeln, er muß sie vorbereiten, sie anrufen, sie hervorholen, aber er muß sie auch als eine Gelegenheit benutzen, um therapeutisch zu handeln und mit ihr am günstigsten Tag den Kampf aufzunehmen. Die Krise kann

sich natürlich auch ohne den Arzt abspielen, aber wenn der Arzt eingreifen will, dann nur einer Strategie gehorchend, die sich der Krise als dem Moment der Wahrheit unterordnet – selbst wenn er es wagt, diesen Moment verstoßen auf einen Zeitpunkt zu legen, der für ihn, den Therapeuten, günstig ist. Im medizinischen Denken und in der medizinischen Praxis war die Krise zugleich schicksalhafter Augenblick, Effekt eines Rituals und strategische Gelegenheit.

Auch das Gottesurteil, obzwar einer ganz anderen Ordnung zugehörig, war eine bestimmte Weise, mit der Produktion der Wahrheit umzugehen. Das Ordal, das den Angeklagten eine Probe erleiden ließ, oder das Duell, das Angeklagten und Ankläger (oder ihre Stellvertreter) einander gegenüberstellte, waren nicht lediglich altertümliche und irrationale Vorformen, die Wahrheit »detektivisch« zu ermitteln und in Erfahrung zu bringen, was in der umstrittenen Affäre wirklich geschehen war; es ging vielmehr darum, zu entscheiden, welcher Seite Gott *jetzt* das zusätzliche Quantum Glück oder Stärke zuteilte, das zum Erfolg eines der beiden Gegner führte. Ein derart regulär erzielter Erfolg zeigte an, auf wessen Kosten der Streit geschlichtet werden mußte. Die Aufgabe des Richters war nicht die eines Untersuchungskommissars, der die verborgene Wahrheit zu entdecken und exakt zu rekonstruieren sucht; er hatte vielmehr ihre Produktion zu organisieren und den rituellen Rahmen zu beglaubigen, in dem sie hervorgeholt werden konnte. Die Wahrheit war der durch die rituelle

Bestimmung des Siegers erzeugte Effekt. Das erlaubt die Annahme, daß es in unserer Kultur eine eigentliche und durch die Jahrhunderte fortwährende Technologie der Wahrheit gegeben hat, die von der wissenschaftlichen Praxis und dem philosophischen Diskurs allmählich abgewertet, verdeckt und ausgetrieben wurde. Diese Wahrheit gehört nicht der Ordnung des Seienden an, sondern der Ordnung des Geschehens: Sie ist Ereignis. Sie wird nicht konstatiert, sondern hervorgeholt: Produktion anstelle von Apophantik. Sie ergibt sich nicht über die Vermittlung von Instrumenten; sie wird durch Rituale herausgefordert, sie wird mit List angelockt, den Gelegenheiten entsprechend erfaßt: Strategie und nicht Methode. Das Verhältnis zwischen diesem, auf solche Weise produzierten Ereignis und dem Individuum, das seiner harrte und von ihm heimgesucht wurde, ist nicht das zwischen Objekt und Subjekt der Erkenntnis; es ist ein Verhältnis der Ambiguität, ein reversibles, kriegerisches Verhältnis von Meisterrecht, Herrschaft und Sieg: ein Machtverhältnis.

Freilich scheint diese Technologie von Wahrheit-Ereignis-Ritual-Probe seit langem schon verschwunden. Doch hatte sie ihre Dauer, war ein irreduzibler Kern des wissenschaftlichen Denkens gewesen. Die Bedeutung der Alchimie, ihr Starrsinn, trotz so vieler Schlappen und so unendlicher Wiederholungen nicht verschwinden zu wollen, die Faszination, die sie auszuüben vermochte, haben ihren Grund wahrscheinlich darin, daß sie eine der elaborientesten Formen dieser Wissensgattung gewesen ist. Sie

suchte weniger die Wahrheit zu erkennen, als sie gemäß einer Bestimmung der günstigen Momente zu produzieren (daher ihre Verwandtschaft mit der Astrologie). Zu diesem Zweck befolgte sie Vorschriften, Verhaltensregeln und Exerzitionen (daher ihre Bande zur Mystik) und versprach sich am Ende eher einen Sieg, eine Meisterschaft, eine Überlegenheit über ein Geheimnis als die Entdeckung einer Unbekannten. Das alchemistische Wissen ist nur dann leer oder unnütz, wenn es in Termini einer Wahrheit als Abbild befragt wird; es ist voll, wenn es als Ensemble von strategischen Regeln, Prozeduren, Berechnungen und Anordnungen betrachtet wird, die die rituelle Produktion des Ereignisses »Wahrheit« gestatten sollen.

In einer solchen Perspektive ließe sich auch im Ordnungssystem der Buße, des Strafrechts und der Psychiatrie eine Geschichte des Geständnisses schreiben. Eine Spielart des »gesunden Menschenverstands« (die tatsächlich auf einer bestimmten Vorstellung der Wahrheit als Gegenstand der Erkenntnis überhaupt beruht) interpretiert und rechtfertigt immer wieder die Geständnissuche mit folgendem Argument: Wenn das Subjekt selbst sein Verbrechen oder seine Verfehlung oder sein verrücktes Begehren eingesteht, so ist das wohl der *beste Beweis*, das *sicherste Zeichen* dafür. In historischer Perspektive war freilich das Geständnis, lange bevor es als Beweis galt, die Produktion einer Wahrheit am Ende einer Probe und nach kanonischen Formen: rituelle Beichte, Marter, peinliche Befragung. Das Problem bei dieser Sorte Geständnis – etwa in

den religiösen, später gerichtlichen Praktiken des Mittelalters – bestand nicht darin, ob es buchstäblich stimmte und als zusätzliches Element die anderen Mutmaßungen ergänzen konnte; das Problem war lediglich, daß es überhaupt und in Übereinstimmung mit den Regeln abgelegt wurde. Die Sequenz Verhör-Geständnis, die in der medizinisch-gerichtlichen Praxis der Neuzeit von so großer Bedeutung ist, oszilliert in der Tat zwischen einem alten, am sich produzierenden Ereignis ausgerichteten Ritual der Wahrheit qua Probe und einer Erkenntnistheorie der an der Etablierung von Zeichen und Beweisen ausgerichteten Wahrheit qua Konstatierung.

Der Übergang von der Wahrheit qua Probe zur Wahrheit qua Konstatierung ist wahrscheinlich einer der wichtigsten Prozesse in der Geschichte der Wahrheit. Doch ist das Wort »Übergang« nicht ganz richtig, denn es handelt sich nicht um zwei einander fremde Gestalten, die sich gegenseitig bekämpften und von denen schließlich die eine die andere zu besiegen vermöchte. Die Wahrheit qua Konstatierung in Gestalt der Erkenntnis ist vielleicht nur ein partikularer Fall der Wahrheit qua Probe in Gestalt des Ereignisses. Allerdings handelt es sich nun um ein Ereignis, das sich produziert, als könne es billigerweise auf unbestimmte Zeit überall und immer wiederholt werden; um ein Ritual der Produktion, das sich in allen zugänglichen und gleichförmig effizienten Instrumenten und Methoden verkörpert; und am Ende um die Bezeichnung eines beständigen Objekts der Erkenntnis und die Bestim-

mung eines universalen Subjekts der Erkenntnis. Es ist diese historisch einzigartige Produktion der Wahrheit, die allmählich alle deren Formen der Wahrheitsproduktion überdeckt oder zumindest ihre Norm als die universell geltende durchgesetzt hat.

Die Geschichte dieser Überdeckung wäre ungefähr die Geschichte des abendländischen Wissens seit dem Mittelalter überhaupt: Geschichte nicht der Erkenntnis, sondern der Art, wie die Produktion der Wahrheit die Gestalt der Erkenntnis angenommen und sich als Norm aufgezwungen hat. Es lassen sich in diesem Prozeß drei Bezugspunkte ausmachen. Zunächst die Etablierung und Generalisierung des Untersuchungsverfahrens in der politischen Praxis und in der (weltlichen bzw. kirchlichen) Gerichtspraxis: Nun wird der Ausgang des Verfahrens durch die Übereinkunft mehrerer Individuen über einen Tatbestand, ein Ereignis, einen Brauch bestimmt, die fortan als allgemein bekannt vorausgesetzt werden können, d. h. sie können und müssen anerkannt werden, sind bekannte Fakten, weil sie für alle wiedererkennbar sind. Die juristischpolitische Form der Untersuchung fällt mit der Entwicklung des Staates und dem langsamen Auftauchen eines neuen Typus politischer Macht zusammen, der sich während des 12. und 13. Jahrhunderts im Rahmen des Feudalismus herausbildete. Die Probe war ein Typus des Macht-Wissens mit wesentlich rituellen Zügen; die Untersuchung ist ein wesentlich administrativer Typus des Macht-Wissens. Und in dem Maße, wie sich die Struktu-

ren des Staates entwickelten, hat dieses Modell dem Wissen die Form der Erkenntnis aufgezwungen: ein souveränes Subjekt, das die Funktion der Allgemeinheit hat, und ein Objekt der Erkenntnis, das von allen als immer schon daseiend zu erkennen ist. Der zweite große Wendepunkt fiel dann in diejenige Epoche, in der dieses juristisch-politische Verfahren sich in einer die Untersuchung der Natur ermöglichenden Technologie verkörpern ließ. Diese Technologie war eine von Instrumenten, die nicht länger dazu bestimmt waren, den Ort der Wahrheit zu bezeichnen, ihren Moment zu beschleunigen und zu fördern, sondern sie irgendwo und irgendwann zu ergreifen; Instrumente, die die Funktion hatten, die Distanz zu überwinden oder das Hindernis zu beseitigen, das uns von einer Wahrheit, die überall auf uns wartet und zu aller Zeit auf uns gewartet hat, trennt. Dieser große technologische Umsturz fällt zeitlich zweifellos in die Ära der Seefahrt, der großen Reisen, jener unermesslichen »Inquisition«, die sich nicht länger auf die Menschen und ihre Güter, sondern auf die Erde und ihre Reichtümer erstreckte. Mehr noch als der Entdeckung der Länder verdankt sich dieser Umsturz der Entdeckung der Meere. Auf dem Schiff, diesem unendlich beweglichen Element, muß der Seemann an jedem Punkt, in jedem Augenblick genau wissen, wo er sich befindet. Das Instrument muß so beschaffen sein, daß kein Augenblick bevorzugt wird und alle lokalen Einflüsse ausgelöscht werden können. Die große Fahrt hat das Universelle in die Technologie der Wahrheit eingeführt, sie hat ihr die

Norm des »irgendwann«, des »irgendwo« und folglich des »irgendwer« aufgeprägt. Die Wahrheit muß nicht länger produziert werden; sie hat sich zu präsentieren, und zwar jedesmal, wenn man sie sucht, von neuem.

Das dritte Stadium schließlich fällt in die letzten Jahre des 18. Jahrhunderts, als Chemie und Elektrizität im Rahmen der – mit Hilfe von universell funktionierenden Instrumenten – konstatierten Wahrheit die Produktion von Phänomenen ermöglicht haben. Diese Wahrheitsproduktion durch das Experiment ist von der Wahrheitsproduktion durch die Probe am weitesten entfernt, denn Experimente sind wiederholbar, sie können und müssen konstatiert, kontrolliert und gemessen werden. Das Experiment ist nichts anderes als eine Untersuchung künstlich provozierter Tatsachen. Phänomene mit Hilfe von Labor-einrichtungen zu produzieren, hat nichts mehr mit dem rituellen Herbeiführen des Ereignisses der Wahrheit gemein; nun wird die Wahrheit mit Hilfe einer allgemein zugänglichen Technik konstatiert. Hinfort nimmt die Produktion von Wahrheit die Form der Produktion von Phänomenen an, die von jedem Erkenntnissubjekt konstatiert werden können. Diese große Umwandlung der Wissensprozeduren begleitet offensichtlich die wesentlichen Mutationen der okzidentalischen Gesellschaften: Auftauchen einer politischen Macht, die die Form des Staates annimmt; weltweite Ausdehnung der Handelsbeziehungen; Entstehung der großen Produktionstechniken. Zugleich ist ersichtlich, daß es bei diesen zentralen Umgestaltungen

des Wissens nicht um ein Subjekt der Erkenntnis geht, das von den Umwälzungen der Infrastruktur beeinflusst würde, sondern um Formen der Macht-und-des-Wissens, um Formen des Macht-Wissens, die auf der Ebene der »Infrastruktur« selbst funktionieren und Effekte zeitigen und die den Ort abgeben für das Verhältnis der Erkenntnis (Subjekt-Objekt) als Norm des Wissens, allerdings – und das darf nicht vergessen werden – eine Norm, die historisch einzigartig ist.

Unter diesen Bedingungen wird verständlich, daß sie sich nicht ohne Probleme allem anlegen läßt, was im Feld der Erkenntnis (ihren Grenzen oder Unsicherheiten) Widerstand leistet; sie stellt die Erkenntnis in Frage, die Form der Erkenntnis, die Norm »Subjekt-Objekt«; sie befragt die Zusammenhänge zwischen den ökonomischen und politischen Strukturen unserer Gesellschaft und der Erkenntnis (nicht in ihren wahren oder falschen Gehalten, sondern in ihren Funktionen als Macht-Wissen) – sie markiert folglich eine historisch-politische Krise. Nehmen wir zunächst das Beispiel der Medizin und den mit ihr verknüpften Raum des Krankenhauses. Über eine lange Zeitspanne ist das Krankenhaus noch ein Ort der Ambiguität geblieben: einerseits gilt es hier, eine verborgene Wahrheit zu konstatieren, und andererseits eine zu produzierende Wahrheit auf die Probe zu stellen. Als Beobachtungsinstrument sollte das Krankenhaus der Ort sein, an dem alle Krankheiten im Verhältnis zueinander klassifiziert, verglichen, unter-

schieden, in Gattungen gruppiert werden konnten, an dem jede Krankheit in ihren spezifischen Eigenarten beobachtet, in ihrem Verlauf verfolgt, in ihren wesentlichen oder unwesentlichen Zügen ausgemacht werden konnte. Das Krankenhaus glich einem botanischen Garten des Bösen, einem lebendigen Herbarium von Kranken. Mit ihm tat sich ein Raum der schnellen und alles durchschauenden Beobachtung auf, in dem die beständige Wahrheit der Krankheiten sich nicht länger verbergen konnte.

In anderer Hinsicht aber galt das Krankenhaus auch als ein Ort, der direkt auf die Krankheit einwirkte, der ihr nicht nur gestattete, ihre Wahrheit vor den Augen des Arztes zu enthüllen, sondern sie zu produzieren: das Krankenhaus als Brutstätte und Ausschlüpfort der wahren Krankheit. Tatsächlich nahm man an, daß der Kranke im Zustand der Freiheit – seinem »Milieu«, seiner Familie, seiner Umgebung und Lebensweise, seinen Gewohnheiten, Vorurteilen und Illusionen überlassen – nur von einer komplexen, verwirrten, verwickelten Krankheit befallen werden könne, von einer gleichsam widernatürlichen Krankheit, die zugleich Mischung aus mehreren Krankheiten und Hindernis für die wahre Krankheit wäre, sich in ihrer authentischen Natur zu produzieren. Mit dem Ausscheiden dieser parasitären Vegetation, dieser abweichenden Formen hatte das Krankenhaus nicht nur die Funktion, die Krankheit sichtbar zu machen, sondern sie endlich in ihrer ganzen, bislang eingeschlossenen und gefesselten Wahrheit zu produzieren. Ihre eigentliche Natur,

ihre wesentlichen Eigenschaften, ihr spezifischer Verlauf würden sich endlich dank des Hospitalisierungs-Effekts verwirklichen können.

Vom Krankenhaus des 18. Jahrhunderts wurde erwartet, daß es die Bedingungen dafür schaffe, daß die Wahrheit des Bösen zum Ausbruch kommt. Es war ein Ort der Beobachtung und der Demonstration, aber auch ein Ort der Purifikation und der Probe. Es bildete eine Art von komplexer Apparatur, die gleichzeitig die Krankheit zum Erscheinen bringen und wirklich produzieren sollte: ein botanischer Ort zur Kontemplation der Spezies und ein noch alchimistischer Ort zum Laborieren mit pathologischen Substanzen.

Diese Doppelfunktion lastete noch lange Zeit auf den sich im 19. Jahrhundert durchsetzenden Hauptstrukturen des Krankenhauses. Und während eines ganzen Jahrhunderts (1760–1860) wurden die Praxis und die Theorie der Hospitalisierung und, allgemein, die Konzeption der Krankheit von der Zweideutigkeit beherrscht, ob das Krankenhaus als Struktur zum Empfang der Krankheit ein Raum der Erkenntnis oder ein Ort der Probe zu sein hätte.

Daraus hat sich eine ganze Serie von Problemen ergeben, die das Denken und die Praxis der Ärzte durchquert haben. Einige sollen im folgenden genannt werden.

1. Die Therapeutik beruht darauf, daß das Übel beseitigt und vernichtet werden muß. Damit nun aber die Therapie vernünftig und auf der Wahrheit begründet ist, muß

sie da nicht der Entwicklung der Krankheit freien Lauf lassen? Wann muß eingegriffen werden und in welcher Richtung? Muß überhaupt eingegriffen werden? Muß gehandelt werden, damit die Krankheit sich entfaltet oder damit sie stagniert, um sie abzuschwächen oder um sie an ihr Ende zu führen?

2. Es gibt Krankheiten und Modifikationen von Krankheiten, reine und unreine, einfache und komplexe Krankheiten. Gibt es am Ende nur eine einzige Krankheit, von der die anderen alle mehr oder weniger direkte Derivate wären? Oder müssen irreduzible Kategorien angenommen werden? (Diskussion zwischen Broussais und seinen Gegnern über den Begriff der Irritation. Problem der Hauptformen von Fieberanfällen.)
3. Was ist eine normale Krankheit? Was ist eine Krankheit, die ihrem Verlauf folgt? Ist es eine Krankheit, die zum Tode führt, oder eine Krankheit, die von selbst ausheilt, nachdem ihre Entwicklung beendet ist? Das waren die Fragen, die sich Bichat über die Position der Krankheit zwischen Leben und Tod stellte.

Es ist bekannt, welche ungeheure Vereinfachung die Biologie Pasteurs für alle diese Probleme bewirkt hat. Indem sie den Agenten des Bösen bestimmte und ihn als einzigartigen Organismus fixierte, machte sie es möglich, daß aus dem Krankenhaus ein Ort der Beobachtung, der Diagnostik, der klinischen und experimentellen Orientierung wurde, zugleich aber eine Werkstatt des unmittelbaren Eingriffs und einer gegen die Invasion der Mikroben

gerichteten Konter-Attacke. Damit wird die Probe funktionslos und kann verschwinden, denn der Ort, an dem die Krankheit sich produzieren wird, ist nun das Labor, das Reagenzglas. Doch wird hier die Krankheit nicht in einer Krise verwirklicht; der Prozeß wird vielmehr auf einen Mechanismus reduziert, der sich vergrößern läßt; die Krankheit wird wieder auf ein verifizierbares und kontrollierbares Phänomen zurückgeführt. Das Milieu des Krankenhauses hat der Krankheit nicht länger den Ort für ein entscheidendes Ereignis bereitzustellen, sondern gestattet nun schlechterdings eine Reduktion, eine Übertragung, eine Vergrößerung, eine Konstatierung. Die Probe wandelt sich in der technischen Struktur des Laboratoriums und in der Vorstellung des Mediziners zum Beweis. Wollte man eine »Ethno-Erkenntnistheorie« der Figur der Medizin betreiben, so müßte man sagen, daß die Pasteurische Revolution sie ihrer wohl tausendjährigen Rolle in der rituellen Produktion und in der Probe der Krankheit beraubt hat. Zweifellos wurde das Verschwinden dieser Rolle durch die Tatsache dramatisiert, daß Pasteur nicht bloß gezeigt hat, daß der Arzt nicht der Produzent der Krankheit »in ihrer Wahrheit« zu sein habe, sondern daß er sich in Unkenntnis der Wahrheit Tausende von Malen zu ihrem Überträger und Fortpflanzer gemacht hatte. Der Arzt im Krankenhaus, der von Bett zu Bett ging, war eine der treibenden Kräfte der Ansteckung. Pasteur fügte den Ärzten eine tiefe narzißtische Kränkung zu, die sie ihm lange Zeit nicht verzeihen haben – diese Hände des Arz-

tes, die den Körper des Kranken abtasten, befühlen, überprüfen sollten, diese Hände, die die Krankheit entdecken, sie an den Tag bringen, sie zeigen sollten, sie hat Pasteur als Trägerinnen des Bösen bezeichnet. Dem Raum des Krankenhauses und dem Wissen des Arztes war bislang die Rolle zugefallen, die »kritische« Wahrheit der Krankheit zu produzieren; und nun plötzlich treten der Körper des Arztes und die Einpferchung im Krankenhaus als Produzenten der Realität der Krankheit in Erscheinung. Indem Arzt und Krankenhaus aseptisch gemacht wurden, hat man ihnen eine neue Unschuld verliehen, aus der sie neue Machtformen geschöpft und einen neuen Status in der Imagination der Menschen erlangt haben. Aber das ist eine andere Geschichte.

Diese Notizen können zum Verständnis der Positionen des Verrückten und des Psychiaters im Innern der Irrenanstalt beitragen. Es gibt wahrscheinlich eine historische Korrelation zwischen folgenden beiden Tatsachen: Vor dem 18. Jahrhundert wurde der Wahnsinn nicht systematisch interniert und im wesentlichen als eine Form von Irrtum oder Verblendung aufgefaßt. Noch zu Beginn des klassischen Zeitalters wurde der Wahnsinn als den Schmären dieser Welt zugehörig wahrgenommen, er konnte in ihrer Mitte leben und mußte nur dann von ihnen getrennt werden, wenn er extreme oder gefährliche Formen annahm. Unter diesen Umständen ist es verständlich, daß der privilegierte Ort, an dem der Wahnsinn in

seiner ganzen Wahrheit zum Ausbruch kommen konnte und mußte, nicht der künstliche Raum des Krankenhauses sein konnte. Die Natur galt zunächst als wichtigster unter den therapeutisch anerkannten Orten. Als die sichtbare Form der Wahrheit barg sie in sich die Macht, den Wahn zu zerstreuen, die Schimären zum Verschwinden zu bringen. Die Ärzte verschrieben daher gern eine Reise, einen Erholungsaufenthalt, Spaziergänge, die Abgeschlossenheit und Trennung von der künstlichen und eitlen Welt der Städte. Esquirol wird sich daran noch erinnern, wenn er beim Entwerfen der Pläne für eine psychiatrische Klinik empfiehlt, daß jeder Saal einen weiten Ausblick in einen Garten haben solle.

Der andere gebräuchliche therapeutische Ort war das Theater als Inversion der Natur: Man spielte dem Kranken die Komödie seines eigenen Wahnsinns vor, setzte ihn in Szene und verlieh ihm einen Augenblick lang eine fiktive Realität. Mit Hilfe von Dekorationen und Verkleidungen wurde so getan, als ob er wahr wäre, aber auf eine Weise, daß der so in die Falle gelockte Wahn schließlich sogar für den von ihm Erfassten augenfällig werden mußte. Auch diese Technik war im 19. Jahrhundert noch nicht völlig verschwunden. Esquirol zum Beispiel hat dazu geraten, für die Melancholiker fiktive Gerichtsprozesse zu erfinden, um ihre Energie und ihre Kampfeslust zu stimulieren.

Die Praxis der Internierung zu Beginn des 19. Jahrhunderts fällt mit dem Zeitpunkt zusammen, da der Wahnsinn kaum noch im Verhältnis zum Irrtum, sondern im

Verhältnis zu einem ordentlichen und normalen Benehmen wahrgenommen wird, da der Wahnsinn nicht länger als Urteilstrübung erscheint, sondern als Störung in der Art zu handeln, zu wollen, Leidenschaften zu empfinden, Entscheidungen zu treffen und frei zu sein; mit dem Zeitpunkt also, da der Wahnsinn sich nicht länger auf der Achse Wahrheit-Irrtum-Bewußtsein, sondern auf der Achse Leidenschaft-Wille-Freiheit einschreibt: die Zeit von Hoffbauer und Esquirol.

»Es gibt Irre, deren Delirium kaum wahrnehmbar ist; aber es gibt keine, deren Leidenschaften und moralische Neigungen nicht liederlich, pervertiert oder ausgelöscht wären. [...] Der Rückgang des Deliriums ist nur dann ein sicheres Zeichen der Genesung, wenn die Irren zu ihren alten Neigungen zurückfinden.«

Was aber ist in Wirklichkeit der Prozeß der Genesung? Ist es die Bewegung, durch die der Wahn zerstreut werden kann, die Wahrheit von neuem ans Licht kommen kann? Keineswegs, es geht darum, daß die moralischen Neigungen in ihre rechtmäßigen Schranken zurückfinden, es geht um den Wunsch, seine Freunde und seine Kinder wiederzusehen, um die Tränen der Empfindsamkeit, um das Bedürfnis, sein Herz auszuschütten, sich inmitten der eigenen Familie wiederzufinden und die alten Gewohnheiten wiederaufzunehmen.

Welche Rolle kann die Anstalt in dieser Bewegung der Rückkehr zu den regelmäßigen Verhaltensmustern über-

nehmen? Selbstverständlich wird sie zunächst dieselbe Funktion haben, die am Ende des 18. Jahrhunderts dem Krankenhaus zugewiesen war: Sie soll die Entdeckung der Wahrheit der Krankheit erlauben, sie soll aus dem Milieu des Kranken alles ausscheiden, was die Krankheit maskieren, vermischen und mit abweichenden Formen versehen könnte, sie soll sie auch instand halten und notfalls wieder antreiben. Aber mehr noch als ein Ort der Enthüllung ist das Krankenhaus, dessen Modell von Esquirol erschaffen wurde, der Schauplatz der gegenseitigen Herausforderung: Der Wahnsinn, der verstörte Wille, die pervertierte Leidenschaft müssen hier auf einen geraden Willen und orthodoxe Leidenschaften treffen. Ihr Zweikampf, ihr unvermeidlicher – und in Wahrheit wünschenswerter – Zusammenprall wird zwei Effekte erzeugen. Zum einen wird der kranke Wille (der gut hätte ungreifbar bleiben können, da er sich ja in keinem Delirium ausdrückt) im Widerstand, den er dem geraden Willen des Arztes entgegensetzt, sein Böses offen an den Tag bringen; zum anderen müßte der einmal eröffnete Kampf, wenn er gut geführt wird, zum Sieg des geraden Willens, zur Unterwerfung und zur Selbstentsagung des verstörten Willens führen. Es handelt sich also um einen Prozeß von Gegensatz, Kampf und Herrschaft:

»Man muß eine Unruhe stiftende Methode anwenden, die Spasmen durch Spasmen lösen. [...] Man muß das ganze Wesen gewisser Kranker unterjochen, ihre Anmaßung besiegen, ihren Zorn zähmen, ihren Stolz brechen; während es wiederum andere gibt, die angeregt und ermutigt werden müssen.«

Auf solche Weise ist die äußerst merkwürdige Funktion der psychiatrischen Klinik des 19. Jahrhunderts zustande gekommen: Ort der Diagnostik und Klassifikation, botanisches Rechteck, in dem die kranke Spezies auf Säle verteilt wird, deren Anordnung an einen immensen Gemüsegarten erinnert; aber auch geschlossener Raum für eine Herausforderung, Stätte eines Zweikampfes, institutionalisiertes Feld, in dem es um Sieg und Unterwerfung geht. Der große Anstaltsarzt – sei das nun Leuret, Charcot oder Kraepelin – kann dank seinem Wissen von der Krankheit die Wahrheit der Krankheit sagen, gleichzeitig dank der Macht, die sein Wille über den Kranken ausübt, die Krankheit in ihrer Wahrheit produzieren und in der Realität unterwerfen. Alle Techniken und Prozeduren, die in den Anstalten des 19. Jahrhunderts zur Anwendung gelangten – die Isolation, das private oder öffentliche Verhör, die Straf-Behandlungen wie die Dusche, die moralisch-sittlichen Unterhaltungen (Ermutigungen oder Ermahnungen), die rigorose Disziplin, die obligatorische Arbeit, die Belohnungen, die Präferenzen des Arztes für gewisse Kranke, die Abhängigkeit-, Besitz-, Dienstbarkeits- und manchmal Knechtschaftsverhältnisse zwischen Arzt und Patient –, sie alle hatten die Aufgabe, die Figur des Mediziners zum »Herrn des Wahnsinns« zu machen, zu demjenigen, der den Wahn in seiner Wahrheit erscheinen läßt (falls er sich verbirgt, dem Anblick entzogen und stumm bleibt), oder zu demjenigen, der ihn beherrscht, besänftigt und absorbiert, nachdem er ihn wissentlich entfesselt hat.

Sagen wir also schematisierend, daß im Pasteurschen Krankenhaus die Funktion einer »Produktion der Wahrheit« der Krankheit immer mehr verwischt wird und der Arzt als Produzent der Wahrheit hinter einer Struktur von Erkenntnis verschwindet. Dagegen wird in der Klinik von Esquirol oder Charcot die Funktion einer »Produktion der Wahrheit« gleichsam krankhaft vergrößert und um die Figur des Arztes zentriert, und zwar in einem Spiel, bei dem es um eine übernatürliche Macht des Arztes geht. Die herausragende Symbolfigur dieser Funktionsweise ist sicherlich Charcot, der Wundertäter der Hysterie. Diese Erhöhung nun vollzieht sich in einer Zeit, da die medizinische Macht durch die Privilegien der Sachkenntnis verbürgt und legitimiert wird: Der Arzt ist kompetent, der Arzt kennt die Krankheiten und die Kranken, er verfügt über ein wissenschaftliches Wissen, das von der gleichen Art ist wie das des Chemikers oder des Biologen. Dieses Wissen berechtigt ihn, einzugreifen und zu entscheiden. Die Macht, die die Anstalt dem Arzt überträgt, wird sich dadurch rechtfertigen (und zugleich als primordiale Übermacht maskieren) müssen, daß sie Phänomene produziert, die sich der medizinischen Wissenschaft integrieren lassen. Damit wird verständlich, warum die Techniken der Hypnose und der Suggestion, das Problem der Simulierung, die differentielle Diagnostik von organischer Krankheit und psychischer Krankheit so viele Jahre (mindestens von 1860 bis 1890) im Mittelpunkt von psychiatrischer Praxis und Theorie gestanden haben. Die Schwelle der Perfek-

tion, der allzu wunderbaren Perfektion, war erreicht, als die Kranken aus Char-cots Station sich auf Ersuchen des medizinischen Macht-Wissens an die Reproduktion einer normierten Symptomatologie der Epilepsie machten, d. h. an die Reproduktion von Symptomen, die sich eigneten, in Termini einer organischen Krankheit entziffert, erkannt und anerkannt zu werden.

In dieser entscheidenden Episode wurden die beiden Funktionen der Anstalt (Probe und Produktion der Wahrheit einerseits; Konstatierung und Erkenntnis von Phänomenen andererseits) neu verteilt und exakt übereinander gelegt. Künftig erlaubt die Macht des Arztes diesem die Produktion der Realität einer Geisteskrankheit, deren Eigenart im Reproduzieren von Phänomenen besteht, die der Erkenntnis vollständig zugänglich sind. Hierfür war die Hysterikerin die perfekte Kranke, da sie *zu erkennen gab*. Sie transkribierte selbst die Effekte der medizinischen Macht in Formen, die der Arzt einem wissenschaftlich akzeptablen Diskurs gemäß beschreiben konnte. Was freilich das Machtverhältnis anlangt, das diese ganze Operation erst ermöglichte, wie hätte es in seiner determinierenden Rolle aufgedeckt werden können, wo doch die Hysterikerinnen (höchste Tugend der Hysterie, Fügsamkeit ohnegleichen, wahrhaftige erkenntnistheoretische Heiligkeit) es selbst auf sich luden und die Verantwortung dafür übernahmen: In der Symptomenlehre tauchte es als krankhafte Suggestibilität auf. Hinfort entfaltete sich alles in der Durchsichtigkeit der von jeglicher Macht purifizier-

ten Erkenntnis, zwischen dem erkennenden Subjekt und dem erkannten Objekt.

Hypothese: Die Krise hat begonnen, und das noch kaum erahnte Zeitalter der Anti-Psychiatrie brach an, als der Verdacht aufkam und sich bald zur Gewißheit verdichtete, daß Charcot effektiv die hysterische Krise produzierte, die er beschrieb. Damit hat man in etwa das Äquivalent zu der von Pasteur gemachten Entdeckung, daß der Arzt die Krankheiten übertrug, die zu bekämpfen er gerufen worden war. Mir will jedenfalls scheinen, daß alle großen Erschütterungen, die die Psychiatrie seit Ende des 19. Jahrhunderts heimgesucht haben, wesentlich die Macht des Arztes in Frage stellten, seine Macht und den von ihr produzierten Effekt auf den Kranken mehr noch als sein Wissen und die Wahrheit dessen, was er über die Krankheit sagte. Genauer, das, was von Bernheim bis Laing oder Basaglia in Frage stand, war die Art, wie die Macht des Arztes mit der Wahrheit dessen, was er sagte, verstrickt war, und umgekehrt die Art, wie diese durch seine Macht fabriziert und kompromittiert werden konnte. Cooper hat gesagt: »Die Gewalt steht im Zentrum unseres Problems«, und Basaglia hat ergänzt, das Charakteristische an diesen Institutionen (Schule, Fabrik, Krankenhaus) sei »eine scharfe Trennung in die Gruppe der Machthaber und die Gruppe der Machtlosen«. Alle großen Reformen nicht nur der psychiatrischen Praxis, sondern auch des psychiatrischen Denkens gruppieren sich um diese Machtbeziehung, alle

sind sie ebenso viele Versuche, die Macht zu verschieben, zu maskieren, zu beseitigen, zu annullieren. Die gesamte moderne Psychiatrie wird im Grunde von der Anti-Psychiatrie durchkreuzt, wenn darunter all das verstanden wird, was die Rolle des Psychiaters in Zweifel zieht, der einstmals dazu berufen war, *die Wahrheit der Krankheit im Raum des Krankenhauses zu produzieren*. Man könnte also von *den* Anti-Psychiatrien sprechen, die die Geschichte der modernen Psychiatrie durchquert haben. Aber vielleicht ist es sinnvoller, zwei Prozesse sorgfältig gegeneinander abzugrenzen, die sich unter historischen, erkenntnistheoretischen und politischen Gesichtspunkten unterscheiden lassen.

Zunächst hat es eine Bewegung der »Entpsychiatisierung« gegeben, die sofort nach Charcot anhub. Damals ging es weniger darum, die Macht des Arztes zu annullieren, als vielmehr darum, sie im Namen eines exakteren Wissens zu verschieben, ihr einen neuen Angriffspunkt zu geben und ihr neue Maßstäbe zu setzen. Die Medizin der Geisteskrankheit sollte entpsychiatisiert werden, um die medizinische Macht wieder in den ihr angestammten Wirkungskreis einsetzen zu können, jene Macht, die sich von der Unvorsichtigkeit (oder Ignoranz) Charcots hatte hinreißen lassen, mißbräuchlich Krankheiten zu produzieren, also falsche Krankheiten zu erzeugen.

1. Eine erste Form von Entpsychiatisierung beginnt mit Babinski, der zugleich ihr kritischer Heros wird. Besser als der Versuch, die Wahrheit der Krankheit theatralisch

zu produzieren, ist der Versuch, sie auf ihre strikte Realität zu reduzieren, die vielleicht oft nichts anderes als die Fähigkeit ist, sich theatralisieren zu lassen: *pithiatisme*\*. Künftig wird das Verhältnis der Herrschaft des Arztes über den Kranken zwar nicht von seiner Härte verlieren, aber diese Härte wird zugleich die *Reduktion* der Krankheit auf ihr striktes Minimum bedeuten, also auf die notwendigen und ausreichenden Zeichen, um sie als Geisteskrankheit diagnostizieren zu können, und die unerläßlichen Techniken, um ihre Erscheinungsformen zum Verschwinden zu bringen.

In gewisser Hinsicht handelt es sich darum, die psychiatrische Klinik zu pasteurisieren, für die Anstalt den gleichen Vereinfachungseffekt zu erzielen, den Pasteur dem Krankenhaus aufgezwungen hatte: Nun sollten die Diagnostik und die Therapeutik, die Erkenntnis der Natur der Krankheit und die Unterdrückung ihrer Erscheinungsformen direkt aufeinandergepaßt werden. Die Probe, der Moment, in dem die Krankheit sich in ihrer Wahrheit manifestiert und zur Vollendung gelangt, wird im medizinischen Prozeß funktionslos. Die Anstalt kann zu einem stillen Ort werden, an dem die medizinische Macht in ihrer strengsten Ausprägung erhalten bleibt, ohne je dem Wahnsinn selbst begegnen oder ihn herausfordern zu müssen. Nennen wir

\* *Pithiatisme* (nach Babinski, 1901): ein psychogenes Leiden, hervorgerufen durch Suggestion und durch Suggestion heilbar. (*Anm. d. Üb.*)

diese »aseptische« und »asymptomatische« Form der Entpsychiatisierung eine Psychiatrie mit Null-Produktion. Die Psycho-Chirurgie und die pharmakologische Psychiatrie sind ihre beiden merkwürdigsten Spielarten.

2. Die andere Form von Entpsychiatisierung ist die genaue Inversion der vorangegangenen. Hier geht es darum, die Produktion des Wahnsinns in seiner Wahrheit so intensiv wie möglich zu gestalten, aber so, daß die Machtverhältnisse zwischen Arzt und Patient exakt in diese Produktion investiert werden, daß sie dieser adäquat bleiben, daß sie sich von ihr nicht überschwemmen lassen und daß sie sie unter Kontrolle zu halten vermögen. Erste Bedingung für eine solche Aufrechterhaltung der »entpsychiatrisierten« medizinischen Macht ist die Ausschaltung aller dem Anstaltsraum eigentümlichen Effekte. Vor allem muß die Falle vermieden werden, in die die Wundertätigkeit Charcots gegangen war: Es muß verhindert werden, daß der Anstaltsgehorsam sich über die medizinische Macht mokieren kann und die souveräne Wissenschaft des Arztes – an diesem Ort der Komplizenschaften und der obskuren kollektiven Wissensformen – sich plötzlich in jene Mechanismen eingebunden findet, die sie, ohne es zu wollen, selbst produziert hat. Daher die Regel des Tête-à-tête; daher die Regel des freien Vertrags zwischen Arzt und Patient; daher die Regel der Begrenzung aller Effekte des Verhältnisses auf die eine und einzige Ebene des Diskurses

(»Ich verlange von dir nur eine einzige Sache, nämlich alles zu sagen, wirklich alles zu sagen, was dir durch den Kopf geht«); daher die Regel der freien Assoziation (»Du wirst dich nicht länger rühmen können, deinen Arzt zu täuschen, denn du wirst nicht länger auf gestellte Fragen antworten; du wirst sagen, was dir in den Sinn kommt, ohne mich fragen zu müssen, was ich davon halte; und wenn du mich täuschen willst, indem du diese Regel brichst, so werde ich nicht wirklich getäuscht sein; du wirst selbst in die Falle gegangen sein, denn du wirst die Produktion der Wahrheit gestört und den Betrag, den du mir schuldest, um einige Sitzungen erhöht haben«); daher die Regel der Couch, die nur jenen Effekten Realität zugesteht, die an diesem privilegierten Ort und während dieser einzigartigen Stunde der Ausübung der ärztlichen Macht produziert werden, einer Macht, die in keinem Retour-Effekt gefangen werden kann, da sie vollständig in Schweigen und Unsichtbarkeit zurückgezogen ist.

Die Psychoanalyse kann historisch als die andere große Form der durch das Trauma Charcot hervorgerufenen Entpsychiatisierung entziffert werden: Rückzug aus dem Raum der Anstalt, um die paradoxen Effekte der psychiatrischen Über-Macht zu tilgen, aber Wiederherstellung der medizinischen Macht als Produzent von Wahrheit in einem Raum, der so eingerichtet wird, daß diese Produktion der Macht stets adäquat bleibt. Der Begriff der Übertragung, als wesentlicher Prozeß der Heilung, steht

gleichsam für den Versuch, diese Adäquation begrifflich in der Form der Erkenntnis zu denken; die Überweisung des Geldes, das monetäre Gegenstück zur Übertragung, ist gleichsam ein Versuch, sie in der Realität zu verbürgen: ein Versuch zu verhindern, daß die Produktion der Wahrheit eine Gegen-Macht wird, die die Macht des Arztes in die Falle lockt, annulliert, umstürzt.

Diesen beiden großen Formen von Entpsychiatisierung, beides Konservierungsformen der Macht – die eine, weil sie die Produktion der Wahrheit annulliert, die andere, weil sie die Produktion der Wahrheit und die medizinische Macht einander adäquat zu machen sucht –, widersetzt sich die Anti-Psychiatrie. Hier handelt es sich weniger um einen Rückzug aus dem Raum der Anstalt als vielmehr um seine systematische Zerstörung durch interne Arbeit. Es geht weniger um den Versuch, die Macht auf Null zu reduzieren, als vielmehr darum, dem Kranken selbst die Macht zu übertragen, seinen Wahnsinn und die Wahrheit seines Wahnsinns zu produzieren. So wird verständlich, glaube ich, was in der Anti-Psychiatrie auf dem Spiel steht, und das ist keineswegs der Wahrheitswert der Psychiatrie in Begriffen von Erkenntnis (qua diagnostische Exaktheit bzw. qua therapeutische Effizienz).

Im Zentrum der Anti-Psychiatrie steht der Kampf in der und gegen die Institution. Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts die großen Strukturen der Irrenanstalt eingerichtet wurden, rechtfertigte man sie durch eine wunderbare Harmonie zwischen den Anforderungen der sozialen Ordnung – die

nach Schutz vor der Unordnung durch die Irren verlangte – und den Notwendigkeiten der Therapeutik – welche die Isolierung der Kranken erforderte.<sup>1</sup> Zur Rechtfertigung der Isolierung der Irren nannte Esquirol fünf Hauptgründe: 1. ihre Sicherheit und die ihrer Familien zu gewährleisten; 2. sie von äußeren Einflüssen zu befreien; 3. ihre persönlichen Widerstände zu besiegen; 4. sie mit Gewalt einer medizinischen Diät zu unterwerfen; 5. ihnen neue geistige und moralische Gewohnheiten aufzuzwingen. Man sieht sehr deutlich, alles ist eine Machtfrage: Beherrschung der Macht des Irren; Neutralisierung der äußeren Mächte, die auf ihn einwirken könnten; Errichtung einer Macht von Therapie und Dressur – von »Orthopädie«. Die Anti-Psychiatrie nun bekämpft die Institution als Ort, Verteilungsform und Mechanismus dieser Machtverhältnisse.

Hinter den Rechtfertigungen einer Internierung, die es gestatten würde, an einem purifizierten Ort zu konstatieren, was ist, und einzugreifen, wo, wann und wie es sich gehört, betont sie die Herrschaftsverhältnisse, die der institutionellen Beziehung eigentümlich sind: »Die absolute Macht des Arztes«, sagt Basaglia und konstatiert damit im 20. Jahrhundert die Effekte der Verordnungen Esquirols, »[nimmt] so rapide zu [...], wie die des Kranken rapide abnimmt; denn durch die Unterbringung in einer psychiatrischen Anstalt wird der Kranke automatisch zu einem Staatsbürger ohne Rechte, ja ist der Willkür der Ärzte und Pfleger ausgesetzt, die mit ihm machen können, was sie wollen, ohne daß er je etwas dagegen unternehmen könnte«.<sup>2</sup>

Mir scheint, daß die verschiedenen Formen der Anti-Psych-

iatrie nach ihrer Strategie im Verhältnis zu diesen Spielen der institutionellen Macht situiert werden können: einmal ihnen in Form eines Duell-Vertrags zu entrinnen, dem beide Seiten aus freiem Willen zugestimmt haben (Szasz), oder durch Einrichtung eines privilegierten Ortes, wo diese Machtspiele suspendiert oder verfolgt werden müssen, wenn sie sich wiederherstellen sollten (Kingsley Hall); oder sie eins nach dem anderen im Innern der Institution zu lokalisieren und fortschreitend zu zerstören (Cooper im Pavillon 21); endlich sie mit den anderen Machtbeziehungen zu verknüpfen, die bereits außerhalb der Anstalt die Ausschließung eines Individuums als geisteskrank determiniert haben können (Görz). Die Machtbeziehungen bildeten das Apriori der psychiatrischen Praxis, sie konditionierten die Funktionsweise der Institution der Irrenanstalt, sie teilten die Verhältnisse zwischen den Individuen ein, sie nahmen die Formen der medizinischen Intervention in Regie. Die der Anti-Psychiatrie eigentümliche Inversion besteht darin, sie ins Zentrum des problematischen Feldes zu rücken und als erste in Frage zu stellen.

Was diese Machtbeziehungen nämlich insbesondere implizierten, war das absolute Recht des Nicht-Wahnsinns über den Wahnsinn. Dieses Recht transkribierte sich in Termini von Kompetenz, die über Ignoranz ausgeübt wird, von gesundem Menschenverstand (im Zugang zur Realität), der Irrtümer (Verblendungen, Halluzinationen, Phantasmen) korrigiert, von Normalität, die sich der Unordnung und Abweichung aufzwingt. Diese dreifache

Macht konstituierte den Wahnsinn als mögliches Erkenntnisobjekt für eine medizinische Wissenschaft, die ihn genau zu dem Zeitpunkt als Krankheit qualifizierte, da das von dieser Krankheit befallene »Subjekt« sich als Verrückter disqualifiziert sah, d. h. jeglicher Macht und jeglichen Wissens über seine Krankheit entblößt: »Über dein Leiden und deine Einzigartigkeit wissen wir genügend Dinge (von denen du keine Ahnung hast), um zu erkennen, daß es eine Krankheit ist; diese Krankheit aber kennen wir gut genug, um zu wissen, daß du über sie und im Verhältnis zu ihr keinerlei Rechte ausüben kannst. Unsere Wissenschaft erlaubt es uns, deinen Wahnsinn eine Krankheit zu nennen, und von nun an sind wir, wir Ärzte, dazu qualifiziert, einzugreifen und in dir einen Wahnsinn zu diagnostizieren, der dich daran hindert, ein Kranker wie alle anderen zu sein: Du wirst also ein Geisteskranker sein.« Dieses Spiel eines Machtverhältnisses, das den Ort für eine Erkenntnis bildet, welche ihrerseits wiederum die Rechte dieser Macht begründet, charakterisiert die »klassische« Psychiatrie. Und es ist genau dieser Zirkel, den aufzubrechen die Anti-Psychiatrie sich anschickt: Sie gibt dem Individuum die Aufgabe und das Recht, seinen Wahnsinn zu Ende zu führen, bis zum äußersten zu führen, in einer Erfahrung, zu der die anderen beitragen können, aber niemals im Namen einer Macht, die ihnen aufgrund ihrer Vernunft oder ihrer Normalität verliehen wäre; sie löst die Verhaltensweisen, die Leiden und Wünsche von dem medizinischen Status, der ihnen verliehen wurde, und befreit diese von ei-

ner Diagnostik und einer Symptomenlehre, die nicht bloß klassifikatorischen Wert, sondern auch die Bedeutung von Entscheidungen und Dekreten hatten; sie annulliert schließlich jene große Transkription des Wahnsinns in die Geisteskrankheit, die seit dem 17. Jahrhundert unternommen und im 20. Jahrhundert vollendet wurde.

Die Entmedikalisierung des Wahnsinns und diese primordiale Infragestellung der Macht in der anti-psychiatrischen Praxis setzen sich wechselseitig voraus. Daran läßt sich der Gegensatz der Anti-Psychiatrie zu jener »Entpsychiatisierung« ermessen, die sowohl die Psychoanalyse als auch die Psycho-Pharmakologie auszuzeichnen scheint – beide zehren eher von einer Übermedikalisierung des Wahnsinns. Und mit einem Mal liegt das Problem einer möglichen Befreiung des Wahnsinns im Verhältnis zur Erkenntnis, dieser einzigartigen Form von Macht-Wissen, offen zutage. Ist es möglich, daß die Produktion der Wahrheit des Wahnsinns sich in Formen vollziehen könnte, die nicht die des Verhältnisses von Erkenntnis sind? Man wird sagen, dies sei ein fiktives Problem, das seinen Platz nur in der Utopie habe. Tatsächlich aber stellt es sich konkret und alle Tage gegenüber der Rolle des Arztes – des statutarischen Subjekts der Erkenntnis – im Unterfangen der Entpsychiatisierung.

*Aus dem Französischen übersetzt von Claudia Honegger.*

Robert Castel

## Vom Widerspruch der Psychiatrie

»Wenn nun die Psychiatrie – durch die Beteuerung der Wissenschaft, die Symptome seien unverständlich – an der Ausschließung des ›Geisteskranken‹ beteiligt war, so muß man sie doch zugleich auch als Ausdruck eines Systems sehen, das bisher glaubte, die eigenen Widersprüche zurückweisen und beseitigen zu können, indem es sie einfach vor sich hin bzw. beiseite schob und von ihrer Dialektik nichts wissen wollte, – bestrebt, sich ideologisch als eine widerspruchsfreie Gesellschaft zu verstehen. [...] Wenn der Kranke tatsächlich die einzige Realität ist, mit der wir uns zu befassen haben, so müssen wir uns allerdings mit beiden Gesichtern dieser Realität auseinandersetzen: 1. mit der Tatsache, daß wir einen kranken Menschen vor uns haben, der psychopathologische Probleme aufwirft (die dialektisch und nicht ideologisch zu verstehen sind), und 2. mit der Tatsache, daß wir einen Ausgeschlossenen, einen gesellschaftlich Geächteten vor uns haben.«

Franco Basaglia, *Die negierte Institution*\*

Die Psychiatrie ist die Praxis eines Widerspruchs, sagen wir zunächst schematisierend: zwischen einem mit Nachdruck proklamierten therapeutischen Zweck und den administrativ-politischen Funktionen der sozialen Kontrolle. Doch ist dieser Widerspruch der Psychiatrie nicht unbedingt bewußt. Im Gegenteil, der Psychiater sieht sich selbst

\* Franco Basaglia, »Die Institutionen der Gewalt«, in: ders. (Hrsg.), *Die negierte Institution oder Die Gemeinschaft der Ausgeschlossenen*, Frankfurt am Main 1971, S.151.

fast immer als einen Spezialisten, der kompetent darum bemüht ist, die Geisteskrankheit so »wissenschaftlich« wie möglich zu »behandeln«. Als Traditionalist sucht er das Modell für seine Praxis in der klassischen Medizin; als Mann des Fortschritts erfindet er neue Interventionsweisen, die geschmeidiger, wirksamer und vom traditionellen medizinischen Schema soweit wie möglich entfernt sind. (Heute hat vor allem die Psychoanalyse die Aufgabe, derartige Hilfsmittel bereitzustellen.) Aber in beiden Fällen besteht die der Psychiatrie eigentümliche Wirkungsweise in der *Verschiebung* jener Schwierigkeiten, die ihr inhärent sind. Sie tut so, *als ob* irgendeine Vervollkommnung des Wissens oder irgendeine raffinierte institutionelle Neuerung die Lösung bringen könnte.

Ein Widerspruch liegt dann vor, wenn in einer bestimmten Situation zwei antagonistische Elemente gleichzeitig nebeneinander bestehen, deren Gegensätzlichkeit ohne eine Veränderung der Gesamtsituation nicht überwunden werden kann. Wenn eine solche gesamthafte Veränderung nicht möglich ist, wie sieht dann der Handlungsspielraum der in den Widerspruch verwickelten Subjekte aus? Meistens bearbeiten sie nur die eine – und zwar die leichter zugängliche – Seite des Widerspruchs, während sie die andere negieren, unterschätzen oder sie bloß verbal zu deuten suchen. Das soll nun nicht heißen, daß ihre Anstrengung lächerlich, überflüssig oder gar an sich schlecht wäre. Aber ihr Vorgehen kann noch so rigoros sein, es muß unvollständig bleiben. Da es sich immer nur auf die eine Sei-

te des Widerspruchs bezieht, kann es ihn als ganzen nicht *auflösen*. Im Gegenteil, indem es eine Seite für ungültig erklärt, *verschleiert* es den Widerspruch als Ganzes. Hierin besteht in der Tat die Selbsttäuschung des Akteurs, und hieraus folgt zudem, daß noch seine konkreteste, nüchternste und, warum nicht, ehrlichste Praxis mystifizierend ist. Er glaubt nämlich, alle Schwierigkeiten seiner Aufgabe im Netz seines Interventionsplans eingefangen zu haben. Doch die Aporie, die seiner Praxis innewohnt, hat eben dadurch bereits eine *Verschiebung* erfahren.

Ich möchte nun zeigen, daß das die allgemeine Situation der Psychiatrie ist, nicht als Ideologie – dieser Begriff ist gefährlich –, sondern als *Ersatzpraxis*, als *technische Verhüllung* eines Machtproblems, das sich zunächst anderswo stellt. Oder, genauer, diese Verschiebung von einem soziopolitischen Widerspruch zu einer technisch-wissenschaftlichen Lösung ist *das fundamentale Problem*, auf das sich die Psychiatrie historisch gestützt hat, und bis heute erneuert sie tagtäglich diese selbst-konstituierende Maßnahme. Ich werde also den als Motto vorangestellten Text von Franco Basaglia kommentieren. Nicht, daß ich den Anspruch erhöhe, die Theorie zu seiner Praxis zu liefern; aber die Forderung, die beiden antagonistischen Seiten des Widerspruchs *zusammenzuhalten* und sie *zusammen* zu erörtern, macht meiner Ansicht nach die Originalität seiner Position innerhalb der psychiatrischen (und selbst der sogenannten antipsychiatrischen) Konzepte aus. Haben nicht alle ändern entweder die direkt medikalisiert-

bare oder die direkt politisierbare Dimension der »Geisteskrankheit« gewählt? Doch genau die Nicht-Wahl (d. h. die Wahl, die Basaglia trifft, indem er den Widerspruch weder auf eine simple Alternative noch auf eine abstrakte Umkehrung der traditionellen psychiatrischen Problematik reduziert) enthüllt die Aufgaben und Schwierigkeiten einer politischen Psychiatrie. Es geht nicht darum, das unmögliche Vorhaben einer direkten Politisierung der psychiatrischen Beziehung zu realisieren, sondern eher darum, in der täglichen Praxis jene politische Dimension des Widerspruchs wiederzufinden, die von der Psychiatrie *verschleiert* wurde.

Dieser Widerspruch ist so alt wie die Psychiatrie selbst. Darauf weist bereits der Ausdruck »Spezielle Medizin« hin, mit dem sich diese entstehende Wissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts selbst bezeichnet hat. Als erste spezialisierte und institutionalisierte medizinische Disziplin (abgesehen von der Chirurgie, aus ihr eigentümlichen und historisch weit zurückliegenden Gründen) weiß die Psychiatrie von Anfang an, daß sie nicht eine »Spezialität« unter anderen ist, d. h. sie begnügt sich nicht damit, sich schlicht ein Stück vom einheitlichen Komplex, der »das Pathologische« ausmachte, abzuschneiden (wie etwa die Pathologie des Herzens oder der Lungen oder gar des Gehirns).<sup>1</sup>

Da ist zum Beispiel Esquirol, der größte und einer der ersten »wahren« Psychiater. Er repräsentiert die erste Ärztegeneration, die sich *ausschließlich* der Geisteskrankheit

gewidmet hat (Pinel war quasi ein allgemeiner Arzt – noch bevor es den Begriff gab –, der allmählich dazu gezwungen wurde, den »Unsinnigen« einen zunehmend größeren Platz in seiner Praxis einzuräumen):

»Die Frage der Isolation berührt die teuersten Interessen des als krank erachteten Menschen, sowohl als Mitglied der Familie wie der Gesellschaft. Hier offenbart sich die ganze Schwere und Ernsthaftigkeit einer Krankheit, die den von ihr Befallenen in einen Zustand versetzt, wo ihm die geliebtesten Objekte entzogen werden, wo er sich in seinen Wünschen sowie in der Ausübung seiner Bürgerrechte und Freiheiten gehindert sieht. Hier zeigt sich die Bedeutung der Funktion des Arztes, der gerufen wurde zu beurteilen, ob ein Individuum außerhalb des gemeinen Rechts gestellt werden solle.«<sup>2</sup>

Man könnte nicht deutlicher sein. Die Sprache des 19. Jahrhunderts enthält noch den Widerhall der Kämpfe gegen den königlichen Absolutismus. Auch gibt hier der Widerspruch viel klarer als in unserer Epoche der psychologisch-psychoanalytischen Konfusion den Sinn seines direkten juristisch-politischen »Einsatzes« preis: die Forderung nach »öffentlicher Sicherheit« einerseits, die »Freiheit der Person« andererseits. Die Hälfte der umfangreichen Erörterungen, die in Frankreich die Abstimmung über das berühmte Gesetz von 1838 begleiteten (und deren Niederschrift zwei dicke und eng bedruckte Bände füllt), befaßt sich explizit mit diesem Gegensatz.<sup>3</sup>

Das ist der springende Punkt. *Durch die Tatsache ihrer Existenz soll die Psychiatrie den Widerspruch lösen, den sie*

*ausdrückt*. Die pure Tatsache, ihn auf diese Weise, d. h. im Rahmen einer *medikalisierbaren* Problematik zu thematisieren, verschiebt die Aporie, die sich dem Gegensatz von zwei widerstreitenden Prinzipien verdankt und die nun auf der Ebene einer spezialisierten Kompetenz behoben werden soll. Folgen wir abermals Esquirol. Wir haben gesehen, daß für ihn das Spezifische der Psychiatrie und die Ernsthaftigkeit der von ihr aufgeworfenen Probleme darin bestehen, daß sie die *Isolation* erfordert. Was aber ist *Isolation*? In seiner Sicht ist sie zunächst eine *therapeutische* Maßnahme, die sich aus dem *medizinischen* Gebot ergibt, das Delirium als Hauptsymptom der Geisteskrankheit zu stoppen:

»Die *Isolation* (*Einsparung, Einzelhaft*) beruht darauf, daß der Irre all seinen Gewohnheiten entrissen wird, indem er aus seiner gewohnten Umgebung entfernt, von seiner Familie, seinen Freunden, seinen Dienern getrennt und mit Fremden umgeben wird, so daß seine gesamte Lebensführung verändert wird. Zweck der *Isolation* ist es, die falsche Richtung zu korrigieren, die Verstand und Neigung des Irren eingeschlagen haben: es ist das wirksamste und normalerweise vorteilhafteste Mittel zur Bekämpfung der Geisteskrankheiten.«<sup>4</sup>

Die *Isolation* ist also diejenige Maßnahme, die im Rahmen einer Konzeption des Wahnsinns als Krankheit aus medizinischen Gründen am ehesten gerechtfertigt erscheint. Sie ist, sagt Esquirol, durch das Ausmaß der Störung, d. h. den Grad der psychischen Verletzung, bedingt. Aber *Isolation* bedeutet auch *Einsperrung*. Esquirol weiß das sehr

wohl, und er ist redlich genug, in Klammern daran zu erinnern. Er weiß ebenfalls, daß die Einsperrung von gewissen gesellschaftlichen Kräften in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dringlich und auch aus anderen als rein medizinischen Gründen gefordert wird. Bereits im Jahr 1818 hat er eine Untersuchung über die Lage der Irren durchgeführt, und zwar auf Ersuchen des Innenministers, den die unzähligen administrativen, juristischen und finanziellen Probleme, die die »Unsinnigen« aufwarfen, beunruhigten.<sup>5</sup> Im Laufe der Zeit wird die Administration immer ungeduldiger. Die mit der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung beauftragten Instanzen verlangen Maßnahmen zur Kontrolle dieser rund zehntausend Individuen, für die keine spezifischen Institutionen vorgesehen sind, die keinen genau umrissenen juristischen Status haben und für deren Unterhalt die nötigen Geldmittel nicht aufzutreiben sind. Am 29. Juni 1835 schickt der Innenminister, der sich zum Sprecher auch der Sorgen seiner Kollegen vom Justizministerium macht, folgendes Rundschreiben an die Präfekten:

»Die öffentliche Sicherheit wird des öfteren gefährdet durch Unsinnige, die sich in Freiheit befinden; sie begehen Morde und Brandstiftung. Der Justizminister fordert die Verantwortlichen in der Administration zur Mitarbeit auf; es ist unerlässlich, daß sich die Administration ernsthaft um Mittel bemüht, diesen bedeutenden Zweig des öffentlichen Dienstes zu reglementieren.«<sup>6</sup>

Auch hier ist der Sachverhalt klar. Die Schwierigkeit gleicht ein wenig derjenigen, die in Epidemieperioden auftaucht und der administrativ mit der Verhängung der *Quarantäne* begegnet wird. Allerdings wirft die Quarantäne weniger Probleme auf, da sie ein zeitlich begrenzter Ausnahmefall ist. Die Geistesstörung hingegen erzeugt tägliche und andauernde Schwierigkeiten. Ihre Symptome sind oft mehrdeutig, ihre Erscheinungsformen nicht vorhersehbar. Deshalb läuft die Einsperrung die Gefahr der *Willkürlichkeit*. Schon empören sich gewisse Anwälte und sprechen von einer Verletzung der Persönlichkeitsrechte. Anlässlich der Verhandlungen des ersten Gesetzentwurfs, den der Innenminister 1837 vorgelegt hatte, beschwor ein Abgeordneter das Schreckbild der »Neuen Bastilles«. Eine solche Sprache war in jener Zeit nicht einmal den gemäßigten Bürgern einer konstitutionellen Monarchie gleichgültig.

Parallel dazu nun vollzieht sich, einem Akt der Vorsehung gleich, die Entwicklung der Psychiatrie. Sie wird bald den Raum dieses Gegensatzes zwischen den Hütern der »öffentlichen Sicherheit« und den Verteidigern der »persönlichen Freiheitsrechte« besetzen und verdecken. Präziser ausgedrückt: Es sind die zwei »wissenschaftlichen« Begriffe, die sie in jener Epoche ausarbeitet, die zwischen den antagonistischen Anforderungen eine Verbindung herstellen und ihre Unvereinbarkeit verschleiern werden<sup>7</sup>: auf der einen Seite, wie wir gesehen haben, der Begriff der *Isolation* als segregative Maßnahme, die mit der Notwendigkeit

gerechtfertigt wird, »eine Ablenkung des Deliriums zu bewirken« (Esquirol); auf der anderen Seite der Begriff einer »Speziellen Anstalt« als wichtigster Beitrag Pinels, der von all seinen Nachfolgern übernommen und ausgebaut wird. Zur Reorganisierung des Irrenhauses von Bicetre, später der Salpêtrière auf »medizinischer Basis« hat Pinel eine geordnete Klassifikation der Insassen nach ihren wichtigsten Symptomen vorgenommen. Der Raum der Anstalt wurde so nach nosographischen Kategorien strukturiert. Pinel erhob diese Klassifikation zum Kriterium der Unterscheidung zwischen der medizinischen Intention und der repressiven Intervention. Diese medizinisch-institutionelle Struktur wurde für die gesamte entstehende Psychiatrie zur Grundlage jeder vernünftigen Behandlung des Wahnsinns.

Man hat also, sehr schematisch gesprochen, auf der einen Seite die administrativ-polizeiliche Forderung nach *Einsperrung* und auf der anderen Seite die medizinisch-humanistischen Begriffe der *Isolation* und der *Speziellen Anstalt*. Die *Internierung* oder *Unterbringung* (»von Amts wegen« oder »freiwillig«) ist die glückliche Synthese dieser beiden Sachverhalte unterschiedlicher Herkunft. Es handelt sich durchaus um Einsperrung (im Falle der Unterbringung von Amts wegen ist es ein Befehl wie jede andere polizeiliche Anordnung auch), freilich um Einsperrung in einer »Speziellen Anstalt«, welche die zur Ablenkung des Deliriums notwendige »Isolation« gewährleistet und welche nach den Erfordernissen der »sittlich-moralischen

Behandlung« organisiert ist, d. h. durch und durch medikalisiert, je nach dem Stand des psychiatrischen Wissens einer Epoche. Die Zone der Einschließung gilt als das optimale therapeutische Milieu, das therapeutische Asyl als ein ebenso effizienter Modus der Absperrung wie das beste Gefängnis. Die gesamte französische Psychiatrie wird ein Jahrhundert lang von diesem Begriff der »Unterbringung« oder »Internierung« leben, den das Gesetz von 1838 mit außerordentlicher Klarheit und Genauigkeit festgelegt hatte. Das medizinische Macht-Wissen hat in perfekter Weise die repressive Amtsgewalt abgelöst, doch das Schreckbild der Willkür ist ausgelöscht – genauer, es ist restlos von den medizinischen Rationalisierungen verdeckt. Die »armen Unsinnigen« empfangen die bestmögliche Behandlung, garantiert durch die besten Spezialisten von tadellosem Ruf, die Psychiater, die sich gleichzeitig als unentbehrliche soziale Gruppe durchsetzen. »Ein glückliches Zusammenreffen«, meint mit bewundernswerter Feinsinnigkeit der Marquis de Barthelemy, der in der Chambre des Pairs über das Gesetz von 1838 Bericht erstattet und der bei der Einführung der rigorosen Maßnahme schlicht den Vorteil der Kranken mit dem Allgemeinwohl zusammenbiegt.<sup>8</sup>

Der *Widerspruch* ist also zu einem simplen (wenngleich in der Praxis äußerst schwierigen) *Problem* geworden, das es technisch-administrativ zu lösen gilt. Freilich ist damit noch nicht alles gelöst, und der anfängliche Enthusiasmus wird schnell schwinden. Die Psychiater werden bald auf gewaltige finanzielle, administrative und sogar »wissen-

schaftliche« Hindernisse stoßen, gegen die sie ein paar Jahrzehnte lang noch ankämpfen, indem sie ihre Verfahren zu verfeinern suchen, bevor sie schließlich in den dogmatischen Schlaf des Organisationsfetischismus fallen und in die Grabesstille des Asyls eintauchen. Wie auch immer, *ob lebend oder schlafend, die ganze Psychiatrie zehrt von dieser Verschiebung des Widerspruchs*. Sie hat sich als neue Spezialdisziplin durchgesetzt, weil und indem sie sich die massive gesellschaftliche Forderung ihrer Zeit nach der Segregation einer gefährlichen Menschengruppe zu eigen und deren Einsperrung in geschlossenen Räumen zu ihrer Sache gemacht hat.

Die therapeutische Rationalisierung verwischt den Skandal dieser Dienstbarkeit, die im Widerspruch zu den proklamierten Idealen einer liberalen Gesellschaft steht. Auf der Grundlage der *vollständigen* Wahrnehmung des gesellschaftlichen Mandats hat die Psychiatrie in der Folge ihre *eigentümlichen* Ressourcen entfalten können, indem sie den fragilen Kern des aus der neuen Praxis hervorgegangenen Wissens ausspielte. Sie hat darüber hinaus den guten Willen des Paternalismus mobilisiert, von dem die meisten ihrer frühen Vertreter beseelt waren, um den frühen Stil des Asyllebens zu prägen: jene Kombination aus Autoritarismus und Humanismus, die für die professionellen Armenpfleger und Sozialarbeiter charakteristisch ist. Auf diese Weise hat sie ihren *spezifischen* Beitrag zur sozialen Kontrolle der damaligen Zeit geleistet; sie besorgte die Ersetzung eines direkt repressiven, veralteten

und überholten Verfahrens durch ein medizinisch-administratives, das komplexer, subtiler und der neuen Situation besser angepasst war. Während nämlich die direkt repressive Intervention immer nur nachträglich, also nach einer verbrecherischen Handlung, in Kraft tritt, erlaubt die Psychiatrie vor allem die Anwendung vorbeugender Zugriffe, d. h. die *Prävention*. Wir haben mit diesem Begriff noch immer nicht abgeschlossen. Das Gerede vom »Bullen-Psychiater« ist, wenn der Ausdruck wörtlich genommen wird, schierer Blödsinn. Wenn Polizei und Medizin das gleiche täten, warum gäbe es dann wohl eine Polizei *und* eine Medizin? Die Polizei hat (unter anderen Aufgaben) im Verhältnis zur Geisteskrankheit manchmal mit demselben Widerspruch zu tun wie die Psychiatrie. Aber das ist stets ein Notbehelf, denn sie bearbeitet ihn wesentlich schlechter, auf eine überaus altertümliche Weise. Historisch gesehen hat sich die Psychiatrie ihr Feld im Kampf *gegen* die direkte Repression der Staatsgewalt erobert. Das Asyl hat sich *gegen* das Hospital, das Gefängnis, das Armenhaus, gegen die undifferenzierte Einsperrung jener Müßiggänger und Arbeitsverweigerer, die die entstehende liberale Gesellschaft los sein wollte, etabliert. (Und ich möchte hinzufügen, daß nicht nur die Psychiater einen Platz an der Sonne ergattert haben.) Wer leugnen wollte, daß sich auch der Status eines Teils dieser Ausgeschlossenen durch die neue medizinische Etikettierung verbessert hat, muß schon sehr glimpflich mit den früheren Zuständen umspringen.

Es geht nicht darum, die Psychiater zu Sündenböcken in einer Karikatur pseudo-politischer Analyse zu stem-peln. Es geht vielmehr um die Klarstellung eines einzigen Punktes: Dieser relative Fortschritt, dieser kleine Autono-miespielraum, den die Psychiatrie sich vorsichtig verschafft hat und in dem ihre ganze Geschichte sich abwickelt, ist nur möglich auf der Grundlage *vollständiger* Dienstbarkeit gegenüber der gesellschaftlichen Forderung nach Segrega-tion und Einsperrung. Somit bleibt die Psychiatrie an die Problematik der sozialen Kontrolle gekettet. Sie kann an dieser Kette zwar zerren, aber sie kann sie nicht sprengen, es sei denn, sie stellte das sie begründende gesellschaftli-che Mandat in Frage.

Um so besser, wenn sie an dieser Kette zerrt, selbst wenn sie sie nicht zu sprengen vermag. Das nämlich bleibt nicht ohne Folgen. Vorzugeben, daß die Reformbewegung, die in den letzten dreißig Jahren auf die lange Nacht des Asyls gefolgt ist, ohne allgemein positive Konsequenzen für das Leben in den Anstalten geblieben sei, ist ebenso blind wie das pompöse Gerede von der »psychiatrischen Revolution«. Denn der Kern des psychiatrischen Wider-spruchs liegt nicht hier. Bis auf den gegenwärtigen Tag dauert der Widerspruch als ganzer an, aufs neue verschlei-ert von moderneren Formen der Rationalisierung. Wenn die Psychiatrie weiterhin das tut, was sie immer getan hat, dann deshalb, weil sie schwerlich etwas anderes tun kann als das, wozu sie gemacht ist, nämlich einen Widerspruch zu medikalisieren. Sie kann sich also nur – ob gut oder

schlecht ist eine andere Frage – an einer der beiden Seiten abarbeiten, indem sie unterstellt, die Totalität der psychischen Störung hänge von der Art und Weise der spezialisierten Intervention ab. Denn es ist ja wohl eklatant – ohne daß eine metaphysische Diskussion über die »Ursachen« der Geisteskrankheit geführt werden muß –, daß gerade die Definition des »Geisteskranken«, sein sozialer Status und die Art seiner Behandlung durch die Gesellschaft von einer Reihe von Umständen bestimmt sind, die in keinerlei Beziehung zur Therapeutik stehen. Gewiß, der Psychiater ignoriert diese Dimensionen nicht, auf jeden Fall nicht notwendigerweise (obwohl ihm die Ignoranz bei seiner Arbeit eher hilfreich sein wird). Er kann ihnen einen Platz einräumen, freilich *anderswo*, jenseits der Grenzen seiner Praxis, als etwas, das diese Praxis von außen beschränkt. Als soziales und politisches Subjekt kann er sogar befinden, daß das Wichtigste und Bestimmende in diesem »anderswo« liege. Aber *als Professioneller* und *in der Praxis* bleibt ihm nichts anderes übrig als die Verfeinerung und Ausdehnung eines Interventionsverfahrens, das medizinisch-psychologisch bleiben muß. Von hier aus kann die Psychiatrie bis zum Eingeständnis ihrer Schwächen, ja ihrer Grenzen gehen; es bleibt allemal Selbst-Kritik, um sich besser anzupassen und weiter vorzupreschen.

Tatsächlich könnte man zeigen, daß jede interne Kritik der Psychiatrie stets eine technisch-wissenschaftliche Kritik jenes Verfahrens (insgesamt oder in Teilen) gewesen ist, das sie selbst inthronisiert hat. So haben sich zum Beispiel

in Frankreich die ersten medizinischen Proteste insbesondere gegen die Lücken in der Gesetzgebung gerichtet und ein gutes Dutzend Projekte zur Reform des Gesetzes von 1838 angeregt, das dadurch keineswegs in seinen Pfeilern erschüttert wurde. Seit 1945 sind es hauptsächlich die vom Asyl ererbten institutionellen Strukturen, die in Frage gestellt werden. In neuester Zeit möchten einige Spezialisten der psychiatrischen Medizin glauben machen, sie kritisierten die Kategorien des psychiatrischen Denkens selbst. In Frankreich sind es vor allem zwei Konzepte, die einen solchen Anspruch erheben: Auf der einen Seite vermeint die »Gemeinde-Psychiatrie« (*Psychiatrie communautaire*), das medizinische Schema gesprengt zu haben, um direkt in der Gesellschaft »leidende Ensembles« zu behandeln<sup>9</sup>; auf der anderen Seite wännen einige psychoanalytische Schulen – vor allem die von Lacan inspirierte »institutionelle Psychotherapie« (*Psychotherapie institutionnelle*)<sup>10</sup> – den »normalisierenden« Charakter der klassischen Psychiatrie überwunden und der Sprache des Unbewußten zum Zuge verholfen zu haben.

Es würde hier zu weit führen, die von mir an anderer Stelle ausführlich entwickelte Argumentation noch einmal aufzunehmen, um sowohl die »Gemeinde-Psychiatrie« als auch die analytische »institutionelle Psychotherapie« in das historische Kontinuum der verschiedenen psychiatrischen Tendenzen einzugliedern.<sup>11</sup> Liefere ich nicht Gefahr, überheblich zu erscheinen, so bekennte ich offen, daß ich meine Argumente recht überzeugend finde. Das liegt allerdings

daran, daß eine solche Argumentation nicht sonderlich schwierig ist, wenn man den oben angedeuteten Widerspruch zugrunde legt. Dann erkennt man nämlich sofort, daß selbst die modernsten Konzepte sich an eine der beiden Seiten dieses Widerspruchs klammern, um die Macht des medizinischen Schemas zu erneuern bis zu seiner Auflösung im gesellschaftlichen Ganzen. Indem sie aufhört, speziell sein zu wollen, ist die Psychiatrie als Spezialdisziplin nur um so einseitiger mental, also auf »Geist« oder Psyche bezogen. Hinter dem Vokabular von Soziopathie oder Psychoanalyse steckt niemals etwas anderes als eine Verjüngung der medizinisch-psychologischen Interventionsmodalitäten: Erneuerung ihrer Form und Ausdehnung ihres Inhalts. Man perfektioniert die technische Meisterschaft auf der psychologischen Seite des Widerspruchs. Aber es bleibt rein verbal, wenn zum Beispiel die institutionelle Psychotherapie behauptet, auch die andere Seite zu meistern, weil sie, wie J. Oury sagt, »die Architektonik der Produktionsverhältnisse« berücksichtige. (Und was ist mit den Machtverhältnissen? Ist es vielleicht das Charisma des Analytikers, das diese ungültig macht?) Im besten Fall hat man die Vorstellungen Esquirols aktualisiert, indem man das Verfahren verschoben und ihm eine geschmeidigere und effizientere Organisationsform gegeben hat. Im schlimmsten Fall hat man einer unveränderten Struktur ein modernes und pseudorevolutionäres Vokabular aufgepfropft.

Esquirol weilt noch immer unter uns. Genauer, das, wofür er stand, ist zersplittert, weil sich die Psychiatrie in

verschiedene Richtungen aufgespalten hat. Die verschiedenen Systemstücke werden heute in Frankreich von so unterschiedlichen Leuten wie Daumezon, Tasquellés, Bonnafé, Oury, Paumelle, Hochman u. a. gebraucht. Das sollte niemanden erstaunen, denn Esquirol war ein bedeutender Kopf. Im übrigen ist diese Aufsplitterung vielleicht nur eine vorläufige, sehr wohl möglich, daß sich die Stücke eines Tages, bald sogar, wieder vereinen. Sie werden dann vermutlich eine neue Figur des psychiatrischen Verfahrens entstehen lassen, die einen ebenso großen Abstand zu den heutigen Tendenzen markieren wird wie die Asyl-Synthese zu der alten Strategie der »großen Einsperrung«. Es ist ohne Zweifel kein bloßer Traum mehr, sich anstelle der Segregation in speziellen Räumen das feinädrige Netz eines medizinisch-psychologischen Schemas vorzustellen, das in alle Poren des Gesellschaftskörpers eindringt. Schon hat der Vormarsch des kompetenten Experten ins Gemeinwesen begonnen: er betreibt Eheberatung, Sozialarbeit, Erziehungsberatung, psychologische Aufrüstung.<sup>12</sup> Doch so wie die Dinge liegen, deutet alles darauf hin, daß eine solche »Revolution« – und sei sie mit dem Prestige der Psychoanalyse ausgestattet – lediglich den Arm des medizinisch-psychologischen Schemas verlängern wird.

Ich will damit nicht sagen, daß die Psychiatrie das absolut Böse sei, noch daß es kein »Bedürfnis« nach Ärzten gebe. Ihr Beistand kann als letzter Notbehelf durchaus nützlich sein. Anders ausgedrückt: Die Existenz einer psychiatrischen Medizin mit all ihren Folgen, von denen

einige – in bestimmten Grenzen, in bestimmten Fällen, für bestimmte Individuen – positiv sein können, ist heute wie im 19. Jahrhundert ein *Produkt* der allgemeinen gesellschaftlichen Situation, ein Produkt, d.h. eine *Konsequenz* des Widerspruchs, den man freigeschaufelt hat, genauer: seine *verschobene Präsenz*, nicht seine globale *Lösung*. Wenn daher so getan wird, als enthalte die Psychiatrie den Schlüssel zur Lösung aller Probleme, die der Geisteskranke stellt, dann bedeutet das die »Behandlung« nur *einer* Seite des Widerspruchs und in der pathologischen Symptomenlehre einen Rückfall auf die Stufe von Subjektivität und Intersubjektivität. Gerade indem sie vorgibt, den Widerspruch zu verringern, reproduziert die ausschließliche Bearbeitung *eines* seiner Momente den Widerspruch in seiner Totalität.

Hier enthüllt sich der konkrete Kern des psychiatrischen Widerspruchs. *Einerseits* ist die Geisteskrankheit, was immer ihre »Ursachen« sein mögen, gesellschaftlich gesehen ein entwürdigender Status und ein Zustand erlittener Gewalt. Sie konstituiert den Kranken – mit oder ohne Anführungszeichen – als minderes Wesen, teilweise oder völlig ausgeschlossen, fast immer mitleidlos schlechter behandelt als die meisten anderen Menschen. Die Geisteskrankheit ist einer jener sozialen Teufelskreise, die in die Domäne des Leidens, der Abhängigkeit und oft des Todes führen. *Andererseits* stellt die psychiatrische »Fürsorge«, indem sie diesen Status durch und durch medikalisiert, diese Gewalt und diesen Ausschluß nicht wirklich

in Frage. In ihren repressivsten Varianten hat sie sich mit deren Verwaltung begnügt. Damit ist der Psychiater heute subjektiv oft nicht mehr einverstanden. Er wird sich also bemühen, die Situation zu manipulieren, gewisse ihrer Folgen abzuschwächen, andere zu verschieben und einige sogar im Rahmen seines technisch-wissenschaftlichen Interventionsmodus zu beheben. Wir haben jedoch gesehen, daß er an seinem gesellschaftlichen Mandat hängenbleibt, da der Psychiater ein Delegierter der Macht und deshalb allenfalls in der Lage ist, deren Folgen und Wirkungen zu verschieben und deren Ausdrucksweise zu modifizieren.

Das Theoretisieren ist natürlich eine bequeme Sache, und bloß die moralisch-ideologische Verurteilung (die sich heute politisch nennt) ist noch bequemer. Aber wie soll man im Kontext einer professionellen Tätigkeit einer Situation gegenüber treten, die von Anfang an dermaßen verstrickt scheint? Will man hier unzweideutig sein, so muß man die Zweideutigkeit der Situation eingestehen und sich sowohl der ideologischen Reduktion (Kurzschluß der abstrakten Politisierung) als auch der technischen Reduktion (Sackgasse des medizinischen Perfektionismus) verweigern. Sind die beiden Komponenten des Widerspruchs einmal erkannt, so bedeutet das die praktische Einwirkung auf *jede von ihnen*:

»[...] so müssen wir uns allerdings mit beiden Gesichtern dieser Realität [des Kranken] auseinandersetzen: 1. mit der Tatsache, daß wir einen kranken Menschen vor uns haben, der psychopathologische Probleme aufwirft [...], und 2. mit der Tatsache,

daß wir einen Ausgeschlossenen, einen gesellschaftlich Geächteten vor uns haben.«<sup>13</sup>

Eine scheinbar einfache Formel, doch der Schein trügt. Tatsächlich verlangt sie eine äußerst schwierige Praxis, deren paradoxe Kohärenz Görz und nun auch Triest hervorgebracht hat, also zwei reale Experimente, die meines Wissens die luzideste konkrete Manifestation des psychiatrischen Widerspruchs darstellen. Freilich scheint diese Situation zu kompliziert zu sein für die Apologeten einer modernistischen Psychiatrie, die außer auf der Ebene des Unbewußten keine Dialektik mehr wahrzunehmen vermögen. Deshalb wurde die Arbeit der Equipe von Görz, zumindest in den französischen Schilderungen und Interpretationen, oft auf jene Einseitigkeit reduziert, die sie in Wirklichkeit widerlegte. Es ist deshalb vielleicht nicht unnützlich, diese Position näher zu beleuchten und sie sowohl von der angelsächsischen Anti-Psychiatrie als auch von dem Versuch der psychoanalytischen »Befreiung« zu unterscheiden.

Die angelsächsische Anti-Psychiatrie hat sich an das zweifache Postulat des psychiatrischen Denkens gleichermaßen herangemacht: daß die Geistesstörung vornehmlich durch einen kompetenten Spezialisten behandelt werden müsse; daß der »Geisteskranke« im Verhältnis zur psychiatrischen (oder psychoanalytischen) Macht in eine Vormundschaftsbeziehung gestellt werden müsse. Doch diese in vieler Hinsicht fruchtbare Subversion der klas-

sischen Problematik ist auch ihre Inversion. Schematisch gesehen kann sich diese Umkehrung auf zwei Bahnen vollziehen, die im übrigen konvergent sind. Bald haben die Anti-Psychiater eine direkt gesellschaftliche Ätiologie der Geisteskrankheit vertreten und die intra-psychischen Widersprüche dem Ensemble der extra-psychischen Widersprüche zugeschlagen (eine Position, die insbesondere von D. Cooper, vor allem am Anfang, vertreten wurde); bald haben sie die Inversion der an Wahnsinn und Normalität geknüpften Wertungen auf die Spitze getrieben und aus dem Geisteskranken den Heiland einer Geschichte gemacht, die für das Unglück des Irren verantwortlich ist und in ihm jene Figur der Freiheit zu erkennen hat, die sie selbst verlor (eine Position, die, äußerst vereinfacht gesagt, die von R. D. Laing ist).

Was dabei in Vergessenheit zu geraten droht – zumindest auf der Ebene der Theorie, denn in der antipsychiatrischen Praxis lassen sich faktische Anpassungen beobachten, die wiedereinführen, was die Theorie auszuschließen scheint –, ist das *Spezifische* der *sozialen* Situation, die dem Geisteskranken bereitet wird. Selbst wenn er bloß ein direktes Produkt des schlechten Funktionierens des gesellschaftlichen Systems im allgemeinen wäre (eine mehr als zweifelhafte Hypothese), so wird er dennoch *speziell* behandelt (schlecht behandelt), so daß sich als Replik ebenfalls *spezifische* Verhaltensmuster ihm gegenüber aufdrängen. Anders ausgedrückt, der niedere soziale Status hat zur Folge, daß die meisten Kranken konkret in einer *Für-*

*sorgebeziehung* gefangen sind. Man kann diesen Afthängigkeitszustand nicht einfach dezisionistisch leugnen; er ist die objektive Grundlage ihrer gesellschaftlichen Definition und bestimmt ihre »Behandlung«.

Eine Psychiatrie, die sich ihrer politischen Implikationen bewußt ist, wird immer an dieser Abhängigkeit Anstoß nehmen. Doch wie läßt sich dieser Realität Rechnung tragen, ohne den Kranken in seinem Status zum Objekt zu machen, indem man die traditionellen Verhaltensmuster der psychiatrischen Fürsorge oder der Wohltätigkeit wiederaufnimmt? In gewisser Weise bietet sich die Psychoanalyse als Antwort auf diese Schwierigkeit an. Die Psychoanalyse – zumindest einige ihrer modernen Ausprägungen, in Frankreich die Lacan-Schule, d. h. genau jene, die in den psychiatrischen Kliniken am besten verankert ist – hat sich bemüht, sämtliche Beziehungen zum Fürsorgemodell abzubrechen und Hinweise darauf zu vermeiden. In ihren extremen Versionen hat diese Haltung Grundsatzklärungen hervorgebracht, die mit der Kliniksituation kaum vereinbar sind: nicht heilen, die Scharten nicht künstlich ausbessern, die Angst nicht zudecken usw. Zudem gibt es in der analytischen »Behandlung« einen Willen, die Sprache des anderen zu hören, sie zu »befreien«, der jenes gesellschaftliche Mandat der Kontrollverwaltung und Normalisierung, das dem traditionellen Psychiater zufiel, in Frage zu stellen scheint.

Aber dieses analytische »Zuhören« – insofern als es gerade in seiner Anpassung die Konventionen der Duellbe-

ziehung wiederfindet – verdankt sich dem Umstand, daß es die soziopolitischen Dimensionen des Status des Geisteskranken ausklammert oder für ungültig erklärt. Was wiegt zum Beispiel ein Ödipuskomplex – angenommen, der Ödipuskomplex habe ein Gewicht – gegenüber der zweifachen Objektivität der Krankheit: gegenüber der aktuellen institutionellen Situation des Kranken, der von den Aufsichtsstrukturen zermalmt wird, und gegenüber der vorangegangenen Situation einer früheren sozialen Marginalisierung, d. h. erbärmlichen materiellen Existenzbedingungen, ungesicherter Beschäftigungslage oder Arbeitslosigkeit usw., die in aller Regel ihn in die Institution geführt hat. Das analytische »Zuhören« ignoriert eine ebenso banale wie fundamentale Wahrheit: *Das von der Psychiatrie abhängige Subjekt ist fast immer ein gesellschaftlich Geächteter, dessen aktueller Status quasi unabhängig von der spezifischen Ätiologie der psychischen Störung ist.* Zwar gibt es eine solche Ätiologie, aber sie ist nahezu gänzlich zugedeckt von der vom Kranken erlittenen Situation, also von der Tatsache, daß er in einer Machtbeziehung zum Objekt gemacht wird. Deshalb ist es eine Sache, gemeinsam mit den Psychoanalytikern die pragmatischen Positionen eines psychiatrischen Reformismus zu kritisieren, der das Heil von institutionellen Verbesserungen erwartet. Aber es ist eine ganz andere Sache, sich völlig unkritisch gegenüber dem in der analytischen Pose selbst wiederholten und fortgesetzten Herrschaftsverhältnis zu verhalten, indem man sich damit begnügt, die Art und Weise zu »inter-

pretieren«, wie das Herrschaftsverhältnis subjektiv erlebt wird. Erstaunlicher- und paradoxerweise wird die Doktrin des Unbewußten so zum bewußten Agenten des Problems, das zu lösen ihre Aufgabe wäre.

Dies, in der Tat, ist schlimm. Wenn die Psychoanalyse nämlich die paternalistischen Formen der *Fürsorge* kritisiert, dann kritisiert sie nicht jene subtile Form der *Bevormundung*, die sie selbst ausübt. Gleichwohl bleibt auch der Psychoanalytiker ein kompetenter Spezialist, der über Wissen und Macht gleichermaßen verfügt. Er »behandelt« weiterhin den Kranken in der medizinischen Tradition der Zurückführung aller Probleme auf ihre individuelle Dimension (früher hauptsächlich auf die somatische, heute hauptsächlich auf die psychische). Er erfindet neue institutionelle Verfahren oder reorganisiert zu diesem Zweck die alten institutionellen Strukturen. Die Psychoanalyse ist repräsentativ für die letzte, die raffinierteste Version jener technisch-wissenschaftlichen Prozeduren, die von der Psychiatrie bereitgestellt wurden. Das Problem liegt nicht in der Einrichtung von »lieux de parole« (obwohl das ohne Zweifel besser ist als nichts); es geht vielmehr darum zu wissen, was an solchen Orten gesagt und gehört werden kann, inwiefern dieser Kodex des »Zuhörens« der *Totalität* der realen Situation angemessen ist. Gerade die Feinheit der analytischen Interpretation macht, daß sie wie ein Filter funktioniert, der die determinierenden Elemente dieser Situation durchschlüpfen läßt. Deshalb ist dieses »Zuhören« nicht bloß partiell. Es fungiert auch als Schleier,

es ist Träger einer *Ersatzideologie*, welche den Kern des Problems verschiebt – durchaus in der historischen Tradition der psychiatrischen Medizin.

Mit der Psychoanalyse läßt man also den Widerspruch der Psychiatrie keineswegs hinter sich. Auf andere Weise freilich auch nicht. Man kann ihn jedoch luzider und wirksamer bearbeiten, wenn im medizinischen Mandat – was immer die technisch-theoretischen Rechtfertigungen, mit denen es sich herausputzt, sein mögen – der Ausdruck einer gesellschaftlichen *Macht* erkannt wird. Ein Beispiel sind die alten und neuen psychiatrischen Praktiken, deren Hauptzweck es war und nach wie vor ist, den Kranken daran zu hindern, mit Gegen-Gewalt auf die ihm widerfahrene gesellschaftliche Gewalt zu reagieren.

Gleichwohl wird der Psychiater nur im Kampf gegen diese Dimension seiner Rolle aufhören, ein Agent der Macht zu sein. Gewiß, es werden sich reine und harte Theoretiker finden, die sagen: »Er bleibt auch dann noch Psychiater.« De facto aber vergißt er die andere Seite des Widerspruchs nicht. Er verneint also nicht die Abhängigkeit des »Kranken«, den andere ihm anvertraut haben, und macht diesen nicht zum Träger seiner revolutionären Wünsche. Vielmehr bekämpft er diese Abhängigkeit in der Praxis, indem er alles an ihr – und an seiner eigenen Rolle – in Frage stellt, was ein Produkt jener soziopolitischen Verhältnisse ist, die aus der Arzt-Patient-Dyade ein sich selbst erhaltendes Paar gemacht haben, jene perverse Symbiose aus Herrschaft und Knechtschaft, welche eines der Mittel zur

Reproduktion der gesellschaftlichen Gewalt ist. Etwas sehr Wichtiges, das die gesamte Problematik der Psychiatrie betrifft, spielt sich hier ab. Wir sind noch nicht am Ende der Reise. Aber man wird wohl allmählich begreifen müssen, daß das »Zuhören«, selbst wenn der Andere in psychischen Schwierigkeiten steckt, sich weder auf die paternalistische Patenschaft noch auf die gelehrte Objektivierung, noch auf die Aufmerksamkeit für die unbewußte Phantasmagorie reduzieren läßt. Diese drei Haltungen sind nicht gleichwertig, doch ist ihnen gemeinsam, daß sie die *Entpolitisierung* einer Situation befördern, die von Grund auf politisch definiert ist. Die von ihnen inspirierte Praxis kritisiert zwar einige Folgen der allgemeinen Zeitumstände, aber sie heißt die Mechanismen der Selektion und Segregation gut, die die Situation strukturieren. Sie ist also durchaus eine Begleiterscheinung jener gesellschaftlichen Gewalt, die dem Kranken widerfährt. Dagegen muß eine politische Psychiatrie – damit meine ich eine bewußte Arbeitsteilung, insofern als das durch einen Ausschließungszweck definierte gesellschaftliche Mandat erfüllt und gleichzeitig verweigert wird – dieses, auch von der Psychoanalyse erneuerte, Monopol der kompetenten Spezialisten sprengen.

Das ist zum Beispiel die Rolle, die den »Volontären« in den »therapeutischen Teams«, wie sie in Triest bestehen, zugewiesen wird. Sie bilden keine neue Kategorie von Technikern, repräsentieren keine neue Spezialdisziplin in der akademischen Wissensteilung. Sie sind in den einzelnen Stationen anwesend und verfügbar, ohne zu einer

medizinischen Interpretation des Geschehens angehalten zu sein. Sie haben die Aufgabe von soziopolitischen Analytikern der institutionellen Situation. Die Präsenz von Nicht-Medizinischem in den der Krankheit geweihten Enklaven katalysiert alles, was an dieser »Krankheit« nicht-medizinisch ist. Es begegnet dem »Kranken« anders als das medizinische Macht-Wissen. Und der »Kranke« ist, weiß Gott, etwas wesentlich anderes sowohl in seiner jetzigen Situation als Klinikinsasse wie der Erfahrungen und Vorfälle wegen, die ihn in die Klinik gebracht haben. Ich könnte die Beispiele beliebig vermehren. Aber ich habe gesagt, daß ich keinesfalls die Absicht verfolge, die Theorie zur Praxis von Franco Basaglia zu liefern. Ich wollte lediglich darauf hinweisen, daß in der konkreten Situation des institutionellen Kampfes, wie er in Görz und in Triest geführt wird, ein anderer Modus des »Zuhörens« entstanden ist. Er ist nicht bloßes Produkt von Zeitumständen. Er gibt vielmehr dem Kranken, der von der klassischen Psychiatrie objektiviert und von der Psychoanalyse phantasmatisch resubjektiviert wurde, seine Realität als politisches und gesellschaftliches Subjekt zurück. Von da ab ist nichts leicht und einfach, im Gegenteil. Insbesondere ist der Widerspruch der Psychiatrie weniger denn je »aufgelöst«. Aber etwas ganz anderes wird möglich, etwas, was jenseits der medizinisch-psychologischen Tradition der Problemvermeidung und -verschiebung liegt.

*Aus dem Französischen übersetzt von Claudia Honegger.*

René Lourau

## **Arbeiter des Negativen, vereinigt euch!**

Eines Tages las ich im Krankjournal der psychiatrischen Klinik von Saint-Alban (Lozère, Frankreich), die Klinik sei ein kleiner sozialistischer Staat inmitten des französischen Staates. Einige Seiten weiter, vielleicht vom selben Autor geschrieben, fand ich eine andere Passage, in der die Kranken als Proletarier, das Pflegepersonal als Bourgeois und die Ärzte als Kapitalisten bezeichnet wurden.

Dieser Widerspruch stimmt durchaus mit dem Eindruck überein, den ich als »normaler« Beobachter nach einigen Tagen im damaligen Mekka der institutionellen Psychotherapie gewann. Es war kurze Zeit nach dem Ausscheiden von Doktor Tosquelles, der sich nicht weit von Saint-Alban, in Marvejols, freilich bei den Mongolen installiert hatte. Der Konflikt zwischen der mikro-sozialistischen Versuchung und der unbewußten Reproduktion des herrschenden institutionellen Modells ist heute so sehr bekannt, anerkannt und analysiert, daß er wie ein banales scholastisches Thema wirkt, ein Thema, das zudem nicht auf das Feld der Psychiatrie beschränkt ist: Wie oft ist es nicht schon im Zusammenhang mit pädagogischen Experimenten erörtert worden, welche damals (1964) wie heute dazu tendieren, eine *Überschreitung* auszulösen, zu der weder Hegel noch Marx, weder Lenin noch Mao, noch die moderne revolutionäre Bewegung den Schlüssel in

der Tasche haben. Und wie oft ist es nicht auch schon im Zusammenhang mit all den als utopisch oder mikro-sozialistisch qualifizierten Experimenten aufgetaucht, sei es im Bereich von Produktion oder Erziehung, sei es im Gesundheitswesen oder im Freizeitsektor, ganz zu schweigen von den umfassenden Versuchen der Basisgruppen und Kommunen, welche die Lebensverhältnisse insgesamt zu verändern suchen.

Die andere große Frage, heute das heiße Eisen in den Gesprächen zwischen Studenten auf den Gängen von Louvain oder Nanterre, ist, wie es gelingen könne, etwas in den Institutionen zu verändern und gleichzeitig selbst *in* den Institutionen zu sein. Vor kurzem hat mir jemand anlässlich einer Tagung über die institutionelle Analyse, die in Paris stattfand, eine brandaktuelle Frage gestellt (es brenzelt noch immer):

Wie läßt sich die Analyse der Institutionen mit dem Status eines Universitätsprofessors vereinbaren? Und wenig später hat mich ein anderer gefragt (aber war es nicht derselbe oder war es gar, wie in Gogols *Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen*, der König von Spanien, der mich bei-seite nahm?), wie ich den Anspruch erheben könne, die Institutionen zu analysieren, wo ich doch verheiratet sei ... In die Termini von Verstrickung bzw. *Implikation* – mit ihren psychoanalytischen Spezifizierungen wie »Übertragung« und »Gegenübertragung« – gekleidet, stellt sich dieses Problem allen Forschern oder Forscher-Praktikern der Sozialwissenschaften.

Es ist allerdings sofort ersichtlich, daß beide großen Fragen in einer Aporie gipfeln – einerseits ist es unmöglich, den genauen Zeitpunkt der mikro-sozialen Aktion und der makro-gesellschaftlichen Veränderung theoretisch zu bestimmen; andererseits ist es unmöglich, die Struktur einer Institution umzukehren, die einen angestellt hat und bezahlt.

Es hat den Anschein, als ob alle bisherigen Versuche, die Institutionen – und vor allem die therapeutischen Institutionen – umzuwälzen oder vielmehr sie *in eigene Regie zu nehmen*, die zweite Aporie in den Vordergrund gerückt hätten, freilich nicht ohne der ersten einen mehr oder weniger bedeutsamen, allerdings stets untergeordneten Platz einzuräumen. Wenn man sich jedoch Tag für Tag im Rahmen des durch die gesellschaftliche und berufliche Praxis markierten Interventionsfeldes um eine Veränderung der sozialen Beziehungen bemüht und die Sorgen und Illusionen, auf dem hohen Niveau einer kommenden Weltordnung oder gar eines kommenden Staates »etwas zu tun«, den planetarischen Denker überläßt, wenn man alles ohne den geringsten Anspruch auf eine Veränderung der Welt oder auch nur des Staates tut (insoweit er eine Totalität darstellt, die gar manche voluntaristischen Projekte »globaler« Aktionen hinter sich läßt und der Lächerlichkeit preisgibt), dann ist der Gegenstand der die Aktion begleitenden Analyse weder mehr »mikro«- noch mehr »makro«-gesellschaftlich, sondern etwas ganz anderes. Gegenstand der Analyse ist dann das Implikationsver-

hältnis, das den Handelnden mit seinem *Interventionsfeld* verbindet und – über dieses besondere Feld hinaus – mit der Gesamtheit des gesellschaftlichen Feldes, das ohnehin sein eigentliches *Analysefeld* bildet.

Interventionsfeld und Analysefeld – diese beiden Begriffe, die bislang in der institutionellen Analyse kaum verwendet wurden, verdienen einige Aufmerksamkeit (meine eigene Aufmerksamkeit ist im Moment von ganz anderen Dingen in Anspruch genommen. Ich habe die Handwerker im Haus, und die Klempner machen einen Riesenkraach mit den Röhren. Vor einer Viertelstunde haben andere Arbeiter das Telephon gelegt. Für mich, der ich noch nie ein Telephon hatte, ein großer Tag. Das geht so weit, daß ich – während die Arbeiter den Apparat anschlossen und sorgfältig ihre katawühlerischen-elikoitalen-von-menopausen-integrierten Versuche anstellten – phantasiert oder, wie die Psychologen sagen, ein Phantasma gehabt habe: Ich habe mir eine Sekunde lang eingebildet, daß ich von nun an würde vögeln können, wann immer ich wolle. Dann ist da noch die Geschichte mit dem einarmigen Maurer, der seine Rolle zu spielen hat in meinem Tag. Als ich vor dem Tor des Kindergartens auf meinen Sohn warte, sehe ich auf der Baustelle gegenüber Maurer, die ein Gebäude im rustikalen Stil hochziehen.

Einem von ihnen, einem älteren Mann, fehlt der rechte Arm. Was nützt er da? Er gibt sich geschäftig, mißt mit den Augen die Steine, die aufgeschichtet werden, rührt mit der Kelle im Mörtel. Vielleicht kriegt er den halben Lohn, viel-

leicht arbeitet er halbtags wie meine Frau?). Das Spezifische der sogenannten mikro-sozialen Aktion besteht darin, daß sie weniger imaginär ist als die »politische«, makro-soziale Aktion, weil sie *an den Orten* und *zum Zeitpunkt* der gesellschaftlichen Praxis selbst stattfindet. Ihr könnt immer noch an euren Sitzungen von Basisgruppen und Komitees teilnehmen, stirnrunzelnd die Situation in Asien oder den internationalen Stand der Klassenkämpfe ins Auge fassen. Das eine tut dem anderen, theoretisch, keinen Abbruch. Die mikro-soziale Aktion beruht auf einer unverhüllten Feindseligkeit gegenüber der Delegation von Macht und, allgemein, gegenüber allen Erscheinungsformen des Abstrakt-Universalen. Ihr Konkret-Universales sind im übrigen nicht nur die Orte der täglichen Praxis, sondern auch die Straße, wenn diese zur *Agora* wird, oder andere Orte, wenn diese Orte von denen besetzt und kontrolliert werden, die dort arbeiten bzw. wohnen. Es wäre falsch anzunehmen, daß in der mikro-sozialen Aktion nicht über die nächste Hausecke oder die eigene Nasenspitze hinaus gehandelt werde; das Analysefeld, das Instrument zur Deciffrierung dessen, was *hie et nunc* geschieht, ist vielmehr die Gesamtheit der globalen Bestimmungen, die auf diese Orte einwirken. *Das Interventionsfeld darf also auf keinen Fall mit dem Analysefeld vermengt oder verwechselt werden.* Sagen wir schließlich, um diesen kurzen Überblick zu beschließen, daß die Hauptfrage der *Implikationen*, also der bewußten oder unbewußten Beziehungen, die wir zum institutionellen System unterhalten (und nicht bloß zu

»der« Institution, die den Ort unserer Praxis bildet), wenn überhaupt, dann nur in der mikro-sozialen Aktion erörtert werden kann, im realen Feld der Kräfte, welche uns bewegen und auf welche einzuwirken wir hoffen können.

Im Augenblick taucht die Taktik der mikro-sozialen Aktion (die *lokalisiert* und *punktuell* ist, um zwei abschätzige Begriffe zu verwenden) in meinem Exposé scheinbar als die »realistischere« auf. Aber es handelt sich um eine vorläufige Argumentation, um ein Mittel, den Weg zu bahnen. Wesentlich ist etwas anderes (meine Frau ist eben nach Hause gekommen: sie benutzt das Telephon, und ihre erste Kommunikation ist ... eine Reklamation! Da sieht man, was passiert, wenn man zwei Monate zu früh auf die Welt gekommen ist ... Und natürlich gilt der erste Anruf ihrer Mutter, die sich irgendwo in den Alpen aufhält). Wesentlich ist die *symbolische* Absicht, das *symbolische* Zielen einer jeden Aktion auf die Orte (ja, die lacanianische [?] Problematik des Realen, des Imaginären und des Symbolischen, einmal mehr mißhandelt von einem armen Soziologen, der noch nicht mal in der Analyse war). Wird eine kleine Fabrik in der Provinz besetzt, so hat das in Perioden der Arbeitslosigkeit und unsicheren Beschäftigungslage eine Bedeutung für den ganzen Industriesektor. Wird die Maßregelung eines faulen Schülers oder gar eines »Voyous« aus der hintersten Ecke einer Gymnasialklasse verweigert, so hat das eine Bedeutung für die ganze Klasse, für die ganze Schule, ja für die ganze Stadt, in der sich das Gymnasium befindet. Wird dem Soziologen, der in einer psychiatri-

schen Klinik eine Untersuchung durchführt, die Antwort verweigert, so bedeutet das eine signifikante Verzerrung der Stichprobe, nicht nur in bezug auf jene Kranken und Pfleger, die bereit sind zu antworten, sondern auch in bezug auf die Befragungstechnik und die sozialwissenschaftliche Forschung im allgemeinen.<sup>1</sup>

Eine symbolische Aktion ist *auch* für andere Orte und Zeitpunkte von Bedeutung. Mit dem »auch« soll ausgedrückt sein, daß der Wert dieses Aktionstypus *zuerst* in der unmittelbaren Wirkung auf den eigenen Umkreis besteht. Eine politische Aktion, die symbolische Bedeutung für die Gesamtheit eines Systems beansprucht und sich noch nicht einmal um ihre eigenen lokalen Auswirkungen kümmert, ist nicht länger symbolisch; sie ist imaginär, was sie im übrigen nicht rettungslos disqualifiziert, denn schließlich haben die Menschen ein Imaginäres, und das Lesen von vermischten Nachrichten ist ebenso traumatisierend wie die Lektüre der Schriften von Historikern oder Soziologen. Ich will damit den oft unfreiwilligen, unbewußten Charakter symbolischer Aktionen betonen: Symbolisch, politisch, barmherzig oder machiavellistisch usw. sein zu »wollen«, ist ein subjektives Vorhaben, das sein Ziel erreichen oder verfehlen kann. Hingegen zeigen sich die Folgen einer scheinbar unbedachten, manchmal nicht beabsichtigten Handlung auf eklatante Weise. Das Paradoxe an der Situation eines Institutionen-Analytikers, der bewußt seine Institution in seine Verfügungsgewalt bringen will, liegt darin, daß er ewig seinen unbewußten und un-

reflektierten Leitbildern hinterherrennt: dem Verrückten, dem Kind, dem Delinquenten, dem Aufständischen, dem kämpfenden Arbeiter – deren Aktionen eine Entschleierung, einen Effekt der Einsicht und Erkenntnis bewirken, die den patentierten Revoluzzer verblüfft stehenlassen. Im Unterschied zum (bewußten) Arbeiter des Negativen, der im voraus die Tragweite seiner Aktion abschätzt, nimmt der (unbewußte) Arbeiter des Negativen zunächst und ausschließlich das Hier und Jetzt, die ihn umgebenden und ihn beherrschenden Leute, die ihn umfangenden Strukturen, die ihn erdrückenden Ideen ins Visier. Gerade weil der Psychiater nicht verrückt, der Erzieher kein Kind, der revolutionäre Intellektuelle kein Arbeiter ist (selbst wenn er in der Fabrik zu arbeiten beschließt), bemächtigt sich die sozialwissenschaftliche Theorie der Idee des *Analysierenden* als ewigem Feind und ewigem »Double« des Forscher-Praktikers.

Versuchen wir, ein wenig Ordnung in mein ein wenig »freies« Exposé zu bringen (während ich tippe, arbeiten die Klempner, fahren drunten Autos vorbei, schläft die weiße Maus, ich nehme an, in ihrer Schachtel, betätigt sich meine Frau im Zimmer nebenan; mein Sohn ist im Kindergarten, ich habe ihm versprochen, ihn um Viertel vor fünf abzuholen. Auch habe ich keine sonderlich große Lust mehr, in der mir noch verbleibenden Viertelstunde etwas zu schreiben. Aber da ich sicher nicht mehr werde schreiben können, wenn er einmal da ist ...).

Erste Feststellung: Die mikro-soziale Aktion wird vom Druck des Gesamtsystems eingeschränkt, ihre Resultate sind immer ungenügend, ja sogar ambivalent, weil das allgemeine System – solange es nicht umgewälzt ist – weiterhin agieren und sich reproduzieren wird. In marxistischer Sprache ausgedrückt: Es ist eine Illusion anzunehmen, man könne irgend etwas verändern, solange man nicht die Produktionsverhältnisse, die Klassenstruktur der Gesamtgesellschaft verändert hat. Es handelt sich zudem um eine gefährliche Illusion, denn im guten Glauben, Neuerungen einzuführen, eine Sache zu verbessern oder gar alles umzustürzen, trägt man nur zur Aufrechterhaltung des Systems bei und verkleistert die Widersprüche, anstatt sie zu bekämpfen.

Zweite Feststellung: Die revolutionäre mikro-soziale Absicht, eine Veränderung herbeizuführen oder gar eine Krise auf dem Terrain unserer Praxis hervorzurufen, wird nicht nur an Ort und Stelle von unseren institutionellen Bindungen eingeschränkt, sondern auch von unserer Verstrickung ins Gesamtsystem. Freilich läßt sich dasselbe von jeder politischen Aktion sagen, und die Widersprüche verschonen keineswegs den professionellen Revolutionär, dessen Perspektive sehr viel breiter und langfristiger ist als diejenige des Arbeiters des Negativen. Aber das ist dem Revolutionsprofi im allgemeinen egal (nur keine Sentimentalitäten!). Bei der Aktion vor Ort hingegen drängt sich das Problem der Verstrickung auf, man mag das nun wahrhaben wollen oder nicht. Und genau bei die-

sem Problem trifft der Arbeiter des Negativen auf die erste Aporie, denn seine Implikation bezieht sich einmal mehr auf das Gesamtsystem, welches sein Analysefeld (und nicht sein Interventionsfeld) darstellt.

Dritte Feststellung: Die lokal-punktuelle (oder, zur Auswahl, die punktuell-lokale) Aktion ist wirklichkeitsnah und straft die Anschuldigungen Lügen, es handele sich um »Illusion«. Solche Anschuldigungen kommen von allen Seiten, von den Revolutionären, die sich im Besitz der »wahren Theorie« wähnen, ebenso wie von den Konservativen und Skeptikern, für die es keine Veränderlichkeit und nichts Neues unter der Sonne gibt. Gleichzeitig hat eine solche Aktion symbolische Wirkung; sie entschleierte die Widersprüche des Systems, ohne ein direkter Angriff auf das Gesamtsystem sein zu wollen. Selbst wenn sie nicht besonders gut analysiert ist (manchmal selbst von den Mitwirkenden nicht), spricht sie zum gesellschaftlichen Imaginären, hat sie zumindest eine ideologische Bedeutung. Sie ist gleichermaßen Experiment und Hinweis auf die Schranken oder auf die Unmöglichkeit von Experimenten unter den gegebenen Bedingungen. Sie ist die verdrängte Negativität, die als verdrängte bewußt wird. Daher hält sie sich den Bereich des Möglichen offen, den die Verheißungen des Großen Abends oft als unfruchtbar beiseite schieben. Sie verändert zwar nicht das berühmte »Kräfteverhältnis« auf der Ebene der Gesamtgesellschaft, dafür wirkt sie auf dieses Kräfteverhältnis ein, indem sie die Spielregeln der traditionellen politischen Kräfte durcheinanderbringt.

Vierte Feststellung: Die Absicht einer Entschleierung und Aufdeckung der Widersprüche wird eher in der häufig verborgenen und unbewußten Aktion unterdrückter Kräfte realisiert als in den bewußten und überlegten Versuchen symbolischer Aktionen. Die Analysierenden erscheinen dann wie elementare Bestandteile der Sozialstruktur, die ein soziales Wissen von dieser Struktur zu erzeugen vermögen. Dieses Wissen wird im allgemeinen sowohl von der offiziellen Wissenschaft als auch von der politischen Doktrin verachtet. Doch die Ruhe des »social scientist«, des Forscher-Praktikers, ist von diesem Augenblick an gestört: Von seiner Position als Gesellschaftsanalytiker mit seinen Implikationen und rationalen Objektiven streckt er stumm oder beredt die Arme aus, diesen störenden Elementen, diesen Anomalien, diesen Abweichungen, diesen Verneinungen der bestehenden Ordnung entgegen. Sie sind die eigentlichen Arbeiter des Negativen; er ist es nur halbtags (halbtags wie der einarmige Maurer, wie meine Frau). Sollte diese Hypothese von irgendeiner noch so geheimen Bedeutung für die Mehrzahl der Forscher sein, so muß die gesamte Theorie der Sozialforschung (die selbstverständlich über die Theorie der Sozialwissenschaften hinausgeht) im Hinblick auf diese Hypothese neu überprüft werden.

Es ist nicht bequem, diesen neuen Status zu leben: 1968 haben manche Soziologen, Psychosozialisten oder Psychoanalytiker, die »in den Institutionen« arbeiteten, nicht ohne Zittern die theoretische Infragestellung ver-

nommen, die aus den – von der Menge, den lodernen Barrikaden, den permanenten Versammlungen erfüllten – Straßen emporstieg. In den vorangegangenen Epochen hatten die Sozialwissenschaften die Entschuldigung, sich eben erst konstituiert zu haben; sie hätten allerdings schon damals die methodologische Bewegung wahrnehmen können, die von den selbstverwalteten Höfen in Katalonien und Aragonien, von den russischen Sowjets, von Deutschland, Ungarn und den chinesischen Experimenten ausging. Literatur und Kunst haben seit langem schon die Figuren des Kindes, des Irren und Aufständischen in den Vordergrund gerückt und so den Weg gewiesen. Aber es geht nicht länger darum, die Übertretungen, Barbarismen und Sprachwidrigkeiten des sozialen Kodes zu beschreiben und zu interpretieren. Es geht darum, mit ihnen und in die gleiche Richtung wie sie zu arbeiten. Die Vorstellung einer sozialen Aktion, die von der Wissenschaft und/oder der politischen Theorie gelenkt wird, ist durch die Vorstellung einer Aktion zu ersetzen, die von den *Outsidern*, den *Outlaws* und den *Drop-outs* einer Gesellschaft inspiriert wird. Wir suchen den Gegenstand unserer Erkenntnis nicht länger bei Durkheim, Max Weber, Parsons oder Pareto, sondern bei den Massen oder Minoritäten, die über die Praxis (und, unter Umständen, über die Theorie) der Veränderung verfügen: in den Jahren 1793, 1848, 1871, 1905, 1917–1921, 1929–1949 und 1949–1972 usw. usf., um nur die großen praktischen Arbeiten der revolutionären Bewegung in

Frankreich, Rußland, Deutschland, Europa, China und Spanien zu zitieren.

Gegen den Anschein, den diese Aufzählung erwecken könnte, ist der Analysierende selbst nicht Teil dieser Vergangenheit. Er ist nur insofern alt, als er sich im Verlauf der ganzen Geschichte eines Volkes oder eines Kontinents, ja der ganzen Welt stets von neuem re-aktiviert. Er ist da, immer schon da, selbst wenn Stabilisierung und Normalisierung seit Ewigkeiten zu dauern und kein Ende zu nehmen scheinen. Hört diese fulminante Ansprache eines Opponenten Napoleons. Sie handelt vom Historiker; aber es läßt sich leicht verstehen, daß der Autor mit dem Historiker jede Person oder jede Gruppe oder jede Kategorie von Leuten meint, die sich eines Tages anschicken wird, das Wort zu ergreifen, um die Logik der Herrschenden wie einen Handschuh umzustülpen:

»Wenn in der Stille der tiefsten Erniedrigung nur mehr die Kette des Sklaven und die Stimme des Verräters vernehmbar sind, wenn alles vor dem Tyrannen zittert und es gleichermaßen gefährlich geworden ist, sich seiner Gunst auszusetzen wie seine Ungnade auf sich zu ziehen, dann *tritt der Historiker auf*, berufen, die Völker zu rächen. Vergeblich wird Nero vom Glück begünstigt, *schon* war in seinem Reiche Tacitus geboren. *Unerkannt* glaubt dieser an das dunkle Vermächtnis des Germanicus. Und *schon* hat die unbestechliche Providentia einem *Kinde niedrigen Standes* die Ehre eines Herrn der Welt verliehen« (die Hervorhebungen stammen von mir, nicht von Chateaubriand, der dies im Jahre 1807 schrieb).

Die Frage, ob die Aktion der Analysierenden zum Klassenkampf gehöre und, im Fall einer positiven Antwort, auf welche Weise, verdient ein Gähnen. Die Lektionen, die die neuen Wachhunde einer revolutionären »Wissenschaft« den bescheidenen Arbeitern des Negativen unablässig erteilen, gleichen jenen, die Marx am Vorabend der Pariser Kommune von der Höhe des Zentralrates der Internationale auf gelehrte Weise vortrug, oder aber jenen, die Lenin der äußersten Linken zu einem Zeitpunkt (1920) gab, da sich in Rußland der Stalinismus ohne Stalin bereits harmonisch entfaltete. Im Vergleich zu den hier besprochenen Problemen hatten die mittelalterlichen Erörterungen über das Geschlecht der Engel den Vorteil, stärker erogen zu sein. In der Praxis freilich – Rußland 1917, China 1949, Kuba 1958 inbegriffen, ganz zu schweigen von Spanien 1936 oder von Algerien 1962 – hat sich diese berüchtigte Frage, die bei den Theoretikern in der Regel epistemologische Rheumatismen auslöst, nie gestellt, *solange der revolutionäre Prozeß im Aszendenten stand*. Die Frage, *wenn es denn eine Frage geben sollte*, stellt sich immer nur dann, wenn die Revolution sich selbst zu verneinen beginnt, oder selbstverständlich dann, wenn sie auf sich warten läßt.

Wie läßt sich eine revolutionäre Bewegung definieren? Sie ist eine Bewegung, die auf die Destruktion und die radikale Analyse der bestehenden Ordnung abzielt und die beides auf wirksame Weise betreibt. Wird der »Bewegung« das Adjektiv »revolutionär« beigefügt, so ohne Zweifel aus zwei Gründen: erstens zur Unterscheidung von Bewegun-

gen, die sich nicht bewußt sind, revolutionär zu sein, und zweitens zur Unterscheidung von Bewegungen, die zwar revolutionär sein wollen, es aber nicht dazu bringen oder scheitern, bevor sie es dazu gebracht haben. (Kennt ihr die Geschichte von der Frau des Klempners? Gestern hat sie an unserer Tür geklingelt und ist dann zu ihrem Mann gegangen. Dieser, ein schweigsamer Rotschopf, hat nicht einmal den Blick abgewandt vom Heizkörper, den er gerade montierte oder demontierte. Schließlich ist sie fortgegangen, nachdem sie zu ihm gesagt hatte: »Du bist ein fieser Kerl. Ich dachte, du wärst allein. Du bist ein fieser Kerl!«) Kann denn überhaupt »Bewußtsein« oder »Nicht-Bewußtsein« als Unterscheidungskriterium dienen? Die Theorie der Analysierenden würde das, wie wir gesehen haben, eher verneinen. Die Vorstellung, die Aktion müsse vom Bewußtsein geleitet werden, mündet fast immer in die Verwechslung mit der Vorstellung, das »leitende Bewußtsein« sei de facto die Theorie. Da jedoch die meisten Revolutionswilligen (abgesehen von den Studenten und Intellektuellen) weder über die Zeit noch über die Mittel verfügen, sich die Theorie anzueignen, läuft das *in der Praxis* auf die Verteidigung der reaktionären Position von Kautsky oder Lenin hinaus: daß das »Bewußtsein« eben von außen durch die Theorie-Profis dem Proletariat beigebracht werden müsse. Dagegen entzieht sich das Konzept des Analysierenden den Spezialisierungen der Sozialwissenschaften, um direkt politisch zu werden. Das gleiche gilt für die anderen Konzepte der institutionellen Analyse,

die implizit oder explizit in den Experimenten der Institutionen-Verneinung (oder -Übernahme) in England oder Frankreich, in Heidelberg oder Görz zum Zuge kommen: *Implikation* des verantwortlichen Forscher-Praktikers; *Analyse der gesellschaftlichen Forderung*, des gesellschaftlichen Auftrags, des gesellschaftlichen »Mandats« (Basilgia); *Kollektivierung* der Analyse, der Aufgaben und Entscheidungen (»Selbstverwaltung«); ganz zu schweigen von der Infragestellung juristischer und politischer Kriterien für »geistige Gesundheit«, delinquentes und abweichendes Verhalten.

Das Konzept, das ich, zugegeben: unzulänglich, institutionelle Analyse nenne, hat zu ihrer Rechten mit dem Vorwurf zu kämpfen, sie stachle die Subversion an oder toleriere sie; zu ihrer Linken mit dem Vorwurf, sie spiele der Bourgeoisie in die Hände, indem sie sich »von den Massen abschneide« und gerade in der und durch die Krise die Erstarkung der bestehenden Gesellschaftsorganisation begünstige. Durch solche politischen Einsprüche und Anklagen wird dieses Konzept politisiert, auch wenn es sich dessen nicht »bewußt« ist. Es versteht sich wohl von selbst, daß ich die akademischen Kritiken aus der Ecke von Soziologie, Psychosozologie oder Psychoanalyse beiseite lasse. Ist es denn wirklich von Belang, wenn Professor Touraine, der kleine Liebling des 68er-»Protests«, im Jahre 1969 anlässlich der Disputation meiner Doktorarbeit proklamiert: »Die institutionelle Analyse ist ein Puff«? Wollte der Teufel, es wäre so!

(Godmuche, der Hausverwalter, unterbricht mich. Man hat ihn gerufen, weil die Heizung ausgefallen ist. Ich friere beim Tippen an den Fingern und denke beim Schreiben nebenbei an die vielen Dinge, die nicht klappen in der Wohnung, von anderen alltäglichen und unvorhersehbaren Sorgen ganz zu schweigen. Godmuche, sein richtiger Name ist Gauduchon, ist unser gepeinigter Peiniger. Würde man ihn nicht von Zeit zu Zeit sehen, wäre er ebenso unreal wie Madame Rose, eine Phantasiefigur, die von meinem zweieinhalb Jahre alten Sohn erfunden wurde und die gelegentlich am Fenster oder auf der Straße oder im Zug auftaucht. Was wohl Godmuche von den Problemen hält, die ich gerade hin und her bewege? Ich fühle, daß ich dabei bin, den fatalen, ultra-naturalen usw. Charakter der Arbeitsteilung zu vergessen. Da jedoch Godmuche eine wichtige Rolle spielt in meinem Leben, hat es nichts Ungewöhnliches, daß er in mein Analysefeld tritt, mit seinem Maokostüm und seiner Canadienne. O je, es ist Zeit, Julien vom Kindergarten abzuholen!)

Heute, einen Tag später, frage ich mich, ob es nicht an der Zeit sei, das Spiel mit den Klammern zu beenden. Der klinische und der kritische Diskurs, die ich parallel führen wollte, sollen sich scheinbar nie begegnen. Welche Beziehung besteht denn zwischen der institutionellen Analyse einerseits und einem einarmigen Maurer, Heizungsnöten, meiner Frau, meinem Sohn andererseits? Aber genau gestern Mittag, als ich gerade geschrieben

hatte, es sei Zeit, meinen Sohn vom Kindergarten abzuholen, ist die Begegnung zustande gekommen. Nicht in meinem Kopf in Form einer »Eingebung«, die so schnell wie möglich zu Papier gebracht werden müßte, sondern ganz real beim Mittagessen. Folgendes hat sich zuge- tragen: In der Mittagspause, die von zwölf bis vierzehn Uhr dauert, war mein Sohn außergewöhnlich unruhig und aggressiv. Er wollte keinen Bissen hinunterschluk- ken, warf mit Gegenständen um sich, zerbrach Spiel- zeug, wurde beim geringsten Anlaß wütend und schlug immer heftiger auf mich ein. Schließlich habe ich die Nerven verloren, worauf meine Frau eingriff, so daß ich völlig durchdrehte und eine jener Krisen bekam, die meine Frau als einzige kennt. Ich teilte mehr oder we- niger ziellos Fußstritte aus, verletzte mich dabei an der rechten großen Zehe (ich hinke noch heute) und riß eine Aufhängevorrichtung für die Garderobe mit sämtli- chen Kleidern von der Wand usw. Einige Stunden später, nachdem er auf dem Kanapee gut geschlafen hatte, lach- te mein Sohn mit mir, schleckte mir das Gesicht und bat mich, ihm seine Bilderbücher vorzulesen. Die Versöh- nung mit meiner Frau ist fast unmittelbar daraufhin zu- stande gekommen. Und nun mal los, Analytiker! Da habt ihr meine Implikation! Ihr werdet verstehen, warum ich heute morgen das Problem mit den Klammern habe. Das Kind deckt die Widersprüche auf, das Kind als absoluter Analytiker des Paares und einiger anderer aggregatähn- licher Verbindungen ... Man hat gut reden, bis die Ana-

lysierenden einen zergliedern, einen jegliche Kontrolle über Finger und Zehen verlieren lassen!

Eines der auffälligsten Phänomene der jüngsten Geschichte ist die *Schizolatrie*, die sich allmählich der Psychoanalyse und Psychiatrie bemächtigt, während die Ethnologie schon seit einigen Jahren den Kult des Primitiven wiederbelebt und die Soziologie sich – allerdings minder nachdrücklich – der *Marginalomanie*, der Apologie der Abweichung verschrieben hat (in Frankreich mit Soziologen wie Edgar Morin oder Georges Lapassade).

Dieses Phänomen ist in mehrfacher Hinsicht bezeichnend. Es bezeugt zunächst einmal die Wiederkunft von Themen, die die Literatur schon seit langem pflegt. Zudem wird deutlich, daß die theoretischen Schranken zwischen Literatur und Humanwissenschaften ins Wanken geraten. Über Artaud zu schreiben ist eigentlich nur noch möglich, indem man wie Artaud schreibt oder aber in einem Stil, der die schizophrene Dekonstruktion des Diskurses in eine kritische Schrift überträgt (vgl. den älteren Essay von Charbonnier über Antonin Artaud und neuerdings den *Anti-Ödipus* von Deleuze und Guattari<sup>2</sup>). In einem weiteren Sinn wird die Schrift selbst, als Tätigkeit des Geistlichen und Gelehrten, durch diese Introjektion des Objekts der Untersuchung in das Subjekt der Schrift in Zweifel gezogen. Diese Revolution ist bereits von den Surrealisten theoretisiert und praktiziert worden, doch hatten diese bis vor kurzem keinen entscheidenden Einfluß auf den universitären Stil, von einigen Ausnahmen wie dem Ethno-

logen-Dichter (Ex-Surrealisten im übrigen) Michel Leiris abgesehen. Man kennt (oder kennt nicht) unter anderen experimentellen Texten der Surrealisten die berühmte Plagiat-Pastiche-Parodie auf pathologische Anwendungen von Eluard und Breton: *Die unbefleckte Empfängnis*. Hier handelte es sich freilich um »Simulations-Versuche« und noch nicht um Versuche einer vollständigen Umkehrung der Beziehungen zwischen dem Aussage-Subjekt und dem Subjekt der Aussage, noch nicht um jene Objektivierung des Subjekts durch das »Objekt« der Untersuchung, wie sie sich heute in einigen Erscheinungsformen der Schizolatrie findet. Auch in der Ethnologie und Soziologie vollzieht sich die Transsubstantiation zum Teil durch die Schrift (Verwendung journalistischer Kürzel oder stilistischer Formen, die an »Schiffstagebücher« erinnern), zum Teil aber auch durch die Bedeutung, die Bildern und graphischen Darstellungen beigemessen wird. Doch sowohl in der Psychoanalyse als auch in den Sozialwissenschaften ist die Grenze der Überschreitung bislang stets die Sprache als Medium des intellektuellen und affektiven Austauschs gewesen. Die Texte der Schizo-Verehrer und Marginalomanen zerbrechen die Sätze und Wörter nicht wie Dada, Artaud oder die »Lettristen« es taten. Man bleibt bei der dezenten Überschreitung à la Andre Breton, reckt sich in pfäffischer Manier (in einem sehr »gesunden« Gleichgewicht von kritischem Wort und poetischem Wort) und macht so den Bruch des Diskurses und die endgültige Unmöglichkeit, weiterhin einen Spezialdiskurs zu führen

(einen rein poetischen, rein kritischen oder rein theoretischen usw. Diskurs), zu *spektakulären* Ereignissen.

In den Sozialwissenschaften ist bereits die Dichotomie zwischen einem meist pedantischen Text und den fünfzig Seiten Tabellen, Statistiken und Kurven, die den Schluß eines solchen – der Rhetorik des 13. Jahrhunderts würdigen – Diskurses zu bilden pflegen, Ausdruck eines tragikomischen Bruchs gewesen. Beim Psychiater zeigt sich dieser Bruch, der nicht länger vom Avantgarde-Dichter, sondern vom praktizierenden – freilich oft von der avantgardistischen Poesie beeinflussten – Forscher gelebt und ausgedrückt wird, auf weniger intensive Weise. R. D. Laing stellt seinen Essay *The Politics of Experience*<sup>3</sup> neben einen »freien« Text mit dem Titel *The Bird of Paradise*. Cooper beendet sein Buch *The Death of the Family* mit mehr oder weniger persönlichen und poetischen Texten. Die Aufsatzsammlung über die Heidelberger Affäre, im Französischen unter dem Titel *Psychiatrie politique* erschienen, hält von Anfang bis Ende den seriösen Tonfall kritischer Schrift durch. Das gleiche gilt für *Die negierte Institution* von Basaglia und seinen Mitarbeitern, obwohl hier die vielen Interviewpassagen die Einheit des kritischen Diskurses teilweise sprengen. In Frankreich mußte man auf *Les murs de l'asile*<sup>4</sup> von Gentis warten, um den Artaud-Kult endgültig den Privatgesprächen und Allusionen entrisen zu sehen: Die daraus folgende Einwärtsbeugung der Sprache verdankt sich ebenso sehr Celine wie Artaud ...

Dasselbe läßt sich von dem schon erwähnten *Anti-Ödipus* sagen. Zwanzig Jahre lang behielt die Mehrzahl der Texte, die im Rahmen der französischen institutionellen Psychotherapie entstanden sind, die ganze Rigidität der medizinischen und psychoanalytischen Sprache bei und setzte die kritischen Ausführungen deutlich gegen die klinische Nosographie ab. Aber im Vergleich zur ethnologischen und soziologischen Literatur haben die Schriften psychoanalytischer und psychiatrischer Provenienz dennoch einen klaren Vorsprung, was die Infragestellung des Kommunikationsmediums und die Beleuchtung der Verstrickung in den Gegenstand der Erkenntnis anlangt.

Schließlich muß das hier angezeigte Phänomen auch als Folge eines gewollten oder schlicht konstatierten Verfalls der Sozial- und Humanwissenschaften gedeutet werden. Freud schrieb wie ein Philosoph und Durkheim wie ein Minister, wann immer sich Gelegenheit dazu bot, d. h. wann immer sie ihren klinischen oder soziologischen Rahmen verließen. Die Psychoanalytiker haben in der Folge die Gewohnheit ausgebildet, in der possierlichen Sprache der Mediziner zu schreiben und manchmal wie die Philosophen. Die Soziologen ihrerseits haben sich in einer technischen Schreibweise versucht, welche faktisch von einer Metasprache aufgesogen wurde, die bedeuten sollte, ihr Diskurs sei Wissenschaft und nicht eine von der Rhetorik der Grandes Ecoles abgesahnte Ideologie. Die Ethnologen wiederum haben das nackte und halb bearbeitete Material und eine phänomenologische Sprache gewählt,

die der bloßen Beschreibung und ihren unlösbaren Implikationsproblemen entspricht. Wie dem auch sei, jedenfalls taucht genau in diesem Kontext einer Dekonstruktion des »wissenschaftlichen« Diskurses die Problematik des Analysierenden auf. Sie trägt mit mehr oder weniger großem Geschick dem gewollten oder konstatierten Verfall der Sozialwissenschaften Rechnung. Sie versucht, gleichermaßen die psychoanalytischen, ethnologischen und soziologischen Romantizismen als Zeichen eben dieses Verfalls zu überschreiten und eine *Gegen-Soziologie* zu errichten, die weder eine interdisziplinäre Synthese toter Disziplinen noch eine Synthese ihrer Negationen (kritische Soziologie, Anti-Psychiatrie, Anti-Ethnologie usw.) wäre. Wenngleich hier die gesellschaftliche Praxis das konfus erwartete Konzept nicht hervorgebracht hat, so bleibt es dennoch eine Tatsache, daß die »in der Luft liegende« Idee die einer Praxis der sozialen Intervention ist, die die Schranken zwischen Sozialwissenschaft und revolutionärer Theorie einerseits und jenen nicht vom Logos der Sozialwissenschaft oder der revolutionären Theorie vereinheitlichten sozialen Aktionen andererseits aufzubrechen vermag.

Sieh an, nun habe ich sie also nicht wiederaufgemacht, meine Klammern. Ist dieser vorläufige Sieg über die Diskontinuität eine Revanche der Positivität gegen die Negativität? Schon möglich. Also muß der volle Diskurs, den ich in Umrissen entworfen zu haben meine, von neuem dekonstruiert, muß die Negativität wiedergefunden werden, die ich für kurze Zeit zurückweisen oder austreiben zu

können glaubte. Zu viele Positivisten, die sich selbst nicht als solche erkennen (von den anderen ganz zu schweigen), massakrieren die gesellschaftlichen Verhältnisse. Ihre »Internationale« hat schon vor langem jene Internationalen erstickt, die in direkter Linie von der Dialektik abstammen vermeinen. Dabei haben bereits deren Theoretiker, von Hegel über Marx zu Lenin, im Namen von so positiven und universalen Werten wie dem des Staats oder der Produktion diese Dialektik fast vollständig liquidiert. Arbeiter des Positiven, trennt euch! Und ihr, Arbeiter des Negativen, vereinigt euch!

Gegen die Utopie der vollen Schrift setzen die Spezialisten ihre unterirdischen Schlupfwinkel; und der Verzicht auf Spezialisierung begleitet – allerdings in einem neuen Kontext – die Problematik der vollen Schrift: Es wird notwendig, den so erfahrenen und nicht bloß theoretisch wahrgenommenen Widerspruch zu überschreiten.

Dadurch wird die Problematik um die ganze zuvor verdrängte »Konkretheit« angereichert. Ich stelle mir im Augenblick die Frage, wie dieser Text fortgesetzt werden könnte, den mit meiner Unterschrift zu beschließen ich soeben versucht war (und ich habe der Versuchung nicht widerstanden). Es gibt mehrere Möglichkeiten, die ich weiß-nicht-wo-hin führen. Ich kann von den Problemen sprechen, die die »Forschung« aufwirft, wenn man verheiratet, Vater eines Kindes und Professor an der Universität ist. Oder ich kann in der theoretisch-lyrischen Bahn

fortfahren und das Thema der Analysierenden weiter entwickeln. Ich kann die poetische Schrift, die automatische usw. Schrift ausprobieren. Die Zeitläufe begünstigen eine kohärente intellektuelle Wahl um so weniger, je weiter die historischen Fälligkeiten zurückliegen und je unvermeidlicher sie gleichzeitig erscheinen (habe ich mich klar ausgedrückt?). Na gut, Nerval hat das besser gesagt als ich, und damit habe ich Gelegenheit zu einer weiteren kleinen Collage, dieses Mal auf der Grundlage einer durchaus hochmodischen »Schizo«-Literatur.

»Wir lebten damals in einer sonderbaren Epoche, wie sie gewöhnlich auf Revolutionen oder den Verfall großer Staatsformen folgen. Vorbei war es mit der heroischen Galanterie der Frondezeiten, der eleganten und aufgedonnerten Lasterhaftigkeit der Regentschaft, der Skepsis und den tollen Orgien der Zeit des Direktoriums. Es gab ein Gemisch von Geschäftigkeit, Zögern und Trägheit, glänzenden Utopien, philosophischen oder religiösen Bestrebungen, verschwommener Begeisterung mit einem Einschlag von gewissen Renaissance-Instinkten, Bedauern über beigelegte Zwistigkeiten und ungewissen Hoffnungen.« (*Sylvie*, Kap. I).<sup>5</sup>

Welch treffende Schilderung der 1830er Jahre, jener Epoche zwischen der Revolution von 1789 und der, die kommen wird, kommen muß: der von 1848. Aber wir sind weder zwischen 1789 und 1848, noch zwischen 1848 und 1871, noch zwischen 1871 und 1917, noch zwischen 1917 und 1936, noch zwischen 1936 und 1968 – und noch viel weniger zwischen der Veröffentlichung des *Contrat social*

und der Einberufung der Generalstände. Wir sind heute zwischen all diesen Daten und Epochen, die nur noch dazu dienen, unser historisches Gedächtnis zu zerschneiden, einerseits und der Neuen Welt, dem großen Supermarkt der Geschichte, der morgen oder übermorgen seine Türen öffnen wird, andererseits. Und weiter?

Wenn ich kurz die Bühne entlanggehe, finde ich mich mit ganz simplen Problemen wieder, zum Beispiel dem folgenden: Wie (und warum?) verständlich machen, daß das, wovon ich mit Nachdruck zu sprechen scheine, nämlich die institutionelle Analyse, allein in Beziehung zu einer bestimmten Anzahl von Bedingungen existiert, die sie nicht nur überschreiten, sondern die sie konstituieren. Wollte ich eine didaktische Darlegung der institutionellen Analyse geben, so würde ich die folgenden drei »Ebenen« unterscheiden: a) Die I. A. im Kontext der sozialen Intervention im allgemeinen, einschließlich der revolutionären Intervention; b) die I. A. im Kontext der Interventionsmethoden (und anderer Methoden) von Soziologie, Ethnologie, Psycho-Soziologie, Psychoanalyse usw.; c) die I. A. im Rahmen ihrer eigenen parallel laufenden oder divergierenden Tendenzen, die sich gegenseitig Konkurrenz machen, um das Erbe von Humanwissenschaften, Psychiatrie, Pädagogik, ja sogar das Erbe der »revolutionären Theorie« zu liquidieren.

Sind die Arbeiter des Negativen Revolutionäre ohne Revolution – um die Formulierung aufzugreifen, die ein Surrealist auf eben diese surrealistische Bewegung an-

gewandt hat? Möglich, doch dürfte eine solche Situation nicht mehr trügen als eine, die durch eine Revolution ohne Revolutionäre entsteht ... Die institutionelle Analyse ist keine revolutionäre Interventionsmethode, denn es gibt keine einheitliche Methode, die ein für alle Mal als revolutionär gelten könnte. Es gibt keine theoretisch-metaphysische Absicherung, die dem Sozioanalytiker zwischen utopistischer Praxis und reformistischer Praxis bestätigen würde, daß er im »Sinn der Geschichte« handle (ich habe gerade gedacht – und schon sind die Klammern wieder da –, daß mein kleiner Entwurf einer didaktischen Darlegung der institutionellen Analyse sich wohl in hohem Grade der Tatsache verdankt, daß der Universitätsbetrieb wieder beginnt – ich werde heute meine erste Veranstaltung haben – und daß ich mir jedesmal zu Semesteranfang sage, daß ich ein paar »Tricks« finden müsse, um die Studenten wenigstens vorläufig zu »fesseln«). Aber wie läßt sich das großartige Projekt verwirklichen, das in der 10. Nummer von *L'Internationale Situationniste* (S. 73) vorgeschlagen wird: »In unserer Zeit ist ein dialektisches Buch nicht bloß ein Buch, das einen Gedankengang dialektisch darlegt; es ist ein Buch, das die eigene Beziehung zu der wirklich zu verändernden Totalität erkennt und einkalkuliert.« Die »Totalität« – das ist ohne Zweifel ziemlich ambitiös, denn das setzt voraus, daß die Analyse der Totalität von einer einzigen Person geleistet werden könne, was einem Konzept von Totalität als sich bewegender Gesamtheit der Bestimmungen hef-

tig widerspricht, dafür aber ganz gut »sitzt«, wenn man sich eine platte und abstrakte Vorstellung von dieser sogenannten Totalität macht. Insoweit, als die institutionelle Analyse auf Totalität zielt, besteht ihr Prinzip genau in der Kollektivität. Zudem ist das Projekt eines »dialektischen Buches« unmöglich, wenn es so einfach und ausschließlich wie in der zitierten Passage formuliert wird. Hinzuzufügen wäre, daß die Unmöglichkeit, als einzelnes Individuum eine Untersuchung der Totalität durchzuführen, gewisse fundamentale Konsequenzen hat sowohl für das Schreiben im allgemeinen als auch für die Produktion eines Buchs im besonderen. Die erste Konsequenz scheint mir zu sein, daß das »Kalkül« meiner eigenen Beziehung zu der »wirklich« zu verändernden Totalität auf dem Papier nichts anderes sein kann als die Simulation einer kollektiven Analyse. Weil die »wirkliche Veränderung« der Totalität Teil dieser Totalität (der Bewegung, der sie konstituierenden Negativität) ist, ergibt sich als zweite Konsequenz, daß die Bewertung und die Aktion der Veränderung ebenfalls nur kollektiv geschehen können, was sowohl die individuelle Absicht auf Veränderung als auch das daraus folgende Bild der Totalität mit einem utopischen Zug versieht. Aber sind wir damit nicht wieder bei der Ausgangsproblematik der mikro-sozialen Aktion (der die individuelle Aktion näher steht als die makro-soziale Aktion) und des Indikators oder des Induktors oder des Analysierenden der »wirklichen Veränderungen«, die wirklich *hic et nunc* wahrnehmbar sind, angelangt?

Ich habe die Arbeit an diesem Text für einige Tage unterbrochen: Ich war in Paris, habe die lehrenden und studierenden Freunde in Nanterre wiedergesehen, wo ich weiterhin gelegentlich unterrichtete, habe diskutiert und über diese Gespräche viel nachgedacht, zum Beispiel über das, was Françoise, die nach Paris gekommen war, um an einem Kursus in »Bio-Energetik« (einer vom späten Wilhelm Reich inspirierten Methode des körperlichen Ausdrucks) teilzunehmen, über ihre Entdeckungen von Sitzung zu Sitzung erzählte. Auf der Heimfahrt im Zug habe ich mir Notizen gemacht, dann später nochmals beim Lesen von Büchern über die Französische Revolution (alten Büchern, die den Vorzug haben, ihre zeitliche Bedingtheit offen kundzutun, was selten der Fall ist bei einem modernen Werk, das in die uns umgebende Ideologie und die falschen Evidenzen unserer Epoche getaucht ist). Viele Ideen schienen mir zur Fortsetzung des vorliegenden Textes geeignet. Es muß auch gesagt werden, daß ich mir in Paris einige Bücher, Broschüren und neuere Zeitschriften gekauft habe. Und wie gewöhnlich, seit ich mir Bücher kaufe oder leihe (seit ich vierzehn oder fünfzehn war), grenzt der Genuß beim Umgang mit Ideen oder Fakten an Lust.

Wie aber Ordnung in meine Gedanken bringen? Wäre nicht die Unordnung bezeichnender als die Ordnung, wie Pascal sagen würde? Doch bezeichnender für was und für wen? Und damit falle ich wieder in die Literatur des »Schiffstagebuch«-Genres zurück, an dem ich während meiner ganzen Jugendzeit und darüber hinaus die größte Freude hat-

te (zahllose gefüllte Hefte, zu welchem Zweck?). Vielleicht würde mir der Versuch einer graphischen Darstellung, die weniger linear als die Schrift wäre, Collagen, Zeichnungen oder Photos besser liegen, doch bin ich mir nicht sicher, daß das Medium, das meinen Text und andere Texte (Sartre, Basaglia, Castel, Foucault ...) transportieren soll, dazu taugt. Im übrigen bin ich einfach zu träge, mich auf einen Kraftakt mit dem Verleger (dessen Name ich noch nicht einmal kenne) einzulassen; die Verleger, bei denen ich gewöhnlich publiziere, kosten mich schon genug Energie ...

Die andere Lösung wäre, diese Ideen ruhenzulassen und eine günstigere Gelegenheit abzuwarten: Die Welt wird nicht untergehen, wenn sie in den kommenden Monaten nichts davon erfährt. Bis dahin kann ich mich mit »Tupfern« begnügen, in der Art gewisser Philosophen und Essayisten, deren Methode ich allerdings zugegebenermaßen überhaupt nicht schätze: falsche Perspektiven, gemalt auf falschem Marmor. Ich werde es trotzdem tun, es wird sich erweisen, was dabei herauskommt.

Nein, ich werde jene famosen »Ideen«, die ich im Zug notiert hatte, doch nicht wild durcheinandergewürfelt überliefern. Mehrere Wochen sind vergangen. Ich habe Basaglia bei seinem letzten Besuch in Paris getroffen, und wir haben gut zwei Stunden miteinander gesprochen. In diesem Gespräch haben sich zwei oder drei neue Aspekte ergeben. Zum einen hat mir Basaglia erzählt, was gerade in Görz passiert, daß man die psychiatrische Institution

auflösen und nicht langsam zugrunde gehen lassen wolle. Das Pflegepersonal habe den anderen, für die »geistige Gesundheit« zuständigen Institutionen vorgeschlagen, die meisten Kranken freizulassen, bevor sie von der psychiatrischen Institution tatsächlich krank und verrückt gemacht werden. Zum anderen habe ich erfahren, daß Thema und Arbeitstitel des Sammelbandes, an dem ich mitarbeite, lauten: »Der Intellektuelle, der Techniker, die Praxis und die Institutionen«. Das stimmt nicht schlecht mit dem bislang von mir Geschriebenen überein, obwohl ich in meinen Überlegungen die Problematik des Intellektuellen nicht sehr weit vorangetrieben habe.

Als ich von den Vertretern der französischen Variante der institutionellen Psychotherapie sprach, die ich einigermaßen gut kenne, glaubte ich heraushören zu können, daß Basaglia nicht völlig mit ihnen einig gehe. Es ist freilich wahr, daß die institutionelle Psychotherapie es trotz scheinbar radikaler Infragestellungen noch immer nicht geschafft hat, aus ihrem Psychoanalytismus herauszukommen, aus ihrer quasi-religiösen Verbeugung vor der psychoanalytischen Ideologie, und sei diese auch von Lacan und Marx revidiert und berichtigt (der arme Marx, ausgerechnet er, dessen »Psychologie« zwangsläufig die seiner Zeit war und dessen Ideologie der »Bedürfnisse« sich nur unter größten Schwierigkeiten mit der Problematik des Wunsch-Begehrens zusammenbringen läßt, selbst wenn dieses in produktive oder produktivistische »Wunschmaschinen« transformiert wird).

Was mir aber schließlich in meinem Gespräch mit Basaglia am meisten zu denken gegeben hat, ist folgendes: Als ich ihn vor die Wahl zwischen dem vorliegenden (damals in groben Zügen skizzierten) Text und einer Monographie der Interventionsarten stellte, bevorzugte er sichtlich das letztere. Als ich darüber nachdachte, habe ich mir gesagt, daß eine solche Arbeit – so nützlich sie auch in bestimmten Momenten sein könnte – mich daran hindern würde, meine Einbildungskraft frei auf die beiden zentralen Konzepte der institutionellen Analyse zu richten: den Analysierenden und die Implikation des Intellektuellen-Praktikers. Sicherlich spricht für eine Monographie, daß ich da den Stellenwert konkret illustrieren könnte, der dem Analysierenden und der Implikation des Analytikers in der Intervention zukommt. Das habe ich auch bereits in einigen monographischen Beschreibungen getan. Aber kann denn eine solche Art »empirischen Beweises« jemanden überzeugen, der nicht ohnehin schon von der »Wirksamkeit« und der »Wissenschaftlichkeit« der Methode überzeugt ist? Zudem gibt es im allgemeinen nichts Langweiligeres als eine wissenschaftliche Monographie, selbst wenn sie marginale Gruppen, zum Beispiel ausgeflippte Studenten oder vom Zweifel befallene Christen, zum Gegenstand hat. Ich habe also beschlossen, in der einmal begonnenen Weise über das Thema der *Arbeiter des Negativen* fortzufahren. Oder vielmehr habe ich beschlossen, als vorläufige Schlußfolgerung die folgende These vorzuschlagen (das ist mir in den Sinn gekommen beim Lesen des sehr mittelmäßigen, aber äußerst anregenden Buchs von Guy

Hocquenheim, *Le désir homosexuel*, Paris 1972): Die Problematik des Intellektuellen-Praktikers läßt sich nicht trennen von der Problematik des Intellektuellen-Revolutionärs. Dies soll nicht etwa heißen, daß dieser jenem Lektionen zu erteilen oder Beispiele zu geben hätte, ganz im Gegenteil. Die Hindernisse und Widersprüche des Intellektuellen-Praktikers (des Psychiaters, Soziologen usw.) enthüllen vielmehr das Manko ebenso der revolutionären Theorie wie der Praxis der revolutionären Intellektuellen. Dieses Manko läßt sich schematisierend wie folgt zusammenfassen: Unter den Normen bzw. institutionalisierten Sozialbeziehungen, die bei der Tätigkeit des Intellektuellen, der sich oder den man als revolutionär bezeichnet, nicht analysiert und undurchsichtig bleiben, sind in erster Linie die Trennung von Beruf und politischer Aktion sowie die Trennung von Privatsphäre und Öffentlichkeit zu nennen.

Wenn der Intellektuelle diese Trennmauer zwischen seinen bürokratischen, »wissenschaftlichen« oder »kreativen« Tätigkeiten einerseits und seinen politischen Vorlieben und Engagements andererseits niederzureißen versucht, dann empören sich die »bewußten« Revolutionäre, sprechen von »Einverleibung« und »unnötiger Provokation«. So kommt es, daß in Frankreich seit 1968 diplomierte Philosophie- oder Sportlehrer (zwei Schlüsseldisziplinen in der Institution des Gymnasiums) von ihrem Amt suspendiert, aus der Lehre ausgeschlossen wurden, weil sie sich nicht mit der Administration identifiziert haben oder weil ihre Pädagogik Wilhelm Reich mehr verdankte als

Piaget. Soeben wurde ein Arzt vom Ordnungsrat seines Amtes enthoben, weil er am Tor eines Gymnasiums einen Text verteilt hatte, in dem von der Unterweisung in Sexualpraktiken die Rede war, usw. usf. Jedesmal schreien die »Politischen« von neuem auf, gelingt es ihnen nur schlecht zu verbergen, wie sehr sie sich genieren.

Die »Politischen« genieren sich noch viel mehr und sind noch viel zorniger, wenn ein Intellektueller versucht, die Trennmauer zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit niederzulegen. Wenn einer von ihnen den Ruf eines Homosexuellen hat, so geniert das weder den Betroffenen noch dessen Kollegen. Wenn aber ein anderer in aller Offenheit seine Homosexualität eingesteht, nicht in einer großen narzißtischen oder ästhetischen Pose wie Gide, sondern in einer Analyse der Implikationen als Intellektueller-Praktiker, dann verziehen noch die »befreitesten« Geister ihr Gesicht zu einem schamhaften Lächeln und weigern sich, das Unannehmbare anzunehmen.

Von wo wird gesprochen? Von wo wird geschrieben? Uralte Fragen, die noch immer jung sind. Muß nicht die Frage nach den Beziehungen zwischen Theorie und Praxis in Wirklichkeit so lange verdeckt bleiben, wie nicht versucht wird, eine Antwort auf alle anderen *verdrängten* Fragen zu finden, solange nicht versucht wird, auf die gestammelten oder gebrüllten Antworten zu hören, welche die Analytiker unserer Praxis, die Arbeiter des Negativen, beisteuern?

*Aus dem Französischen übersetzt von Erich Tunnsen.*

Erich Wulff  
**Der Intellektuelle,  
die Praxis und die Institutionen**

Gramsci schreibt, in jeder historischen Formation bilde die herrschende Klasse einen ihren Absichten dienstbaren Typus des Intellektuellen aus. Im Zeitalter des Feudalismus war dies der Klerus, während des Absolutismus die Corona der Hofdichter und Hofphilosophen, in der Epoche des bürgerlichen Kapitalismus waren es der »freie« Schriftsteller und der »freie« Wissenschaftler. Diese Intellektuellen konnten sich subjektiv durchaus unabhängig von der herrschenden Klasse wähnen, ja, sie verstanden sich zu Teilen sogar als kritische, oppositionelle Kraft. In Wirklichkeit freilich waren sie die »Verwaltungsbeamten des Überbaus« (Gramsci). Nizan bezeichnete die Philosophen geradezu als »die Wachhunde der Bourgeoisie«.

Nun sind die Interessen der Intellektuellen im Zeitalter des Monopolkapitalismus mit denen des Kapitals keineswegs mehr immer identisch. Eine kleine Gruppe von ihnen wird hoch bezahlt; in ihrer Mehrzahl jedoch sind sie deklassierte Klein- oder Mittelbürger, die unregelmäßige, meist niedrige Einkommen beziehen oder einen ungesicherten Arbeitsplatz haben. Die wachsende Konzentration im Kulturbetrieb, in der Presse, im Fernsehen, beim Theater hat ihre Lage noch prekärer gemacht. Auch bei der technischen Intelligenz kommt es zunehmend zu ei-

ner Aufspaltung in einige wenige kreativ arbeitende »Spitzenkräfte« und eine Mehrzahl von Technikern und Ingenieuren, die sich, was Lohnabhängigkeit, Arbeitsplatz und Einkommen angeht, immer weniger von Facharbeitern unterscheiden. So läßt sich denn die Proletarisierung der Intellektuellen auch von diesen selbst nicht länger übersehen. Ihre steigende gewerkschaftliche Organisierung ist nur die logische Folge dieser Entwicklung. Die objektive Lage der Intellektuellen in unserer Gesellschaft bringt es also mit sich, daß ein Teil von ihnen – insbesondere der proletarisierte – aufgrund seiner gemeinsamen Interessen mit der Arbeiterschaft zunehmend als deren Bündnispartner in Betracht kommt.

Welches sind nun in einem solchen Bündnis die Aufgaben des Intellektuellen? Ich will versuchen, diese Frage aus der Perspektive meiner eigenen Situation zu beantworten, der Situation eines psychiatrischen Hochschullehrers, also eines Angehörigen der technischen Intelligenz in der Bundesrepublik, der nicht im Bereich der Produktion, sondern im Dienstleistungssektor seinen Arbeitsplatz hat.

Wie inzwischen jedermann weiß, befinden sich die psychiatrische Krankenversorgung und die psychiatrische Lehre in der Bundesrepublik in einem desolaten Zustand. Große Verwahrungskrankenhäuser mit tausend und mehr Betten, weit abgelegen von den städtisch-industriellen Ballungsräumen, überwiegen, Vorsorge und Nachsorge finden kaum statt, die Behandlungszuständigkeiten und die Trägerschaften der verschiedenen Institutionen

sind hoffnungslos zersplittert. Im Unterricht dominiert oft noch eine Patienten- und therapiefeindliche Ideologie, die unverändert psychische Störungen als »anlagebedingt« oder als Abnormitäten deklariert. Die ambulanten Patienten werden meist mit Medikamenten abgespeist, die stationären der Willkür eines Pflegepersonals überlassen, das nicht für verständnisvolles Eingehen auf die Kranken, sondern für die Aufrechterhaltung von Sauberkeit, Ruhe und Ordnung auf der Station von Ärzten und Verwaltung honoriert und befördert wird.

Die psychiatrische Forschung ist in keiner besseren Lage. Über Bedingungen am Arbeitsplatz, in der Wohngegend, in der Lebensweise, die das Krankheitschicksal eines Patienten durchaus prägen und möglicherweise für die Entstehung psychischer Krankheiten mitverantwortlich sind, ist außer Vermutungen und Einzelbeobachtungen kaum etwas bekannt geworden. Entsprechende Forschungsprojekte stoßen auf aktiven oder passiven Widerstand der Betriebe und Behörden. Es besteht kein Zweifel, daß es im Interesse der Patienten und derjenigen, die dies werden könnten, läge, diese Verhältnisse so schnell und gründlich wie nur möglich zu verändern, vor allem im Interesse derjenigen, die sich optimale Behandlungen in Privatstationen und Sanatorien nicht kaufen können, also der lohnabhängigen Bevölkerungsmehrheit.

Was kann ein Intellektueller, der in der Psychiatrie arbeitet, dazu beitragen? Er kann aufzuzeigen versuchen, warum die Psychiatrie so ist, wie sie ist: in einer struktur-

analytischen Untersuchung, die sozioökonomische, politische, ideengeschichtliche und technologische Faktoren und Entwicklungen berücksichtigt. Auf diese Weise könnte sichtbar gemacht werden, welche Interessen und Gruppen von der Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Zustände profitieren. Dies wäre eine Aufgabe der »kritischen« Psychiatrie – eine sicherlich dringliche und notwendige Aufgabe. Wer sie in Angriff nähme, würde von der herrschenden Lehre vermutlich der Unwissenschaftlichkeit bezichtigt, wahrscheinlich jedoch schlicht ignoriert oder als »Literat« oder »Philosoph« belächelt werden. Ernstlich beunruhigt würde so weder das psychiatrische Establishment noch die Behörde. Allenfalls könnte die wissenschaftliche Karriere eines solchen Psychiaters erschwert werden. Das Feld der theoretisch-kritischen Psychiatrie ist also durchaus ein Freiraum – wenn nicht gar eine Spielwiese –, der den Intellektuellen, obschon eher widerwillig, überlassen ist. Doch läßt die öffentliche Toleranz selbst in diesem Bereich erheblich nach, sobald die Analyse sich Themen der Honorare, des Budgets, der Verteilung öffentlicher Mittel zuwendet. Der ärztlichen Ideologie zufolge gilt es als unfein und nicht standesgemäß, derartige Fragen in der Öffentlichkeit zu erörtern.

Schwieriger wird die Situation, wenn ein Psychiater im eigenen Arbeitsbereich Mißstände aufdeckt, sie in der Öffentlichkeit – und sei es nur in der wissenschaftlichen – zur Sprache bringt. Erich Haisch im Psychiatrischen Krankenhaus Reichenau zog sich 1962 ein Disziplinar-

verfahren zu, als er, nach Heimkehr von einer Tätigkeit bei der Weltgesundheitsorganisation, die Rückständigkeit der deutschen Psychiatrie erkannte und im Krankenhaus Veränderungen vorschlug. In Heidelberg führte der Versuch, in der Universitäts-Poliklinik unkonventionelle Therapieformen einzuführen, zur Entlassung des betreffenden Arztes (Dr. Huber). Prof. Dr. Flegel wurde aus dem Psychiatrischen Krankenhaus Berlin-Wittenau entfernt, weil er – noch während seiner Probezeit als ärztlicher Direktor – vorsichtige Reformen des inneren Klinikbetriebes eingeleitet hatte. Versucht ein Stationsarzt, selbständig etwas zu ändern, so läuft er Gefahr, seine Stellung zu verlieren. Auch geringfügige Reformen sind nur dann durchführbar, wenn ihre Urheber sich vorher die zur Verwirklichung von Reformen erforderlichen Machtpositionen erobern. Gelingt ihnen dies nicht, so wird ihnen selbst der bescheidenste Reformvorschlag als Akt der Rebellion ausgelegt. Der Unterschied zwischen Reform und Rebellion läßt sich nicht inhaltlich bestimmen, sondern einzig nach dem Kriterium, ob sie legal oder unter Nichtbeachtung geltender Gesetze, Vorschriften und Anordnungen betrieben werden. Subversiv inszenierte Reformen werden in aller Regel schnell entdeckt und fliegen dann auf. Dies hat für diejenigen, die am Arbeitsplatz zurückbleiben, einen deprimierenden Effekt – es suggeriert, daß keinerlei Wandel möglich sei. Wird ostentativ gegen Vorschriften verstoßen, um einen humaneren Umgang mit den Patienten durchzuset-

zen, so bleibt der Impuls meist schon in den Anfängen stecken. Gelegentlich gelangen auf diese Weise erschreckende Sachverhalte an die Öffentlichkeit. Ärzte, die solcher Bemühungen wegen schwere Nachteile – Arbeitsplatzverlust, Desavouierung bei den Kollegen, ständische Ächtung – in Kauf nehmen, verdienen unseren Respekt, ja unsere Bewunderung. Aber man muß sich darüber im klaren sein, daß dieses Verfahren der praktischen Kritik eine Waffe ist, die schnell stumpf wird. Nach der – wenn auch öffentlich wirksamen – Entlassung der Kritiker bereitet sich bei den in den Institutionen Zurückgebliebenen Resignation aus. Sich Machtpositionen zu erkämpfen, ist nicht leicht. Einige Reformer haben dies über eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere versucht. In der Strategie der Durchsetzung von Veränderungen ist dieser Weg wohl unumgänglich. Andererseits genügt er nicht. Abgesehen davon, daß viele unterwegs hängengeblieben sind und nach Erreichung ihres Ziels die einst geplanten Reformen aus dem Sinn verloren haben, führt individueller Erfolg stets nur zu punktuellen, isolierten Strukturkorrekturen. Und selbst diese lassen sich nur dann weitertreiben, wenn es Entscheidungsgremien gibt, die sie, unabhängig von der Person des Chefs, unterstützen. Die Hauptaufgabe der Angehörigen der technischen Intelligenz muß es also sein, die Veränderungen, die im Interesse der Lohnabhängigen liegen und auf legale Weise eingeführt werden können, institutionell zu verankern. Die Voraussetzung dafür ist der »lange Marsch durch

die Institutionen«, von dem Rudi Dutschke schon 1967 sprach.

Vergleicht man die Situation in der Bundesrepublik mit derjenigen in Frankreich oder Italien, wo es kommunistische bzw. kommunistischsozialistische Mehrheiten in Stadt- oder gar Regionalparlamenten und entsprechend zusammengesetzte Verwaltungen gibt, die insbesondere auf dem Ausbildungs-, Sozial- und Gesundheitssektor wichtige Reformen möglich gemacht haben, so wird rasch deutlich, daß dieser »Marsch« hierzulande kaum erst begonnen hat. Er muß übrigens in einem ständigen Wechsel zwischen zwei Verfahrensweisen vor sich gehen: Einerseits muß im Rahmen der geltenden Vorschriften ein Maximum an Umwandlungen im Interesse der Betroffenen erreicht werden. Andererseits muß man versuchen, durch neue Mehrheiten günstigere Vorschriften, Verordnungen und schließlich gesetzliche Bestimmungen zu erwirken. Die Bedingung für diese Form des politischen Kampfes, dessen Strategie und Taktik zu planen eine besondere Aufgabe der Intellektuellen sein sollte, ist allerdings die Einführung von Mitbestimmung in allen Institutionen. Ist diese nicht gewährleistet, so wird der »Marsch durch die Institutionen« zwangsläufig zu der »infiltrativen« Unterwanderung, der konspirativen Eroberung von Machtpositionen, als die ihn die bürgerliche Presse von Anfang gebrandmarkt und gleichzeitig verharmlost hat. Kann ein solcher Kampf jedoch tatsächlich geführt werden, so enthält er folgende Momente, die ihn auch bei vorläufig

sehr begrenzten Zielsetzungen bedeutsam und sinnvoll machen: Erstens gebietet er, Bündnisse zu schließen, noch Unentschlossene zu überzeugen und den Entschlossenen klarzumachen, daß sie allein keinen Erfolg haben können. Zweitens stärkt er die Solidarität derer, die ihn gemeinsam führen, und verleiht ihnen, wenn er Ergebnisse zeitigt, das erforderliche Selbstbewußtsein und den nötigen Mut zu seiner Fortsetzung. Drittens haben die erkämpften Veränderungen auch Modellcharakter; sie machen selbst dort, wo sie noch nicht stattfinden konnten, sichtbar, was unter den gegenwärtigen Verhältnissen möglich und realisierbar ist. Viertens macht ein solcher Kampf um vernünftige Veränderungen dort, wo diese an die Grenze stoßen, jenseits derer das Kapital Einbußen seiner Profite nicht mehr hinzunehmen bereit ist, die Widersprüche der kapitalistischen Produktionsweise auch in ihren modernsten Formen deutlich. Diese Widersprüche – sonst immer wieder zugedeckt oder nur abstrakt analysiert – werden so konkret, d. h. bei der Veränderungsarbeit selber, erfahrbar. Die Aufgabe der Intellektuellen wäre es also, solche Veränderungen zu betreiben und sie zusammen mit allen Mitarbeitern am Arbeitsplatz durchzusetzen, damit ihr Modellcharakter *und* die Grenzen ihrer Verallgemeinbarkeit hervortreten, und zugleich die ideologischen Nebel zu lichten, in deren Schutz das Kapital Reformen für Beweise der »Vitalität« und der Leistungsfähigkeit des marktwirtschaftlichen Systems auszugeben sucht. Verändernde Praxis und kritische Analyse ihrer Möglichkeiten und Grenzen gehören also

durchaus zusammen. Die Praxis allein ist blind und affirmativ, abstrakte Analyse allein ist unverbindlich, zynisch oder dogmatisch. Die Rolle der Intellektuellen besteht darin, Theorie und Praxis miteinander in Beziehung zu setzen, die Praxis theoretisch zu erhellen, die Theorie in die Wirklichkeit zu übersetzen und so den Zusammenhang zwischen Reformen und politischem Kampf sichtbar zu machen.

Zu den Besonderheiten der Lage der Intellektuellen in der Bundesrepublik gehört allerdings auch, daß politische Arbeit und erst recht politische Organisation schwerwiegende Folgen für ihre wirtschaftliche und berufliche Existenz nach sich ziehen können. Der Radikalen-Erlaß der Ministerpräsidenten macht den Zugang von Mitgliedern »radikaler« Parteien zum öffentlichen Dienst von der Einschätzung ihrer Verfassungstreue durch die Verwaltungsbehörden – insbesondere die politische Polizei – abhängig. Bei Mitgliedern der DKP wird bis zum Beweis des Gegenteils, der kaum jemals zu erbringen ist, praktisch grundsätzlich mangelnde Verfassungstreue angenommen. In jüngster Zeit beginnen auch private Unternehmer, zumindest soweit es die einzustellenden Führungskräfte betrifft, sich an diesem Erlaß zu orientieren.

Obwohl der »Radikalen-Erlaß« nicht nur die Intellektuellen trifft, wirkt er sich auf diese besonders nachhaltig aus. Lehrer, Hochschullehrer und Juristen, aber auch ein Teil der Ärzte und Naturwissenschaftler finden nur im öffentlichen Dienst eine ihrer Ausbildung angemessene

Existenz; von der Industrie werden sie, wenn sie als politisch verdächtig gelten, ohnehin nicht eingestellt. Entsprechendes gilt für Journalisten, die sich mißliebig gemacht haben. Sie können weder bei den großen Zeitungen noch bei Rundfunk- oder Fernsehanstalten auf eine gesicherte Arbeitsstelle hoffen, bestenfalls schlagen sie sich als freie Mitarbeiter durch, darauf angewiesen, ihre Ansichten so zu formulieren, daß sie sie verkaufen können. Was Wunder, wenn sich manche Sozialisten genau überlegen, ob sie es sich leisten können, einer linken Partei beizutreten.

Der »Radikalen-Erlaß« wirkt vor allem prophylaktisch. Er soll Intellektuelle von organisiertem politischen Engagement abhalten und nötigenfalls selbst eine lockere Zusammenarbeit mit linken Gruppen zu einem riskanten Unternehmen machen. Nicht immer wird dieser Zweck, einen »cordon sanitaire« um kommunistische oder andere linke Gruppen zu legen, tatsächlich erreicht. Trotz wachsender Risiken ziehen vor allem junge Intellektuelle immer wieder aus ihrer Einstellung auch organisatorische Konsequenzen. Zum Teil ist dies eine bewußte politische Entscheidung. Manche von ihnen geraten so freilich in eine Zwickmühle. Nicht wenige Intellektuelle, die Mitglieder der DKP oder des marxistischen Studentenbundes »Spartakus« geworden waren, bestritten ihren Lebensunterhalt nach ihrem Examen einzig durch Beschäftigungen, die ihnen die Partei oder eine andere linke Organisation vermittelte. Sie hatten keine andere Wahl, als Angestellte der politischen Gruppierungen zu werden, zu denen sie

sich bekannten. Die sehr weitgehende Abhängigkeit der eigenen wirtschaftlichen Lage (und derjenigen der eigenen Familie) von der politischen Organisation, für die man arbeitet, ist häufig nicht ohne Folgen geblieben für das Verhältnis zu dieser Partei. Der Entfaltung innerparteilicher Demokratie ist die Angst, entlassen zu werden, wenn man auch nur in Nuancen eine abweichende Meinung vertritt, sicher nicht förderlich. Da diese Abhängigkeit sich auf allen Ebenen der Führung wiederfindet, in den oberen Rängen eher noch stärker als in den unteren, droht stets die Gefahr, daß sich ein autoritärer oder bürokratischer Führungsstil ausbildet, der innerparteiliche Diskussionen oder gar Kontroversen mit einem phobischen Vorhof, mit einer Art Tabu umgibt. Die sozialpsychologischen Auswirkungen des Berufsverbots tragen also ihrerseits dazu bei, eine Partei weit über die sachlichen Erfordernisse hinaus in einen bürokratischen Apparat zu verwandeln, was viele Linke davon abhält, sich mit Kommunisten zu solidarisieren. Hinzu kommt, daß die erhebliche soziale Isolierung insbesondere der Kommunisten – oft sogar von ihrer Familie – die Partei für sie zu einem Objekt gesellschaftlicher Identifikation zu machen droht, das zu kritisieren dann mit vitalen Ängsten verknüpft ist, beispielsweise der Angst, ausgestoßen zu werden, oder der Angst vor Sinnentzug.

Diejenigen, die sich von dem Ministerpräsidenten-Beschluß davon haben abschrecken lassen, in »linksradi-kalen« Organisationen mitzuarbeiten, oder die schlicht befürchtet haben, sie verlören, wenn sie dort mitarbeiten,

Wirkungschancen in der Öffentlichkeit und Handlungsräume im Beruf, stehen jedoch ebenfalls vor psychologischen Problemen. Sie müssen vor sich selbst und ihren Freunden ihre Entscheidung rechtfertigen, sich organisatorisch nicht festgelegt zu haben und »unabhängige« kritische Intellektuelle geblieben zu sein. Schuldgefühle gegenüber denjenigen, die den Schritt in die Organisation trotz erwartbarer beruflicher Nachteile getan haben, mögen sich dann einstellen, und sie müssen entweder geklärt oder durch intellektuelle Legitimationsanstrengungen niedergehalten werden. In dieser Situation verstärkt sich der Wunsch nach einem »linken« und kritischen, jedoch nicht kommunistischen Denkkonzept. Während des kalten Krieges und seiner Nachwehen hat die Kritische Theorie der Frankfurter Schule diese Wunschlücke teilweise ausgefüllt. Parteipolitische Unabhängigkeit, Kritik an den »bestehenden« Verhältnissen im Faschismus ebenso wie im Kapitalismus und im Kommunismus, kurz, ein Elite-Sozialismus werden so leicht zu »Wesenszügen« der Intellektuellen stilisiert, die sich dann als eine Art Weltrichter gerieren. Ich nehme an, daß das KPD-Verbot damals und der »Radikalen-Erlaß« heute durchaus etwas mit der Zustimmung zu tun haben, den derlei kritische Konzepte bei Intellektuellen gefunden haben und finden.

Das Dilemma bleibt bestehen: Die Kritik am Sozialismus und die Kritik an der Parteiarbeit von außen bleiben oft unverbindlich, zynisch und abstrakt. Sie passen zu den Selbstlegitimationswünschen und den Schuldgefühlen

derjenigen, die sich gescheut haben, sich politisch festzulegen. Sie halten viele davon ab, sich auf eine wirksame Weise politisch zu engagieren. Andererseits geraten unter den Bedingungen der Semi-Legalität, in welche die politische Arbeit der Kommunisten und manch anderer politischen Gruppen in der Bundesrepublik vom Staat gedrängt wird, Intellektuelle, die sich organisatorisch gebunden haben, leicht in gravierende Abhängigkeiten von der Organisation: psychisch, wirtschaftlich, gedanklich. So wird Kritik von innen zunehmend behindert; jedenfalls wird sie oft nicht mit der nötigen Klarheit und Gründlichkeit betrieben. Dieser Sachverhalt, der die Kritik von außen als einzige vernehmbar macht, erleichtert dann wiederum die Bemühungen des politischen Gegners, den Sozialismus als »totalitär« zu diffamieren. Es ist und bleibt also eine der wichtigen Aufgaben der Intellektuellen heute, darüber nachzudenken, wie dieses schwierige Dilemma aufgebrochen werden kann.

## II. Wissenschaft als Ideologie oder Die Ächtung der Bedürfnisse

# Noam Chomsky

## Psychologie und Ideologie

### I

Vor hundert Jahren beschrieb ein Sprecher des britischen Liberalismus den »Chinaman« als »eine niedere Rasse von formbaren Orientalen«.<sup>1</sup> Während derselben Jahre wurde die Anthropologie zu einer Wissenschaftsdisziplin, »die intim mit dem Aufkommen der Rassenkunde verknüpft war«.<sup>2</sup> Angesichts der Behauptungen der rassistischen Anthropologie des 19. Jahrhunderts wird ein rational denkender Mensch zwei Fragen stellen: Welchen wissenschaftlichen Status haben diese Behauptungen? Und: Welchen gesellschaftlichen oder ideologischen Bedürfnissen dienen sie? Die Fragen sind logisch nicht voneinander abhängig, doch diejenigen der zweiten Art treten naturgemäß in den Vordergrund, da wissenschaftliche Ansprüche unterminiert sind. Im Falle der rassistischen Anthropologie des 19. Jahrhunderts ist die Frage nach ihrem wissenschaftlichen Status heute kein ernsthaftes Problem mehr, und es ist auch nicht schwer, ihre gesellschaftliche Funktion zu durchschauen. Wenn der »Chinaman« seiner Natur nach formbar ist, was gäbe es dann noch gegen die Kontrollen zu sagen, die eine höhere Rasse über ihn ausübt?

Denken wir uns nun eine Verallgemeinerung der Pseudowissenschaft des 19. Jahrhunderts: Nicht nur der heid-

nische Chinese ist seiner Natur nach formbar, sondern überhaupt alle Menschen. Die Wissenschaft hat aufgedeckt, daß es eine Illusion ist, von »Freiheit« und »Würde« zu sprechen. Was einer tut, ist gänzlich durch seine genetische Ausstattung und die Geschichte ihrer Verstärkung determiniert. Daher sollten wir die beste Verhaltenstechnologie benutzen, um das Verhalten im Gemeininteresse zu formen und zu kontrollieren.

Auch hier wieder können wir die genaue Bedeutung und den wissenschaftlichen Status dieser Behauptung untersuchen, sowie die gesellschaftlichen Funktionen, denen sie dient. Und wenn die Dürftigkeit des wissenschaftlichen Status auch hier wieder deutlich zutage tritt, so ist es von besonderem Interesse, das Meinungsklima zu betrachten, in dem eine solche Behauptung ernstgenommen wird.

## II

Eine eigentümliche Version der Theorie von der Formbarkeit des Menschen bietet B. F. Skinner in seinen Spekulationen über menschliches Verhalten, die klar von seinen experimentellen Untersuchungen der operativen Konditionierung zu unterscheiden sind. Die öffentliche Aufnahme dieser Spekulationen ist von einigem Interesse. Skinner wurde verdammt als ein Bahnbrecher des totalitären Denkens und gelobt wegen seines Eintretens für eine straff gelenkte gesellschaftliche Umwelt. Er wird der

Immoralität geziehen und als Sprecher für Wissenschaft und Rationalität in den Belangen der Menschen gepriesen. Er scheint grundlegende menschliche Werte anzugreifen, wenn er Kontrolle fordert statt Verteidigung von Freiheit und Würde. Offenbar liegt darin etwas Skandalöses, und da sich Skinner auf die Autorität der Wissenschaft beruft, verdammen einige Kritiker die Wissenschaft selbst oder »die wissenschaftliche Sicht des Menschen«, weil sie solche Schlußfolgerungen zuläßt, während andere wiederum uns versichern, daß die Wissenschaft über Mystizismus und irrationalen Glauben »schon siegen« werde.

Eine eingehende Analyse zeigt, daß der Schein trügt. Skinner sagt nichts über Freiheit und Würde, obgleich er die Wörter »Freiheit« und »Würde« in verschwommenem und idiosynkratischem Sinne gebraucht. Seine Spekulationen sind bar jedes wissenschaftlichen Inhalts und geben nicht einmal Hinweise auf die allgemeinen Umrisse einer möglichen Wissenschaft vom menschlichen Verhalten. Zudem erlegt Skinner der wissenschaftlichen Forschung eine Reihe von willkürlichen Beschränkungen auf, die in sich bereits die Garantie für fortgesetzte Mißerfolge enthalten.

Was ihre gesellschaftlichen Implikationen angeht, so ist Skinners Wissenschaft vom menschlichen Verhalten dermaßen formal, daß sie sich dem Freidenker ebenso wie dem Faschisten anbietet. Wenn einige seiner Bemerkungen die eine oder andere Interpretation nahelegen, so muß betont werden, daß diese Bemerkungen ebensowe-

nig wie ihre Negationen aus seiner »Wissenschaft« folgen. Ich denke, es wäre richtiger, Skinners *Jenseits von Freiheit und Würde* als eine Art von Rorschachtest zu betrachten. Die Tatsache, daß viele meinen, das Buch weise den Weg zu Orwells 1984, ist vielleicht ein reichhaltiges Indiz für bestimmte Tendenzen in den modernen Industriegesellschaften. Ohne Zweifel kann eine Theorie der Formbarkeit des Menschen in den Dienst einer totalitären Doktrin gestellt werden. Wenn Freiheit und Würde in der Tat nur die Relikte eines überholten mystischen Glaubens sind, welchen Einwand könnte man dann noch gegen enge und effektive Kontrollen erheben, die eingerichtet werden, um »das Überleben einer Kultur« zu gewährleisten?

Angesichts des Prestiges der Wissenschaft und der Tendenzen zu zentralisierter, autoritärer Kontrolle, die sich in modernen Industriegesellschaften ausmachen lassen, ist es wichtig, ernsthaft die Behauptung zu prüfen, daß die Verhaltenswissenschaft und eine ihr verbundene Technologie die rationale Basis und die Mittel zur Kontrolle des Verhaltens liefern. Was ist tatsächlich bewiesen worden oder jedenfalls in dieser Hinsicht plausibel geworden?

Skinner versichert uns wiederholt, daß seine Verhaltenswissenschaft gewaltige Fortschritte mache und daß eine wirksame Kontroll-Technologie bereits existiere. Es ist, wie er sagt, eine »Tatsache [...], daß alle Kontrolle von der Umwelt ausgeübt wird«. <sup>3</sup> Daraus folgt: »Wenn wir den Anschein wecken, wir ließen eine Person sich selbst kontrollieren, wechseln wir lediglich von einer Art von Kon-

trolle zur anderen« (S. 102). Die einzige ernsthafte Aufgabe ist dann, weniger »aversive« und wirksamere Kontrollen zu entwerfen – ein Problem für Ingenieure. »Die Umriss einer Verhaltenstechnologie sind bereits deutlich« (S. 154). »Wir besitzen die physikalischen, biologischen und Verhaltens-Technologien, die nötig sind, ›um uns zu retten‹; das Problem besteht darin, wie man die Menschen dazu bringt, daß sie sie auch benutzen« (S. 162).

Skinner erhebt eine These zu einer Tatsache: »Verhalten wird geprägt und aufrechterhalten durch seine Folgen.« Und wenn diese vom Verhalten abhängigen oder kontingenten Folgen erforscht werden, so gilt von ihnen: »nach und nach übernehmen sie die erklärenden Funktionen, die früher Persönlichkeiten, Geisteszuständen, Empfindungen, Wesenszügen und Absichten zugeschrieben worden sind« (S. 25). »Die Verhaltenswissenschaft bedient sich der Strategien von Physik und Biologie; so vermag sie die autonome Kraft, der Verhalten gewöhnlich zugeschrieben wird, durch den Begriff der Umwelt zu ersetzen – der Umwelt, in der sich die Spezies entwickelte und in der das Verhalten der Einzelperson geformt und aufrechterhalten wird« (S. 188). Eine »Verhaltensanalyse« ersetzt somit den »traditionellen Appell an Geisteszustände, Empfindungen und andere Eigenschaften des ›autonomen Menschen‹« und »ist in der Tat wesentlich weiter fortgeschritten, als ihre Kritiker in der Regel annehmen« (S. 164f.). Menschliches Verhalten ist eine Funktion von »Bedingungen, seien sie nun genetisch oder umweltbe-

dingt«, und die Leute sollten keine Einwände erheben, »wenn eine wissenschaftliche Analyse ihr Verhalten auf äußere Bedingungen zurückführt« (S. 81) oder wenn eine Verhaltenstechnologie das Kontrollsystem verbessert. Das alles ist nicht nur demonstriert worden, vielmehr kann es auch gar nicht anders sein, als daß die Verhaltenswissenschaft nach Maßgabe ihres Fortschreitens diese Tatsachen voll und ganz bestätigt und etabliert: »Es liegt in der Natur des wissenschaftlichen Fortschritts, daß der ›autonome Mensch‹ in dem Maß seiner Funktionen beraubt wird, in dem das Verständnis für die Rolle der Umwelt wächst« (S. 64). Dies ist der »wissenschaftliche Standpunkt«, und es liegt »in der Natur der wissenschaftlichen Untersuchung, daß die Evidenz zugunsten [dieses] Standpunkts spricht« (S. 106). »Es liegt in der Natur der experimentellen Analyse menschlichen Verhaltens, daß diese die bislang dem autonomen Menschen zugeschriebenen Funktionen eine nach der anderen der kontrollierenden Umwelt überträgt« (S. 203). Im übrigen wird uns die Physiologie eines Tages »erklären, inwiefern Verhalten in einem Bezug zu vorausgegangenen Ereignissen steht, von denen es eine Funktion ist« (S. 199).

Solche Behauptungen lassen sich in zwei Kategorien einteilen; in die erste gehören Behauptungen über das, was entdeckt worden ist, in die zweite Versicherungen über das, was die Wissenschaft in ihrem unerbittlichen Fortschritt weiterhin entdecken muß. Die Annahme liegt nahe, daß die von Skinners Proklamationen hervorgerufe-

nen Hoffnungen oder Ängste oder Resignationen zum Teil aus ebensolchen Versicherungen über die Unvermeidlichkeit des wissenschaftlichen Fortschritts herrühren, eines Fortschritts hin zu dem Beweis, daß alle Kontrolle von der Umwelt ausgeübt wird, daß die Fähigkeit des autonomen Menschen zur freien Entscheidung eine Illusion sei.

Behauptungen der ersten Art müssen anhand der für sie vorgelegten Beweise geprüft werden. Im vorliegenden Falle ist das keine schwierige Aufgabe. Es wird überhaupt kein Beweis vorgelegt. Die Frage des Beweises ist in der Tat nebensächlich, wie deutlich werden wird, wenn wir uns spezifischeren Beispielen zuwenden, da die Behauptungen sich unter der Analyse in Trivialitäten oder Zusammenhanglosigkeiten auflösen. Ambivalenter sind die Behauptungen über die Unvermeidlichkeit zukünftiger Entdeckungen. Sagt Skinner, die Wissenschaft werde zwangsläufig zeigen, daß Verhalten vollständig von der Umwelt determiniert ist? Wenn ja, so kann diese seine Behauptung als purer Dogmatismus, als »der Natur der wissenschaftlichen Untersuchung« fremd abgetan werden. Es ist einsichtig, daß wissenschaftliches Verständnis nach Maßgabe seines Fortschreitens aufdecken wird, daß selbst bei voller Kenntnis sämtlicher Details der genetischen Ausstattung und der individuellen Geschichte eine allumfassende Wissenschaft à la Laplace nur äußerst geringe Voraussagen über das machen könnte, was ein Organismus tatsächlich tun wird. Es ist sogar möglich, daß die Wissenschaft eines Tages prinzipielle Gründe für diese

Schlußfolgerung (sofern sie tatsächlich stimmt) beibringen könnte. Doch vielleicht will Skinner nur sagen, daß der Ausdruck »wissenschaftliches Verständnis« auf die Vorhersage eines Verhaltens aus umweltbedingten Konditionierungen zu beschränken sei. Wenn dies der Fall ist, dann könnte die Wissenschaft nach Maßgabe ihres Fortschritts entdecken, daß »wissenschaftliches Verständnis des menschlichen Verhaltens« in diesem Sinne immanent begrenzt ist. Für den Augenblick allerdings haben wir, genau genommen, keinerlei wissenschaftlichen Beweis und nicht die Spur einer interessanten Hypothese über die Art und Weise, wie menschliches Verhalten determiniert wird. Infolgedessen können wir lediglich unsere Hoffnungen oder Vermutungen, was eine zukünftige Wissenschaft vielleicht demonstrieren könnte, zum Ausdruck bringen. In jedem Falle sind die Behauptungen, die Skinner in dieser Kategorie vorbringt, entweder dogmatisch oder uninteressant, je nachdem, welche Interpretation wir ihnen geben wollen.

Das dogmatische Element in Skinners Denken tritt noch klarer zutage, wenn er feststellt, es sei »die Aufgabe einer wissenschaftlichen Analyse«, »zu erklären, wie das Verhalten einer Person als physisches System auf die Bedingungen bezogen ist, unter denen sich die menschliche Spezies entwickelte, und auf die Bedingungen, unter denen die Einzelperson lebt« (S. 21). Gewiß ist es die Aufgabe einer wissenschaftlichen Analyse, die Tatsachen zu entdecken und sie zu erklären. Angenommen, das mensch-

liche Gehirn operiert tatsächlich nach bestimmten (vielleicht noch unbekannt) physikalischen Gesetzen, die es befähigen, freie Entscheidungen zu treffen, jeweils den Situationen angemessen, aber von umweltbedingten Kontingenzen nur am Rande beeinflusst? Die Aufgabe einer wissenschaftlichen Analyse ist nicht – wie Skinner meint – zu demonstrieren, *daß* die Konditionierungen, auf die allein er seine Aufmerksamkeit beschränkt, das menschliche Verhalten vollständig determinieren, sondern doch wohl herauszufinden, *ob* sie dies überhaupt tun (oder ob sie überhaupt von Belang sind) – und das ist etwas ganz anderes. Tun sie es nicht, was immerhin plausibel wäre, so besteht die »Aufgabe einer wissenschaftlichen Analyse« eben darin, die Problematik zu enthüllen und eine einsichtige Erklärungstheorie zu finden, die mit den vorliegenden Tatsachen zusammenhängt. Sicherlich wird kein Wissenschaftler Skinner folgen, wenn er *a priori* auf einer Zwangsläufigkeit besteht, nach der wissenschaftliche Forschung zu einer vorab festgelegten, spezifischen Schlußfolgerung zu gelangen habe. Zur Unterstützung seines Glaubens, die Wissenschaft werde beweisen, daß das Verhalten zur Gänze eine Funktion vorangegangener Ereignisse sei, weist Skinner darauf hin, daß die Physik erst in dem Augenblick Fortschritte machte, als sie »aufhörte«, [...] Dinge zu personifizieren« und ihnen »einen Willen, Impulse, Empfindungen, Zielbewußtsein« usw. zuzuschreiben (S. 14f.). Daraus schließt er, daß die Verhaltenswissenschaft erst dann Fortschritte machen werde, wenn sie aufhört, Men-

schen zu personifizieren und von »inneren Zuständen« zu reden. Zweifellos ist die Physik vorangeschritten, indem sie die Ansicht verwarf, daß der Wille eines Felsens, hinunterzufallen, ein Faktor seines »Verhaltens« sei – weil ein Felsen eben keinen Willen hat. Wenn Skinner seinem Argument auch nur die geringste Beweiskraft verleihen will, so muß er zeigen, daß die Menschen ebensowenig wie die Felsen einen Willen, Impulse, Empfindungen, Ziele und dergleichen haben. Wenn die Menschen sich in dieser Hinsicht von den Felsen unterscheiden, so hat eine Wissenschaft vom menschlichen Verhalten genau diesen Umstand zu berücksichtigen.

Desgleichen ist Skinners Bemerkung zweifellos korrekt, daß »die moderne Physik oder ein Großteil der Biologie« sich nicht mit solchen Angelegenheiten wie einer »Glaubenskrise« oder einem »Vertrauensschwund« beschäftigen (S. 17). Doch aus dieser korrekten Bemerkung folgt nichts im Hinblick auf die Wissenschaft vom menschlichen Verhalten. »Fortschritte in der Physik«, so sagt Skinner, »wurden nicht erzielt, weil man sich näher mit dem Frohlocken eines fallenden Körpers befaßte, genausowenig wie es mit der Biologie vorwärts ging, weil sie sich mit der Natur von Lebensgeistern auseinandersetzte; aus demselben Grund aber ist es für eine wissenschaftliche Verhaltensanalyse unnötig, herausfinden zu wollen, in welcher Ordnung Persönlichkeit, Geisteszustände, Empfindungen, Wesenszüge, Pläne, Absichten, Intentionen oder all die anderen Voraussetzungen des autonomen Menschen« wirksam

sind.« Daher müssen wir »geistige Zustände, die angeblich vermittelnd wirken, bewußt hintansetzen« (S. 22). Das ist nur allzu wahr, wenn tatsächlich keine vermittelnden Zustände existieren, die sich durch eine abstrakte Theorie des Geistes beschreiben lassen, und wenn Personen etc. nicht realer sind als das Frohlocken eines fallenden Körpers. Doch wenn diese sachlichen Voraussetzungen falsch sind, dann kommen wir gewiß nicht darum herum, herauszufinden, worin die »Voraussetzungen des autonomen Menschen« wirklich bestehen, und die »vermittelnden Geisteszustände« zu bestimmen – zumindest wenn wir eine Wissenschaft vom menschlichen Verhalten entwickeln wollen, die auch nur in Ansätzen intellektuellen Gehalt und Erklärungskraft besitzt. Freilich könnte Skinner rationaler argumentieren, daß seine »Wissenschaft« diese »Voraussetzungen« und inneren Zustände nicht übersieht, sondern den mit diesen Begriffen gemeinten Phänomenen bloß in anderer Weise Rechnung trägt. Wir werden gleich sehen, welche Substanz eine solche Behauptung hat.

Man kann schwerlich behaupten, Wissenschaft sei nur dadurch vorangekommen, daß sie Hypothesen über »innere Zustände« zurückgewiesen habe. Indem Skinner jegliche Erforschung von postulierten inneren Zuständen verwirft, enthüllt er nicht nur seine Feindschaft gegen »die Natur der wissenschaftlichen Untersuchung«, sondern auch gegen die übliche technologische Konstruktionspraxis. So glaubt er zum Beispiel, die »Informationstheorie« habe sich in einem Problem verfangen, »als ein innerer

›Verarbeiter‹ (*processor*) erfunden werden mußte, um Input in Output umzusetzen« (S. 25). Dies ist eine merkwürdige Art, die Dinge zu beschreiben; die »Informationstheorie« hat sich keineswegs in einem solchen »Problem« verfangen; im Gegenteil, die Erwägung »innerer Prozessoren« in der mathematischen Kommunikationstheorie oder ihren Anwendungen auf die Psychologie ist dem normalen Verfahren in Wissenschaft und Technologie gefolgt. Angenommen, ein Forscher steht vor einem Apparat oder Komplex, dessen Funktionsweise er nicht versteht und über dessen Input-Output-Verhältnis er durch Experimente Informationen erlangen kann. Er würde nicht zögern, sofern er rational vorgeht, eine Theorie über die inneren Zustände des Apparates zu entwerfen und sie anhand weiterer Materialien zu prüfen. Er würde auch weitergehen und versuchen, die Mechanismen zu bestimmen, die in der von seiner Theorie der inneren Zustände beschriebenen Weise ablaufen, und schließlich auch die physikalischen Prinzipien, auf denen sie beruhen – wobei er die Möglichkeit offenließe, daß neue und unbekannte Prinzipien im Spiel sind, was besonders wichtig bei der Erforschung des Verhaltens von Organismen ist. Seine Theorie der inneren Zustände könnte somit leicht zum einzigen nützlichen Leitfaden weiterer Forschung werden. Indem Skinner *a priori* diese allgemein übliche Verfahrensweise der Forschung verwirft, verdammt er lediglich seine merkwürdige Variante von »Verhaltenswissenschaft« zu anhaltender Unbrauchbarkeit.

Skinner's gegensätzliche Stellung zur Wissenschaft wird weiterhin deutlich durch seinen Umgang mit erwiesenen Tatsachen, Psychologen haben nach einschlägigen Forschungen die These aufgestellt, daß der Erwerb von Sprache und verschiedenen Begriffen beim Kinde zum Teil eine Funktion des Entwicklungsalters sei, daß die Sprache eines Kindes durch Reifeprozesse »wie ein Embryo« heranwachse und daß Isolierung bestimmte Wachstumsprozesse störe. Skinner verwirft diese Thesen (S.144, S. 146) und versichert statt dessen, daß verbale und andere umweltbedingte Kontingenzen sämtliche beobachteten Phänomene erklären. Weder hier noch an anderer Stelle liefert er jedoch irgendeinen Beweis oder ein rationales Argument dafür, ebensowenig zeigt er sonstige Fehler in diesen völlig einsichtigen – wenn auch vielleicht unrichtigen – Theorien auf, die er summarisch ablehnt (freilich bringt er irrelevante Einwände gegen sie vor, die ihm aus verschiedenen Gründen tragfähig zu sein scheinen – vgl. die angegebenen Stellen). Sein Dogmatismus gerade in dieser Hinsicht ist besonders seltsam, da er wohl kaum verneinen würde, daß genetisch bestimmte Reifeprozesse bei anderen Aspekten der Entwicklung im Spiel sind. Aber auf diesem Gebiet insistiert er darauf, daß die Erklärung anderswo liegen müsse. Auch wenn seine Schlußfolgerung aus purem Zufall richtig sein sollte, so kann man sich doch nur schwer eine Haltung vorstellen, die der »Natur der wissenschaftlichen Untersuchung« grundsätzlicher entgegengesetzt wäre.

Wir können nicht *a priori* festlegen, welche Postulate und Hypothesen legitim sind. Skinners Apriorismus in dieser Hinsicht ist nicht legitimer als z. B. die Behauptung, die klassische Physik sei keine »Wissenschaft«, weil sie an die »okkulte Schwerkraft« appelliert. Wenn ein Begriff oder Prinzip in einer Erklärungstheorie seinen Platz findet, so kann er oder es nicht aus methodologischen Gründen ausgeschlossen werden, wie es Skinners Darlegung nahelegt. Überhaupt ist Skinners Begriff von Wissenschaft sehr vague – nicht nur, daß seine methodologischen Annahmen *a priori* sämtliche wissenschaftlichen Theorien bis auf die trivialsten ausschließen, er macht darüber hinaus noch merkwürdige Äußerungen wie etwa diese: »Die Gesetze der Wissenschaft beschreiben Kontingenzen der Verstärkung« (S. 193) – was zu entschlüsseln ich mit Vergnügen anderen überlasse.

Es ist wichtig, sich zu vergegenwärtigen, daß Skinners Eingrenzungen nicht die Praxis der Verhaltenswissenschaft definieren. Diejenigen, die sich selbst »Verhaltenswissenschaftler« oder gar »Behavioristen« nennen, unterscheiden sich in Wirklichkeit sehr weit in den Arten von theoretischen Konstruktionen, die zu akzeptieren sie bereit sind. W. V. O. Quine, der bei anderer Gelegenheit versucht hat, innerhalb des Skinnerschen Rahmens zu arbeiten, geht so weit, den »Behaviorismus« zu definieren als das Insistieren darauf, daß Konjekturen und Schlußfolgerungen von Fall zu Fall anhand von Beobachtungen zu verifizieren sind.<sup>4</sup>

Nach Quines Darlegungen ist jeder vernünftige Mensch in diesem Sinne ein »Behaviorist«. Ebenso gut könnte man sagen, daß Quines Aussage die Abdankung des Behaviorismus als einer selbständigen Sichtweise bedeutet. Gleichgültig, welcher Funktion der »Behaviorismus« früher gedient haben mag, er ist mittlerweile nichts mehr als eine Reihe von willkürlichen Einschränkungen der »legitimen« Theoriebildung, und es gibt keinen vernünftigen Grund, daß einer, der Menschen und Gesellschaft erforscht, intellektuelle Fesseln akzeptieren sollte, die Naturwissenschaftler gewiß nicht tolerieren würden und die jegliche intellektuelle Anstrengung zur Bedeutungslosigkeit verdammen. Man beachte, daß das, was hier zur Diskussion steht, nicht »philosophischer Behaviorismus« ist – also eine Reihe von Vorstellungen über legitime Aussagen zur Erkenntnis –, sondern eben ein Behaviorismus als eine Reihe von Bedingungen, die legitimer Theoriebildung bei der Erforschung von geistigen Fähigkeiten und Erwerbungen sowie der menschlichen Gesellschaftsorganisation zwanghaft auferlegt werden. So könnte zum Beispiel jemand Quines Version von »Behaviorismus« für die wissenschaftliche Theoriebildung akzeptieren und damit tatsächlich von der Doktrin ablassen, zugleich aber weiterhin daran festhalten, daß wissenschaftliche Theorien, gebildet in Übereinstimmung mit der Bedingung, daß Hypothesen fallweise anhand von Beobachtungen verifiziert werden müssen, in Wahrheit keine »Erkenntnis« begründen. Folgerichtig müßte er dann allerdings auch

die Naturwissenschaften als nicht »wahre Erkenntnis« begründend verwerfen. Selbstverständlich kann man dem Begriff »Erkenntnis« Bedingungen von beliebiger Strenge auferlegen; doch gleichgültig, unter welchem Interesse ein solches Unterfangen begonnen werden würde, es ist nicht das, was ich hier diskutiere. Auch diskutiere ich hier nicht die Frage, ob das System von unbewußten Regeln und Prinzipien, das den Geist bildet, oder der innere Schematismus, der die Grundlage für diese Bildung abgibt, wirklich »Erkenntnis« genannt werden sollte oder ob nicht eine andere Bezeichnung besser wäre. Nach meiner Meinung wird keine Untersuchung des Begriffs von »Erkenntnis« im üblichen Sinne eine Antwort auf diese Fragen erbringen, da er gerade an den kritischen Punkten zu unklar und verschwommen ist. Dies ist jedoch nicht die in unserem Zusammenhang bedeutsame Frage, und ich will sie hier nicht weiter verfolgen.

Betrachten wir nun genauer, was Skinner meint, wenn er versichert, daß alles Verhalten von außen kontrolliert werde und daß Verhalten eine Funktion genetischer und umweltbestimmter Konditionierung sei. Meint er damit, daß volle Kenntnis all dieser Konditionierung im Prinzip erlauben würde, spezifische Voraussagen über das konkrete Handeln eines Menschen zu machen? Sicher nicht. Skinner meint, daß genetische und umweltbestimmte Konditionierungen eine »Wahrscheinlichkeit der Reaktion« determinieren. Doch er bleibt in diesem Punkt dermaßen vage, daß nicht klar ist, ob seine Behauptungen über De-

terminismus überhaupt zu irgend etwas führen. Niemand würde wohl bezweifeln, daß der Wahrscheinlichkeitsgrad, ob ich beispielsweise an den Strand gehe, von der Temperatur abhängt, oder daß die Wahrscheinlichkeit, daß ich einen Satz eher auf englisch als auf chinesisch vorbringe, durch meine frühere Erfahrung »determiniert« wird, oder auch daß die Wahrscheinlichkeit, daß ich einen Satz eher in einer menschlichen Sprache vorbringe als in einem zwar denkbaren, aber für Menschen unzugänglichen Zeichensystem, durch meine genetische Konstitution »determiniert« ist. Um dies zu erfahren, bedarf es keiner Verhaltenswissenschaft. Schauen wir indes nach spezifischeren Voraussagen, so finden wir im Grunde nichts, schlimmer noch, wir entdecken, daß Skinners apriorische Einschränkungen der »wissenschaftlichen« Untersuchung es ihm unmöglich machen, überhaupt die relevanten Begriffe zu formulieren, geschweige denn sie zu erforschen.

Nehmen wir zum Beispiel die »Wahrscheinlichkeit, einen Satz eher auf englisch als auf chinesisch hervorzubringen«. Wenn wir von einer Charakterisierung des »Englischen« und des »Chinesischen« mittels einer abstrakten Theorie postulierter innerer Zustände (Geisteszustände, wenn man so will) ausgehen, so ist es durchaus möglich, der Frage eine gewisse Bedeutung zu verleihen – obwohl die Wahrscheinlichkeiten, die unter jeder bekannten Charakterisierung determinierender Faktoren vernachlässigt werden können, ohne jedes Interesse für die Voraussage des konkreten Verhaltens sein werden.<sup>5</sup> Doch für Skinner

ist selbst dieses untergeordnete Ergebnis ausgeschlossen. Für ihn ist das, was wir »Französischkenntnisse« nennen, ein »Repertoire, das jemand sich aneignet, wenn er Französisch lernt« (S.201). Daher werden die Wahrscheinlichkeiten über solche »Repertoires« definiert. Doch was bedeutet es zu sagen, daß ein Satz auf englisch, den ich noch nie gehört oder hervorgebracht habe, zu meinem »Repertoire« gehört, nicht aber ein Satz auf chinesisch (so daß ersterer einen höheren Grad von »Wahrscheinlichkeit« hätte)? Die Anhänger Skinners pflegen an diesem Punkt der Diskussion von »Ähnlichkeit« oder »Generalisierung« zu sprechen, stets allerdings ohne anzugeben, in welcher Weise ein neuer Ausdruck den bereits geläufigen Ausdrücken »ähnlich« oder aus ihnen »generalisiert« worden ist. Der Grund für dieses Versäumnis ist simpel: Soweit mir bekannt ist, lassen sich relevante Eigenschaften nur in Begriffen abstrakter Theorien ausdrücken, die als Beschreibungen postulierter innerer Zustände der Organismen aufzufassen sind – doch eben solche Theorien werden ja aus Skinners »Wissenschaft« *a priori* ausgeschlossen. Die unmittelbare Folge ist, daß die Anhänger Skinners zwangsläufig in Mystizismus fallen (ungeklärte »Ähnlichkeiten« und »Generalisierungen«, die nicht spezifiziert werden können), sobald die Diskussion die Welt der Tatsachen berührt. Ist die Lage im Falle der Sprache vielleicht auch klarer als sonst, so besteht gleichwohl kein Grund zu der Annahme, daß andere Aspekte des menschlichen Verhaltens in den Bereich einer »Wissenschaft« gehören

sollten, die *a priori* von Skinnerschen Restriktionen beengt wird.

Im übrigen ist es aufschlußreich zu beobachten, wie die Verteidiger Skinners auf seine Unfähigkeit reagieren, mit den konkreten Tatsachenproblemen umzugehen. Aubrey Yates zum Beispiel zitiert eine Kritik von Breger und McGaugh<sup>6</sup>, in der es heißt, daß der Skinnersche Ansatz zur Erklärung von Erwerb und Gebrauch der Sprache nicht mit denjenigen Tatsachen zurechtkommt, die sich durch das Postulat einer erlernten und benutzten abstrakten Theorie (einer Grammatik) erklären lassen. Gegen diese Kritik trägt Yates die folgende Widerlegung vor, die er als »vernichtend« ansieht: »die Behauptung, daß Kinder eine Grammatik erlernen und gebrauchen, ist keine [...] ›Tatsache‹, die Skinner zu erklären hätte, wenn seine Theorie brauchbar bleiben soll, sondern eine *Ableitung* oder ein theoretisches Konstrukt.« »Niemand hat jemals eine ›Grammatik‹ beobachtet«, so fährt Yates fort, und das Kind sei nicht in der Lage, sie zu spezifizieren; »es geht nicht an, ein theoretisches Konstrukt zur Erklärung komplexen verbalen Verhaltens aufzustellen und dann von Skinner zu verlangen, er solle dieses theoretische Konstrukt mit Hilfe seiner eigenen Theorie erklären.«<sup>7</sup>

Doch Breger und McGaugh haben nicht verlangt, daß Skinner das theoretische Konstrukt »Grammatik« durch seine eigene Theorie erklären solle (was immer diese auch sein mag); sie haben vielmehr argumentiert, daß es mit Hilfe des theoretischen Konstrukts »Grammatik« möglich

sei, wichtige Tatsachen zu erfassen, die sich dem Blick des Skinnerschen Systems entziehen. Eine angemessene Antwort darauf könnte sein, daß die vorgeschlagene Erklärung falsch ist, oder daß Skinner diese Tatsachen anders erklären kann, oder auch, daß sie für seine besonderen Zwecke unwichtig sind. Aber Yates' »vernichtende Widerlegung« ist – ähnlich wie Skinners eigene Weigerung, das Problem aufzunehmen – bloß eine Ausflucht. Mit vergleichbarer Logik könnte z. B. ein Mystiker argumentieren, daß es nicht zulässig sei, seine Erklärung der planetarischen Bewegungen abzulehnen, bloß weil sie nicht in der Lage ist, sich mit den von Newtons Physik erklärten Phänomenen auseinanderzusetzen, da ja diese schließlich nur eine Theorie sei, die zur Erklärung dieser Phänomene entworfen wurde. Und was die Bemerkung angeht, daß die Grammatik nicht »beobachtet« oder von dem Kind spezifiziert werden kann, so ist darauf zu erwidern, daß theoretische Konstrukte selbstverständlich niemals »beobachtet« werden und daß die Forderung, eine abstrakte Charakterisierung innerer Geisteszustände müsse der Introspektion durch das Kind oder sonst jemanden zugänglich sein, auch wieder (trotz ihrer erlesenen Herkunft) lediglich Dogmatismus ist, von dem ernsthafte Forschung abzusehen hat. Die Erklärungstheorie von Breger und McGaugh mag völlig falsch sein, die Bemerkung ist jedoch belanglos, daß sie nicht beobachtet oder von der Person beschrieben werden kann, deren Verhalten sie ja gerade erklären soll. Leider ist gerade diese Art von Manöver nur allzu typisch.

Skinner's eigene Antwort auf Kritik ist nicht weniger erhellend. Er glaubt, daß er angegriffen und sein »wissenschaftliches Bild des Menschen« kritisiert werde, »weil die wissenschaftliche Formulierung altgewohnte Verstärker zerstört hat« und nun bewirke, daß ein »Verhalten, das bis dahin durch Anerkennung und Bewunderung verstärkt worden ist, [...] ausgelöscht [wird]«, eben weil »eine Person nicht mehr für das, was sie tut, anerkannt und bewundert werden kann«. Und Auslöschung, so versichert er, »führt häufig zu heftiger Gegenwehr« (S. 217). An anderer Stelle wirft er seinen Kritikern »emotionale Labilität« vor und zitiert Kommentare von Arthur Koestler und Peter Gay, die den Behaviorismus als »monumentale Trivialität« voller »angeborener Naivität« und als »intellektuellen Bankrott« bezeichnen (S. 169 f.). Skinner versucht gar nicht erst, der Kritik durch Vorlage einiger wichtiger Ergebnisse zu begegnen, die keine monumentale Trivialität wären. Er ist überhaupt nicht in der Lage, zu begreifen, daß Einwände gegen sein »wissenschaftliches Bild des Menschen« nicht aus einer »Auslöschung« bestimmter Verhaltensweisen oder aus Opposition gegen die Wissenschaft kommen, sondern eben aus der Fähigkeit, Wissenschaft von Trivialität und offenkundigem Irrtum zu unterscheiden. Skinner kann die grundlegende Kritik nicht erfassen: Versteht man seine Formulierungen wörtlich, so sind sie banale Wahrheiten, durch keine Beweise abgesichert, oder offensichtlich falsch; nimmt man seine Versicherungen in ihrer charakteristischen vagen Art als metaphorisch, so sind sie

bloß dürre Substitute für den Alltagsgebrauch. Solche Kritik kann nicht mit verbaler Magie überwunden werden, mit der bloßen Wiederholung, dieser Ansatz sei wissenschaftlich, und wer das nicht sehe, sei entweder ein Feind der Wissenschaft oder geistesgestört.

Desgleichen behauptet Skinner, Koestlers Kennzeichnung des Behaviorismus sei »seit ungefähr siebenzig Jahren überholt« (S. 170), ohne allerdings anzugeben, welche großen Errungenschaften der letzten siebenzig Jahre Koestler hierbei übersehen haben könnte. In der Tat stützen die wirklichen Leistungen der Verhaltenswissenschaft, soweit mir bekannt ist, keineswegs die Schlußfolgerungen Skinners (wo diese nicht einfach trivial sind). Aus diesem Grunde, so muß man wohl vermuten, versichert Skinner denn auch dem Leser, er habe es nicht nötig, »mit den Details einer wissenschaftlichen Analyse des Verhaltens vertraut [zu] sein« (S. 29) – es werden auch nirgendwo welche vorgelegt. Auch ist es nicht die Komplexität seiner Theorie, die Skinner davon abhält, sie vor dem Laien auszubreiten. Jacques Monod zum Beispiel gibt in seinem neuen Buch<sup>8</sup> eine recht detaillierte Beschreibung der Leistungen moderner Biologie, von denen er annimmt, daß sie für seine Spekulationen (die deutlich als solche gekennzeichnet sind) von Belang seien. Ich sollte noch hinzufügen, um Mißverständnisse zu vermeiden, daß ich Skinner nicht etwa kritisiere wegen des relativen Mangels an bedeutenden Leistungen in den Verhaltenswissenschaften, verglichen z. B. mit der Biologie, sondern wegen seiner unverantwort-

lichen Behauptungen über eine »Verhaltenswissenschaft«, die der Leser nicht zu kennen braucht, die aber angeblich alle möglichen wichtigen Resultate für die Kontrolle des Verhaltens hervorgebracht haben soll.

### III

Wenden wir uns nun dem Beweismaterial zu, das Skinner für seine außerordentlichen Behauptungen liefert – als da wären, daß eine »Analyse des Verhaltens« aufdecke, daß die Leistungen von Künstlern, Schriftstellern, Staatsmännern und Wissenschaftlern fast zur Gänze in Begriffen der umweltbedingten Kontingenzen erklärt werden könnten (S.50); daß es die Umwelt sei, die einen Menschen verständnisvoll und mitfühlend mache (S.175). »Alle diese Fragen, die sich mit Absichten, Empfindungen, Wissen und dergleichen befassen, können neu formuliert werden in Begriffen der Umwelt, welcher ein Mensch ausgesetzt war. Was einer ›zu tun beabsichtigt‹, hängt davon ab, was er in der Vergangenheit und mit welchen Folgen getan hat« (S.78); und so fort. Skinner zufolge wird das Verhalten, von seiner genetischen Ausstattung abgesehen, vollständig durch Verstärkung determiniert. Für einen hungrigen Organismus ist Nahrung ein positiver Verstärker. Das heißt, »alles, was zur Nahrungsaufnahme geführt hat, wird der Organismus höchstwahrscheinlich wieder tun, wenn er hungrig

ist« (S. 34); doch »Nahrung wirkt verstärkend nur, wenn sich die Person in einem Zustand der Entbehrung befindet« (S.44). Ein negativer Verstärker ist ein Reiz, der die Wahrscheinlichkeit eines Verhaltens steigert, das die Intensität dieses Reizes verringert; er ist »aversiv« und stellt, grob gesprochen, eine Bedrohung dar (S.34). Ein Reiz kann zum konditionierten Verstärker werden, indem er sich mit anderen Verstärkern verbindet. Geld zum Beispiel »wirkt erst dann verstärkend, wenn es gegen verstärkende Dinge eingetauscht worden ist« (S.40). Das gleiche gilt allgemein für Anerkennung und Zuneigung (der Leser mag versucht sein, etwas zu tun, was Skinner stets vermeidet, nämlich jene »Stimuli« zu charakterisieren, die »Anerkennung« produzieren – zum Beispiel zu erklären, warum die Äußerung »Dieser Artikel sollte in der Zeitschrift XY erscheinen« im Munde des einen Ausdruck von »Anerkennung« und im Munde des anderen von »Ablehnung« ist). Verhalten wird geformt und aufrechterhalten durch das Arrangement solcher Verstärker. »Wir verändern die relativen Stärkegrade von Reaktionen durch unterschiedliche Verstärkung von alternativen Handlungsweisen« (S.99); das Verhaltensrepertoire eines Menschen ist determiniert durch die »Kontingenzen der Verstärkung, denen er als Einzelwesen ausgesetzt ist« (S.132); so wird das Verhalten eines Organismus »zwischen ausgeprägter Tatkraft und völliger Untätigkeit« variieren, je nachdem, mit welchen »Abläufen« [...] er verstärkt worden ist (S.190). Dar-

aus schließt Skinner (wenn ihm auch nicht alle seiner Anhänger darin folgen)<sup>9</sup>, daß peinliche Kontrolle notwendig sei, um das Verhalten hochgradig spezifiziert zu formen. »Die Kulturen«, so meint er, »[...] lehren, feine Unterscheidungen zu treffen, indem sie unterschiedliche Verstärkungen präziser gestalten« (S. 198), ein Umstand, der zu Problemen führt, wenn »die Sprachgemeinschaft nicht die raffinierten Kontingenzen arrangieren [kann], die nötig sind, um feine Unterscheidungen zwischen Reizen, die ihr nicht zugänglich sind, zu lehren«. »Daher ist die Sprache der Emotionen nicht präzise« (S. 111).

Das Problem beim »Entwurf einer Kultur« besteht darin, »unsere soziale Umwelt soweit wie möglich von aversiven Reizen zu befreien« (S. 49), »das Leben weniger punitiv zu gestalten, um dadurch die Zeit und Energie, die zur Vermeidung von Bestrafung nötig ist, für verstärkende Tätigkeiten freizusetzen« (S. 87). Es ist dies ein technologisches Problem, und wir könnten es wohl bewältigen, wenn wir nur endlich das irrationale Interesse an Freiheit und Würde zu überwinden vermöchten. Was gefordert wird, ist eine effektivere Nutzung der verfügbaren Technologie mit mehr und besseren Kontrollen. In der Tat, »eine Technologie des Verhaltens steht zur Verfügung, die die aversiven Folgen von Verhalten, seien sie nun unmittelbar oder verzögert, wirksamer reduzieren würde, und die die Leistungen, deren der menschliche Organismus fähig ist, maximieren würde« (S. 130f.). Jedoch »die Verfechter der Freiheit widersetzen sich einer Anwendung dieser Technolo-

gie« (ebd.) und tragen damit zur gesellschaftlichen Malaise und zu menschlichem Leid bei. Die Überwindung dieser Irrationalität ist es, wozu uns Skinner zu überreden hofft.

An diesem Punkt stellt sich uns eine lästige, aber nahe-  
liegende Frage: Wenn Skinners These falsch ist, dann hat es  
keinen Sinn, daß er das Buch geschrieben hat oder wir es  
lesen. Und wenn seine These richtig ist, dann hat es eben-  
falls keinen Sinn, daß er es geschrieben hat oder wir es  
lesen. Denn der einzige Sinn könnte ja nur darin bestehen,  
ein Verhalten zu ändern, und das Verhalten wird ja seiner  
These zufolge ganz und gar durch das Arrangement der  
Verstärker kontrolliert. Daher kann die Lektüre des Bu-  
ches nur dann Verhalten ändern, wenn sie ein Verstärker  
ist, das heißt, wenn die Lektüre des Buches die Wahrschein-  
lichkeit des Verhaltens steigert, das zur Lektüre des Buches  
geführt hat (bei Annahme eines entsprechenden »Zu-  
stands der Entbehrung«). Und damit sind wir ja wohl bei  
offenkundigem Unsinn angelangt.

Als Gegenargument könnte einer nun vorbringen, daß  
Abfassung und Lektüre des Buches auch dann einen Sinn  
hätten, wenn die These falsch ist, da bestimmte falsche  
Thesen aufklärend und provokativ wirken. Doch dieser  
Ausweg ist kaum akzeptabel. Die These wäre in solchem  
Falle nur ein Tor zur Problematik und für sich genommen  
kaum von Interesse. Ihr einziger Wert liegt in ihrer mögli-  
chen Wahrheit. Ist sie aber tatsächlich richtig, so erscheint  
die Lektüre des Buches (oder auch schon seine Abfassung)  
als bloße Zeitverschwendung.

Skinner würde gewiß sagen, daß die Lektüre des Buches (oder vielleicht auch das Buch selbst) ein »Verstärker« in einem anderen Sinne sei. Er möchte, daß wir uns durch das Buch überzeugen lassen, und so führt er denn auch – nicht zu unserer Überraschung – die »Überredung« als eine Form von Verhaltenskontrolle an, wenn auch als eine schwache und nicht sehr wirksame. Er hofft uns zu überreden, den Verhaltenstechnologen einen größeren Spielraum zu geben, und offensichtlich glaubt er, daß die Lektüre dieses Buches in uns die Wahrscheinlichkeit eines Verhaltens steigert, durch das ihnen mehr Spielraum (Freiheit?) gegeben wird. Also verstärkt die Lektüre des Buches – so könnte er behaupten – dieses Verhalten; sie ändert unser »Verhalten hinsichtlich der Verhaltenswissenschaft« (S. 31).

Übergehen wir hier das in diesen Begriffen unlösbare Problem einer genaueren Spezifizierung des Gedankens an ein »Verhalten, das Verhaltenstechnologen mehr Spielraum gibt«, und wenden wir uns der Behauptung zu, die Lektüre des Buches könne ein solches Verhalten verstärken. Leider ist diese Behauptung eindeutig falsch, sofern wir den Terminus »verstärken« auch nur annähernd in seinem fachspezifischen Sinne gebrauchen. Erinnern wir uns, daß die Lektüre des Buches das erwünschte Verhalten nur dann verstärkt, wenn sie eine Folge dieses Verhaltens ist, und die Überantwortung unseres Schicksals an die Verhaltenstechnologen ist offensichtlich nicht das Verhalten, das uns zur Lektüre von Skinners Buch geführt hat (und

also von ihr verstärkt werden kann). Darum kann die Behauptung nur dann richtig sein, wenn wir dem Terminus »verstärken« seine fachspezifische Bedeutung nehmen. Kombinieren wir nun diese Beobachtungen, so erkennen wir, daß die Lektüre des Buches (und damit auch seine Niederschrift) nur dann einen Sinn haben kann, wenn Skinners These von jener »Verhaltenswissenschaft« abgelöst ist, auf der sie angeblich gerade beruht.

Betrachten wir die Strategie des »Überredens«. Skinner zufolge überreden wir (»ändern wir Gesinnungen«) »durch die Manipulation von Umweltkontingenzen«, insbesondere durch den Verweis »auf Reize, die mit positiven Folgen verbunden sind« und »indem wir eine Situation für eine Handlung günstiger erscheinen lassen, indem wir zum Beispiel mögliche verstärkende Folgen beschreiben« (S.96,97). Auch wenn wir darüber hinwegsehen, daß so charakterisierte Überredung eine Form von Kontrolle (eine Variante der »Verstärkung«) ist, die Skinners Wissenschaft nicht kennt, bringt uns sein Argument nicht weiter. Angenommen, Skinner behauptet, sein Buch könnte uns dadurch überreden, daß es auf positive Konsequenzen der Verhaltenstechnologie hinweist. Auch dies würde nichts einbringen. Es genügt nicht, auf solche Konsequenzen bloß hinzuweisen (zum Beispiel, indem Bilder von glücklichen Menschen gemalt werden), sondern er muß auch zeigen, daß es sich dabei tatsächlich um *Konsequenzen* des empfohlenen Verhaltens handelt. Um uns zu überzeugen,

muß Skinner einen Zusammenhang zwischen dem empfohlenen Verhalten und der beschriebenen angenehmen Situation herstellen. Diesem Problem weicht er aus, indem er den Terminus »Konsequenzen« verwendet.<sup>10</sup> Es genügt keineswegs, eine Beschreibung des erwünschten Verhaltens einfach mit einer Beschreibung der »verstärkenden« Situation zu koppeln (und dabei darüber hinwegzusehen, daß nicht einmal diese Vorstellungen in Skinners Terminologie ausgedrückt werden können). Wäre dies eine hinreichende Bestimmung von »Überredung«, so könnten wir einen auch zum Gegenteil »überreden«, indem wir lediglich eine Beschreibung eines unangenehmen Zustandes mit der Beschreibung des Verhaltens koppeln, das Skinner zu erzeugen hofft.

Wäre Überredung einzig eine Angelegenheit des Hinweises auf verstärkende Reize usw., dann behielte jedes Überzeugungsargument seine Kraft auch dann noch, wenn seine einzelnen Glieder beliebig untereinander ausgetauscht würden oder wenn man einige seiner Glieder durch willkürliche Beschreibungen verstärkender Reize ersetzte. Und dasselbe Argument verlöre seine Überzeugungskraft, wenn Beschreibungen unliebsamer Umstände aufs Geratewohl eingeführt würden. Selbstverständlich ist das alles unsinnig. Damit ein Argument überzeugend ist, zumindest für einen rational denkenden Menschen, muß es kohärent sein: Seine Schlußfolgerungen müssen sich aus seinen Prämissen herleiten lassen. Solche Gedanken freilich bewegen sich außerhalb der Grenzen des Skinner-

schen Rahmens. Wenn er uns erklärt, daß die Argumentationsform, in welcher »neue Beweggründe aus alten abgeleitet werden«, also »der Deduktionsprozeß« lediglich »auf einer wesentlich längeren verbalen Geschichte« beruhe (S. 100), so flüchtet er sich in eine pathetische Geste. Weder Skinner noch sonst jemand hat auch nur den leisesten Hinweis darauf gegeben, daß der »Deduktionsprozeß« sich in seinen Begriffen erklären ließe auf der Basis einer »verbalen Geschichte«, sei sie auch noch so lang. Ein Ansatz, der es nicht einmal zu einer angemessenen Formulierung – geschweige denn Lösung – des Problems bringt, warum uns ein neuer Ausdruck durchaus einsichtig sein kann, nicht aber einer, in dem zum Beispiel die Bestandteile vertauscht worden sind (siehe dazu oben, S. 55f.), kann die Begriffe »kohärentes Argument« oder »Deduktionsprozeß« nicht einmal in Umrissen erfassen.

Skinner sagt, durch die Verhaltensanalyse werde aufgedeckt, daß wir nicht »Ansichten« eines Menschen verändern, sondern sein »verbales Verhalten« (S. 99). Nimmt man das wörtlich, so bedeutet es: Wenn ich jemanden unter glaubwürdiger Folterandrohung beispielsweise zu der Aussage zwingen, daß die Erde stillsteht, und ihn diese Aussage wiederholen lasse, so habe ich seine Ansicht verändert. Hier ist kein Kommentar vonnöten, und mit einem Male erfassen wir die Bedeutung einer »Verhaltensanalyse«, die solche Schlußfolgerungen zuläßt.

Skinner behauptet, daß die Überredung eine schwache Kontrollmethode sei, und er versichert, daß »die Verän-

derung der Gesinnung von den Verteidigern der Freiheit und Würde entschuldigt [wird], weil es sich hier um eine wenig wirksame Möglichkeit, Verhalten zu ändern, handelt; so kann der, der eine Gesinnung verändern will, den Vorwurf, er kontrolliere andere, entkräften« (S.101). Nehmen wir an, Ihr Arzt nennt Ihnen ein starkes und rationales Argument dafür, daß Sie einen schrecklichen Tod nach langem Krebsleiden sterben werden, wenn Sie nicht zu rauchen aufhören. Muß dieses Argument zwangsläufig Ihr Verhalten weniger wirksam verändern als jedes Arrangement echter Verstärker? Ob eine Überredung wirksam oder nicht ist, hängt doch wohl vom Inhalt des Arguments ab (jedenfalls für einen rational denkenden Menschen) – und genau diesen Faktor vermag Skinner nicht einmal ansatzweise zu beschreiben. Das Problem verschärft sich noch, wenn wir andere Formen von »Gesinnungswandel« ins Auge fassen. Nehmen wir an, die Beschreibung eines Napalm-Angriffs auf ein vietnamesisches Dorf veranlaßt jemanden in Amerika zu einer Sabotagehandlung. In diesem Fall ist der tatsächliche Stimulus kein Verstärker, der Modus der Verhaltensänderung kann recht wirkungsvoll sein, und die Tat selbst (das »verstärkte« Verhalten) ist gänzlich neu (nicht im »Repertoire« enthalten); auch muß der Stimulus, der die Verhaltensveränderung ausgelöst hat, keineswegs selbst einen Hinweis auf diese Tat enthalten haben. In jeder möglichen Hinsicht ist Skinners Erklärung also schlicht unzusammenhängend.

Seit seinen William-James-Vorlesungen aus dem Jahre 1947“ hat sich Skinner mit diesen und verwandten Problemen herumgeschlagen. Die Ergebnisse sind null. Nach wie vor ist es für Skinner unmöglich, die entscheidenden Sachverhalte in seinen Termini zu formulieren, geschweige denn sie zu erforschen. Mehr noch, keine nicht-triviale wissenschaftliche Hypothese mit stützendem Beweismaterial ist hervorgebracht worden, um den extravaganten Behauptungen Substanz zu verleihen, denen er sich verschrieben hat.<sup>12</sup> Dieser Mißerfolg war übrigens von Beginn an vorherzusehen, wenn man die Probleme und die zu ihrer Lösung vorgeschlagenen Mittel einer Analyse unterzog. Es muß hervorgehoben werden, daß der einzige Aspekt menschlichen Verhaltens, den Skinner im Detail zu erforschen versucht hat, das »verbale Verhalten« ist. Man kann ihm nicht bestreiten, daß er frühzeitig erkannte, daß es nur im Durchgang durch eine erfolgreiche Sprachanalyse möglich sein könnte, mit dem menschlichen Verhalten zurechtzukommen. Vergleicht man indes die Forschungsergebnisse der letzten fünfundzwanzig Jahre mit den nach wie vor vorgetragenen Behauptungen, so gewinnt man eine hinlängliche Einsicht in das Wesen der Skinnerschen Verhaltensforschung. Mein eigener Eindruck ist tatsächlich der, daß die Behauptungen immer extremer und greller werden, im gleichen Maße, wie die Unfähigkeit, sie durch Beweise abzustützen, und die Gründe für den Mißerfolg immer offener zutage treten.

Wir brauchen diesen Punkt nicht weiter zu erörtern. Es liegt auf der Hand, daß Skinner nicht in der Lage ist, sich mit den Faktoren auseinanderzusetzen, die bei der Überredung, Überzeugung oder Gesinnungsveränderung eines Menschen im Spiel sind. Der Versuch, an »Verstärkung« zu appellieren, führt lediglich zu Inkohärenzen oder Ausflüchten. Das ist entscheidend. Skinners Diskussion des »Überredens« und »Gesinnungswandels« ist eine der wenigen Stellen, an denen er versucht, mit dem zu Rande zu kommen, was er die »Literatur der Freiheit und Würde« nennt. Das von ihm verdamnte »freiheitliche Denken« unterscheidet zwischen Überzeugung und bestimmten Formen von Kontrolle. Es tritt für das Überzeugen ein und wendet sich gegen Zwang. Als Erwiderung behauptet Skinner nun, daß das Überzeugen in sich selbst bereits eine (schwache) Form von Kontrolle sei, und daß wir, wenn wir schwache Kontrollmethoden gebrauchen, lediglich die Kontrolle auf andere umweltbedingte Konditionierungen verschieben, nicht aber sie der Person selbst übertragen (S. 102,104). So kommt Skinner zu der Annahme, der Verteidiger von Freiheit und Würde täusche sich selbst in seinem Glauben, daß die Überzeugung dem »autonomen Menschen« die freie Wahl belasse, und er sei überdies eine Gefahr für die Gesellschaft, da er sich wirksameren Kontrollmethoden in den Weg stellt. Wie wir jedoch sehen, hat Skinners Argument gegen die »Literatur der Freiheit und Würde« keinerlei Kraft. Überredung oder Überzeugung ist eben nicht eine

Form von Kontrolle im Sinne Skinners; er ist außerstande, mit dem Begriff in seinen Termini zurecht zu kommen.

Freilich gibt es kaum Zweifel daran, daß Überredung oder Überzeugung »Gesinnungen ändern« und das Verhalten berühren kann, gelegentlich sogar drastisch. Da das Überzeugen nun allerdings nicht kohärent zu beschreiben ist anhand von Arrangements der Verstärker, ergibt sich, daß das Verhalten eben nicht zur Gänze von den spezifischen Kontingenzen determiniert wird, auf die allein Skinner seine ganze Aufmerksamkeit konzentriert, und daß die Hauptthese des Buches somit falsch ist. Skinner kann sich dieser Schlußfolgerung nur durch die Behauptung entziehen, auch das Überreden sei eine Sache des Arrangements von verstärkenden Reizen, doch diese Behauptung läßt sich nur aufrechterhalten, wenn dem Terminus »Verstärkung« seine präzise fachspezifische Bedeutung genommen und er als bloßes Substitut für die detaillierte und spezifische Terminologie der Alltagssprache gebraucht wird (ähnlich wie der Ausdruck »Arrangement oder Ablauf der Verstärkung«). In jedem Falle ist Skinners »Verhaltenswissenschaft« irrelevant: Die Grundthese des Buches ist entweder falsch (wenn wir die Terminologie in ihrem fachspezifischen Sinne verwenden) oder ohne Inhalt (wenn wir sie als Substitut für die Alltagssprache benutzen). Und das Argument gegen das freiheitliche Denken bricht in sich zusammen.

Doch Skinner ist nicht nur außerstande, seine Behauptung von der Überredung als einer Form von Kontrolle aufrechtzuerhalten, sondern er liefert auch nicht den geringsten Beweis für seine weitere Behauptung, daß die Anwendung von »schwachen Kontrollmethoden« lediglich die Art der Kontrolle auf obskure Umweltfaktoren verschiebe, nicht aber sie dem »Geist des autonomen Menschen« zuweise. Freilich ergibt sich aus der These, nach der alles Verhalten durch die Umwelt kontrolliert wird, daß die Kontrolle bloß auf andere Aspekte der Umwelt verlagert wird, wenn man sich auf schwache statt auf starke Kontrollmethoden verläßt. Aber eben diese These, soweit sie überhaupt klar zutage liegt, wird von keinerlei empirischem Material gestützt, ja kann sogar völlig formal sein, wie wir gesehen haben, als wir die »Wahrscheinlichkeit einer Reaktion« und die Überredung erörterten. So bleibt Skinner keine kohärente Kritik der »Literatur der Freiheit und Würde«.

Die Inhaltslosigkeit des Skinnerschen Systems wird auch bei seiner Erörterung der weniger zentralen Fragen deutlich. Er behauptet (S. 117), der Satz: »Du solltest (müßtest) *David Copperfield* lesen!« ließe sich übersetzen mit: »Du wirst verstärkt werden, wenn du *David Copperfield* liest.« Was heißt das aber? Wenden wir Skinners oben gegebene Definition wörtlich an, so heißt es: Das Verhalten, aus dem die Lektüre des *David Copperfield* folgt, wird mit größerer Wahrscheinlichkeit eintreten, wenn man das Bedürfnis nach Lektüre verspürt. Oder es heißt vielleicht auch, daß der Akt der Lektüre des *David Copperfield* einen

Stimulus zur Folge hat, der die Wahrscheinlichkeit dieses Aktes erhöht. „Wenn ich jemandem rate, er solle *David Copperfield* lesen, dann gebe ich ihm nur diesen Rat und sonst nichts. Angenommen, ich will ihn damit von der verbreiteten Meinung abbringen, daß es sich lohne, Dickens zu lesen, oder ich will ihm einmal zeigen, was wahre Langeweile sein kann. Gleichgültig, in welcher Weise wir Skinners Bemerkung zu interpretieren versuchen, immer geraten wir in äußerste Verwirrung, wenn wir den Terminus »verstärken« auch nur annähernd in seinem wörtlichen Sinne gebrauchen wollen. Was Skinner mit seinem Satz: »Du wirst verstärkt werden, wenn du *David Copperfield* liest« tatsächlich gemeint hat, ist wohl: Du wirst das Buch mögen, Freude daran haben oder etwas Nützliches daraus erfahren und dadurch »verstärkt werden«. Wir gebrauchen den Ausdruck »verstärken« dann freilich in einem ganz anderen Sinne als dem der operativ-konditionierenden Paradigmen. Es gäbe überhaupt keinen Sinn, wollte man z. B. die Ergebnisse über Verstärkungsabläufe auf diese Situation anwenden. Überdies ist es nicht verwunderlich, daß wir Verhalten »erklären« können, indem wir den nichtspezifischen Terminus »verstärken« in der vollen Bedeutungsbreite von »gern mögen«, »Freude haben«, »etwas erfahren« oder wie auch immer benutzen. Das gleiche gilt, wenn Skinner uns erklärt, daß ein faszinierendes Hobby »verstärkend wirkt« (S. 43): Er will gewiß nicht behaupten, daß dadurch das Verhalten, das zur Faszination durch dieses Hobby führt, in seiner Wahrscheinlichkeit erhöht

wird. Er meint bloß, daß wir an dem Hobby Freude haben. Verstehen wir also derartige Bemerkungen wörtlich, so ergeben sie baren Unsinn; verstehen wir sie metaphorisch, so ersetzen sie lediglich einen alltäglichen Ausdruck durch ein Homonym eines fachspezifischen Terminus, ohne dadurch mehr Präzision zu erzeugen.

Das System des Skinnerschen Übersetzung ist für jedermann ohne weiteres zugänglich und kann in der Tat ohne jede Kenntnis der Theorie der operativen Konditionierungen und ihrer Ergebnisse angewandt werden, ohne daß man mehr über die Umstände, unter denen ein Verhalten eintritt, oder über das Verhalten selbst wüßte, als aus normaler Beobachtung hervorgeht. Wenn wir dies anerkennen, dann können wir abschätzen, welchen Wert Skinners »Verhaltenswissenschaft« für die Lösung der wichtigen Probleme hat und welche Einsichten sie bereitstellt. Dabei muß man sich allerdings stets vergegenwärtigen, daß dieses Überzeugungssystem zu einem bedeutenden Verlust an Präzision führt – weil die gesamte Spannbreite der Ausdrücke zur Beschreibung und Einschätzung von Verhaltensweisen, Haltungen, Ansichten usw. übersetzt werden muß in das verengte, dürftige System einer aus dem Laboratorium entliehenen Terminologie (wobei dann die Bedeutung dieser Ausdrücke beim Übergang in die Terminologie abhanden kommt).<sup>13</sup> Es ist daher kaum überraschend, daß die Skinnerschen Übersetzungen im allgemeinen danebengehen, sogar wenn Termini wie »verstärken« nur metaphorisch ge-

braucht werden. So versichert er zum Beispiel: »Eine Person will etwas, wenn sie handelt, um es zu bekommen, sobald sich die Gelegenheit dazu einstellt« (S. 44). Daraus folgt, daß es unmöglich sein soll, ungewollt oder gegen seinen Willen so zu handeln, daß man etwas bekommt, wenn die Gelegenheit dazu besteht -beispielsweise gedankenlos oder aus Pflichtgefühl zu handeln (wir können freilich auch hier Skinners Behauptung auf die Trivialität reduzieren, daß der Mensch seine Pflicht zu tun *wünscht* usw.). Aus dem Kontext geht klar hervor, daß Skinner das »wenn« in diesem Satz im Sinne von »nur dann, wenn« gemeint hat. So ergibt sich aus seiner Definition von »wollen«, daß es unmöglich sein soll, etwas zu wollen, ohne aber zu handeln, um es zu bekommen, sobald sich die Gelegenheit dazu bietet – beispielsweise aus Gewissensgründen darauf zu verzichten (auch hier wieder können wir uns in Trivialität retten, indem wir solche Gewissensgründe der »Gelegenheit« zuweisen). Oder nehmen wir Skinners Behauptung, daß »wir dazu neigen, Verhalten um so mehr zu bewundern, je weniger wir es verstehen« (S. 59). In einem strengen Sinn von »erklären« folgt daraus, daß wir im Grunde alles Verhalten bewundern, da wir im Grunde kein einziges erklären können. In einem weniger strengen Sinne sagt Skinner damit, daß wir, wenn ein Eichmann uns unverständlich ist, wir aber verstehen, warum die Vietnamesen weiterkämpfen, dazu neigen, Eichmann zu bewundern, nicht aber den vietnamesischen Widerstand.

Den wirklichen Inhalt von Skinners System kann man erst abschätzen, wenn man Fälle wie die folgenden überprüft: »Von körperlicher Behinderung einmal abgesehen, ist eine Person dann am wenigsten frei oder würdig, wenn sie der Drohung einer Strafe ausgesetzt ist« (S.66). Somit hat also einer, der die Unterwerfung unter Autorität angesichts einer ernststen Bedrohung verweigert, all seine Würde verloren. – »Wir lesen Bücher, die uns dabei helfen, Dinge zu sagen, die uns auf der Zunge liegen, die wir jedoch nicht ohne fremde Hilfe formulieren können«; dann »verstehen« wir den Autor (S.91). Soll dies heißen, daß wir keine Bücher lesen, denen wir vermutlich nicht zustimmen werden, und daß wir ihren Inhalt nicht verstehen könnten? Wenn nicht, dann ist die Behauptung inhaltslos, wenn doch, dann ist sie absurd. – Dinge, die wir als »gut« bezeichnen, sind positive Verstärker, und solche, die wir als »schlecht« bezeichnen, sind negative Verstärker (S. 109, 112); wir arbeiten, um positive Verstärker zu erwerben und negative zu vermeiden (S.112).“ Das erklärt, warum die Menschen per definitionem stets das Gute suchen und das Schlechte vermeiden. Ferner: »Verhalten wird als ›gut‹ oder ›schlecht‹ bezeichnet, [...] je nachdem, wie es gewöhnlich durch andere verstärkt wird« (S. 114). Solange Hitler durch Ereignisse und die Leute um ihn herum »verstärkt« wurde, war sein Verhalten also gut. Auf der anderen Seite war das Verhalten von Dietrich Bonhoeffer und Martin Niemöller nach dieser Definition schlecht. Und in der biblischen Geschichte war es ein Widerspruch in sich

selbst, in Sodom nach zehn guten Menschen Ausschau zu halten. Wir erinnern uns, daß die Erforschung der operativen Verstärkung, deren Schlußfolgerungen wir hier resümieren, eine »Wissenschaft der Werte« ist (S. 109). – Ein Mensch handelt »intentional [...] in dem Sinne, daß sein Verhalten durch bestimmte Folgen verstärkt worden ist« (S. 113) – ganz wie im Falle eines Menschen, der intentional Selbstmord begeht. – Der Held, der ein Ungeheuer getötet hat, wird deshalb durch Lob verstärkt, »weil man ihn zum Kampf gegen andere Ungeheuer veranlassen möchte« (S. 116) – und so wird er also niemals auf seinem Totenbett oder Begräbnis gepriesen. – Der Satz »Du solltest (müßtest) die Wahrheit sagen« bedeutet in dieser Wissenschaft der Werte: »Wenn du verstärkt wirst durch das Lob deiner Mitmenschen, wirst du auch verstärkt werden, wenn du die Wahrheit sagst« (S. 117f.). In einer Subkultur, die so zynisch ist, daß ihr das Aussprechen der Wahrheit als absurd und inakzeptabel gilt, dürfte einer, der durch Lob verstärkt wird, gerade nicht die Wahrheit sagen. Oder, genauer, der Satz »Du sollst die Wahrheit sagen« wäre falsch. Desgleichen ist es falsch, jemandem zu sagen, er solle nicht stehlen, wenn er fast sicher ist, nicht dabei erwischt zu werden – denn der Satz »Du sollst nicht stehlen« kann übersetzt werden mit »Wenn du Bestrafung vermeiden möchtest, dann vermeide es zu stehlen.« (S. 120) – »Wissenschaftliche Entdeckungen und Erfindungen sind unwahrscheinlich; so werden die Begriffe Entdeckung und Erfindung zumindest aufgefaßt.« (S. 160) Wenn ich also mathematische

Formern in einer neuen und unwahrscheinlichen Weise anordne, so ist es mir (nach dieser Definition) gelungen, eine mathematische Entdeckung gemacht zu haben. – Reize ziehen die Aufmerksamkeit auf sich, weil sie mit wichtigen Dingen assoziiert worden sind oder in Kontingenzen der Verstärkung auftreten (S. 192). Wenn also eine Katze mit zwei Köpfen ins Zimmer kommt, dann würden es nur diejenigen bemerken, denen Katzen wichtig sind; andere würden überhaupt nicht darauf achten. Ein völlig neuer Reiz – neu für die Spezies oder für das Individuum – würde völlig ignoriert. – Ein Mensch kann seine Verhaltensregeln »aus einer Analyse von punitiven Kontingenzen« herleiten (S. 75) und kann verstärkt werden »durch die Tatsache, [...] daß ihn diese Kultur bei weitem überdauern wird« (S. 215). Somit kann also auch etwas Gedachtes ein »verstärkender Reiz« sein (man versuche einmal, auf dieses Beispiel die launische Diskussion der »konditionierten Verstärker« anzuwenden, die die verstärkende Wirkung verzögerter Folgen »usurpieren« – S. 126f.). – Ein Mensch »verhält sich tapfer, wenn ihn Umstände der Umwelt dazu veranlassen« (S. 201). Da wir aber, wie bereits festgestellt, handeln, um positive Verstärker zu erwerben, können wir nun schließen, daß niemand sich tapfer verhält, wenn Strafe oder Tod die wahrscheinliche Folge ist (außer er würde »verstärkt« durch »Reize«, die nach seinem Tod auf ihn einwirken). – Ein junger Mann, der unbefriedigt, entmutigt, frustriert, ziellos usw. ist, läßt sich beschreiben als einer, der bedauerlicherweise nicht richtig verstärkt worden

ist (S. 151f.). Darum hat niemand derartige Gefühle, wenn er zu Wohlstand gelangen kann und die positiven Verstärker erwirbt, mit denen er ihn kaufen kann.

Man beachte, daß es in den meisten dieser Fälle – vielleicht in allen – möglich ist, den Fehler in bloße Tautologie umzuwandeln, indem man sich auf die Vagheit der Skinnerschen Terminologie verläßt und z.B. den Terminus »Verstärkung« als Oberbegriff für alles verwendet, was irgendwie gemocht, gewollt, beabsichtigt usw. wird. Welche Erklärungskraft die Skinnersche Theorie hat, wird uns an Beispielen wie diesen (recht typischen) deutlich: Ein Pianist lernt, Tonleitern flüssig zu spielen, weil »flüssig gespielte Tonleitern [...] verstärkend [wirken]« (S. 209); »Jemand kann erst dann wissen, was es heißt, für eine Sache zu kämpfen, wenn er im Verlauf einer langen Geschichte gelernt hat, jenen Zustand wahrzunehmen und zu erkennen, den man als den Kampf für eine Sache bezeichnet« (S. 194), und so weiter.

Desgleichen können wir die Kraft der Skinnerschen Verhaltenstechnologie ermessen, wenn wir die nützlichen Bemerkungen und die Ratschläge, die er uns gibt, gebührend bedenken: »Strafbares Verhalten kann auf ein Minimum reduziert werden, wenn man Umstände schafft, unter denen es wahrscheinlich nicht zu solchem Verhalten kommt« (S. 70); wird jemand »durch den Anblick der Freude anderer intensiv verstärkt, dann wird er eine Umwelt entwerfen, in der Kinder glücklich sind« (S. 155). Und wenn Überbevölkerung, Atomkrieg, Umweltverschmut-

zung und Raubbau an den Ressourcen ein Problem sind, so können wir »versuchen, mittels geänderter Methoden die Menschen dazu zu bringen, weniger Kinder in die Welt zu setzen, weniger für den Bau von Atomwaffen auszugeben, mit der Umweltverschmutzung Schluß zu machen und Ressourcen langsamer auszubeuten« (S. 156f.)!

Der Leser mag selbst nach tieferen Gedanken als diesen hier suchen, finden wird er sie nicht.

In seinem jüngsten Buch kommt Skinner häufiger auf die Rolle der genetischen Ausstattung zu sprechen als in seinen früheren Spekulationen über menschliches Verhalten und Gesellschaft. Man sollte annehmen, daß das eine Modifikation seiner Schlußfolgerungen oder neue nach sich zöge. Dem ist nicht so. Der Grund liegt darin, daß Skinner über die genetische Ausstattung ebenso vage spricht wie über die Kontrolle durch Kontingenzen der Verstärkung. Null plus null gibt immer noch null.

Skinner zufolge ist »die Leichtigkeit, mit der mentalistische Erklärungen aus dem Ärmel geschüttelt werden können, [...] vielleicht der beste Maßstab dafür, wie wenig Aufmerksamkeit wir ihnen schenken sollten« (S. 165). Wir können diesen Satz in eine richtige Feststellung verwandeln, wenn wir »mentalistiche« durch »Skinnersche« ersetzen. Skinnersche Übersetzungen stehen in der Tat für jede Beschreibung eines Verhaltens zur Verfügung: Wir können immer sagen, daß eine Handlung vollzogen wird, weil sie »verstärkend« oder »verstärkt« ist oder weil die

Kontingenzen der Verstärkung das Verhalten so geformt haben und dergleichen mehr. Wir haben damit eine handliche Erklärung für sämtliche Eventualitäten, und angesichts der Inhaltslosigkeit des Systems kann uns auch nie ein Fehler nachgewiesen werden. Allerdings ist Skinners Bemerkung über »mentalistische Erklärungen« mit Sicherheit falsch, wenn wir seinen eigenen Gebrauch dieses Terminus zugrunde legen. Betrachten wir zum Beispiel die folgenden Sätze (1)-(4):

- (1) Die beiden Männer versprachen ihren Frauen, einander zu töten.
- (2) Die beiden Männer überredeten ihre Frauen, einander zu töten.
- (3) Die beiden Männer versprachen mir, einander zu töten.
- (4) Die beiden Männer überredeten mich, einander zu töten.

Wir verstehen diese Sätze (selbst wenn sie neu in unserer Erfahrung sind) folgendermaßen: (1) ist eine nahe Paraphrase zu »Jeder der beiden Männer versprach seiner Frau, den anderen zu töten« und bedeutet, daß die Männer sich gegenseitig töten wollen. (2) ist eine nahe Paraphrase zu »Die beiden Männer überredeten ihre Frauen dazu, daß jede von ihnen die andere töten solle« und bedeutet, daß die Frauen sich gegenseitig töten werden. (3) ist eine nahe Paraphrase zu »Jeder der beiden Männer versprach mir, daß er den anderen töten werde«. (4) läßt sich jedoch in keiner dieser Weisen paraphrasieren und ist tatsäch-

lich kein Satz unseres »Repertoires«. Eine Erklärung für Tatsachen wie diese läßt sich im Rahmen einer abstrakten Sprachtheorie vorbringen, einer Theorie, die Skinner (ganz legitim) »mentalistisch« nennen würde. Es ist allerdings keineswegs leicht, eine befriedigende »mentalistische Erklärung« für diese und viele verwandte Tatsachen zu finden<sup>15</sup>, also ein System von allgemeinen Prinzipien, die diese Tatsachen erklären und nicht durch andere Tatsachen widerlegt werden. Eine Theorie »innerer (geistiger) Zustände« zu bilden ist im Gegensatz zu dem, was Skinner unterstellt, keineswegs leicht; wenngleich auch in diesem Falle eine Skinnersche Erklärung – durch Verwendung der mystischen Konzepte von »ähnlich« und »generalisiert« – ohne weiteres aus dem Ärmel geschüttelt werden kann, unabhängig von der Beschaffenheit der Tatsachen. Skinners Unfähigkeit, dies zu verstehen, wurzelt in seiner mangelnden Bereitschaft, Erklärungstheorien zu bilden, die einen empirischen Inhalt im Bereich des menschlichen Denkens und Handelns haben. Aufgrund dieser mangelnden Bereitschaft gibt es auch keinen erkennbaren Fortschritt: Die heutigen Formulierungen über diesen Bereich unterscheiden sich kaum von den fünfzehn oder zwanzig Jahre älteren. Es gibt auch keine überzeugenden Widerlegungen für diejenigen, die sich nicht aus der Ruhe bringen lassen, wenn man im Rahmen eines jeder Substanz baren Systems Erklärungen aus dem Ärmel schütteln kann, gleichgültig, wie die Tatsachen auch aussehen mögen.

## IV

Wir haben bisher den wissenschaftlichen Status der Skinnerschen Behauptungen untersucht. Wenden wir uns nun dem Thema des »Entwurfes einer Kultur« zu. Die Prinzipien von Skinners »Wissenschaft« lehren uns nichts über das »Entwerfen« einer Kultur (eben weil sie uns im Grunde überhaupt nichts lehren); doch das soll nicht heißen, daß Skinner uns über seine Vorstellungen völlig im dunkeln beließe. Er ist der Ansicht: »die Kontrolle der Bevölkerung als Ganzes muß an Fachleute delegiert werden – das heißt an Polizisten, Priester, Eigentümer, Lehrer, Therapeuten und so fort, an Menschen also, die über spezialisierte Verstärker und ihre kodifizierten Kontingenzen verfügen« (S. 160). Die Kontrolleure und Planer einer Kultur sollen selbst Mitglieder der kontrollierten Gruppe sein (S. 175f.). Wird zur Planung einer Kultur die Verhaltenstechnologie angewandt, so »fungiert hier die Erhaltung der Kultur als Wert«, und wenn unsere Kultur »weiterhin nicht ihre eigene Erhaltung, sondern Freiheit und Würde zum Hauptwert erhebt, ist es möglich, daß eine andere Kultur einen größeren Beitrag zur Zukunft leisten wird« (S. 186). Weigern wir uns, die verfügbaren Kontrollen auszuüben, so könnte dies »auf eine tödliche kulturelle Mutation hinauslaufen« (S. 185). »Leben, Freiheit und das Streben nach Glück sind grundlegende Rechte. Doch [...] für die Erhaltung einer Kultur haben sie nur geringere Bedeutung« (S. 184) – man darf neugierig sein, welche Bedeutung sie für einen Ver-

haltenstechnologien haben, dem die Erhaltung der Kultur als Wert gilt. Es sind wohl diese und ähnliche Bemerkungen (auf die wir gleich zurückkommen), die in einigen Lesern den Verdacht aufkommen ließen, daß Skinner für eine totalitäre Form von Kontrolle eintritt.

Es besteht kein Zweifel, daß es Skinner in seinen spezifischen Empfehlungen, so vage sie auch bleiben, gelungen ist, seine Position von der der »Literatur der Freiheit« abzuheben. Skinner behauptet, diese Literatur habe übersehen, »daß es Arten von Kontrolle gibt, die keinerlei aversive Folgen haben« (S. 48), sie habe zur Opposition gegen jegliche Kontrolle aufgerufen, während er, Skinner, einen viel ausgiebigeren Gebrauch von Kontrollen ohne aversive Folgen vorschlägt. Die bekannteste Kontrollform dieses unschädlichen Typus ist die Lohndifferenzierung, der Akkordlohn – man kann ganz offenkundig nicht sagen, daß die »Literatur der Freiheit« diese Art von Kontrollen »übersehen« habe. Seit der Industriellen Revolution hat sie sich ausführlich mit den Problemen der »Lohnsklaverei« und jener »unschädlichen« Form von Kontrolle beschäftigt, die eher auf Entzug und Belohnung als auf direkter Bestrafung beruht. Eben dieses Bemühen unterscheidet die Literatur der Freiheit deutlich von Skinners gesellschaftlichen Konzepten. Oder nehmen wir die Redefreiheit: Skinners Ansatz legt nahe, daß zwar eine Kontrolle der Rede durch direkte Bestrafung vermieden werden sollte, daß aber die Rede durchaus kontrolliert werden müßte, z. B. indem die angenehmen Tätigkeiten nur denjenigen zugewiesen wer-

den, die das sagen, was die Kulturplaner billigen. Skinners Ideen zufolge gäbe es keine Verletzung der akademischen Freiheit, wenn Beförderungen nur denjenigen garantiert würden, die sich in ihrem Reden und Schreiben nach den Regeln der Kultur richten, obschon es falsch wäre, noch weiter zu gehen und jeden zu bestrafen, der von der Linie abweicht, indem er sagt, was er für richtig hält. Es genügt, wenn solche »Abweichler« in einem Zustand der Entbehrung verbleiben. In der Tat, wenn wir den Menschen strenge Regeln vorschreiben, so daß sie immer wissen, was sie sagen müssen, um durch Beförderung oder Aufstieg »verstärkt« zu werden, dann machen wir »die Welt lediglich sicherer« und erreichen damit die Ziele der Verhaltenstechnologie (S. 80, 87). Die »Literatur der Freiheit« würde zweifellos solche Kontrollen verwerfen.

In der Tat gibt es nichts in Skinners Ansatz, was unvereinbar wäre mit einem Polizeistaat, in dem rigide Gesetze von Leuten zur Geltung gebracht werden, die ihnen selbst unterworfen sind, und in dem über allen gleichermaßen die Drohung einer schrecklichen Bestrafung schwebt. Skinner erklärt, das Ziel der Verhaltenstechnologie bestehe darin, »eine Welt zu entwerfen, in der strafbares Verhalten selten oder nie vorkommt« – eine Welt der »automatischen Tugend« (S. 72). Das »eigentliche Problem«, so legt er dar, »ist die Wirksamkeit von Kontrolltechniken«, mit denen wir »die Welt sicherer machen« (S. 80). Wir machen sie sicherer für »Säuglinge, geistig Zurückgebliebene oder Psychotiker«, indem wir die Dinge so arrangieren, daß strafbares

Verhalten selten vorkommt. Könnten wir alle Menschen in dieser Weise »behandeln«, so »würden wir viel Zeit und Energie sparen« (S. 72). Skinner gibt sogar, möglicherweise unbeabsichtigt, einige Hinweise, wie diese friedfertige Umwelt einzurichten wäre: »Ein Staat, der aus allen seinen Bürgern Spione macht, oder eine Religion, die die Vorstellung von einem allsehenden Gott fördert, sie machen praktisch die Flucht vor dem Strafenden unmöglich; punitive Kontingenzen sind maximal wirksam: Die Menschen zeigen gutes Verhalten, obgleich keine sichtbare Überwachung vorhanden ist« (S. 73). An anderer Stelle erfahren wir, daß die Freiheit »natürlich« größer wird, »wenn die sichtbare Kontrolle sich dem Blick entzieht« (S. 76). Daher ist die eben beschriebene Situation die der größtmöglichen Freiheit, da es in ihr keine sichtbare Kontrolle gibt. Aus demselben Grunde ist sie auch die der größtmöglichen Würde. Mehr noch: Da ja »unsere Aufgabe« schlicht darin besteht, »das Leben weniger punitiv zu gestalten« (S. 87), erscheint die Situation geradezu als ideal: Weil die Menschen sich wohlverhalten, ist das Leben nur minimal punitiv. So können wir denn voranschreiten »in Richtung auf eine Umwelt, in der Menschen automatisch gut sind« (S. 79).

Führen wird diese Gedanken weiter aus und stellen uns ein gut organisiertes Konzentrationslager vor, mit Insassen, die einander bespitzeln, und mit in der Ferne rauchenden Gasöfen, vielleicht auch gelegentlich ein paar verbalen Hinweisen als Mahnung an die Bedeutung dieses

Verstärkers. Das erschiene als eine nahezu perfekte Welt. Zwar bemerkt Skinner, daß ein totalitärer Staat moralisch falsch sei wegen seiner verzögerten aversiven Folgen (S. 178), aber in dieser wonnevollen Kultur gäbe es keinerlei aversive Folgen, weder unmittelbare noch verzögerte. Nichtgewünschtes Verhalten würde von Anbeginn an eliminiert durch die ständige Drohung der Krematorien und der allgegenwärtigen Spitzel. Somit wäre alles Verhalten automatisch »gut«, ganz der Forderung entsprechend. Es gäbe keine Bestrafung. Jedermann würde verstärkt werden – abgestuft natürlich, je nach seiner Fähigkeit, den Regeln zu gehorchen. In Skinners Schema gibt es keinerlei Einwand gegen eine solche Gesellschaftsordnung. Im Gegenteil, sie erscheint nahezu als ideal. Vielleicht könnten wir sie noch weiter verbessern, indem wir berücksichtigen, daß »die Überwindung einer Gefahr um so verstärkender wirkt, je größer die Gefahr gewesen ist« (wie beim Bergsteigen, S. 116). Wir können also die totale Verstärkung noch steigern und die Kultur verbessern, indem wir eine noch intensivere Drohung aufbauen – z. B. durch die Einfügung gelegentlicher Schreie oder blitzartig aufleuchtender Bilder von gräßlichen Folterungen in der Beschreibung der Krematorien vor unseren Mitbürgern. So könnte die Kultur erhalten bleiben, vielleicht für tausend Jahre.

Wenngleich man Skinners Empfehlungen auch so lesen kann, so wäre es doch eine falsche Schlußfolgerung, daß Skinner für Konzentrationslager und totalitäre Herrschaft eintritt (freilich formuliert er auch keinen Einwand dage-

gen). Eine solche Schlußfolgerung übersähe eine grundlegende Eigenschaft der Skinnerschen Wissenschaft, nämlich ihre Inhaltslosigkeit. Obwohl er offensichtlich glaubt, daß das »Erhalten einer Kultur« ein wichtiger Wert für die Verhaltenstechnologen sei, versäumt er es, die sofort aufkommenden Fragen zu untersuchen: Was ist mit einer Kultur, die sich wandelt? Hat sie überlebt oder ist sie gestorben? Angenommen, sie wandelt sich so, daß die grundlegenden Rechte des Individuums, die Skinner für überholt erachtet (S. 184f.), noch *erweitert* werden. Ist dies dann ein Überleben oder der Tod? Wollen wir, daß das Tausendjährige Reich überlebt? Warum nicht, wenn doch das Überleben der Kultur dem Verhaltenstechnologen als ein Wert gilt? Angenommen, die Menschen werden tatsächlich »verstärkt« durch (d.h. sie wollen lieber) eine Verringerung sowohl der Sanktionen als auch der abgestuften Verstärkung. Entwerfen wir dann wirklich die Kultur so, daß sie sich diesem Ziel nähert, verringern wir dann wirklich die effektiven Kontrollen, statt sie, wie Skinner es wünscht, auszuweiten? Angenommen, die Menschen sind so konstruiert, daß sie die Möglichkeit zu frei unternommener produktiver Arbeit sehnlichst herbeiwünschen. Angenommen, sie wollen sich ihr Handeln nicht länger vorschreiben lassen von Technokraten und Kommissaren, Bankiers und Industriebossen, von hysterischen Bomberpiloten, die sich mit Bauern, die ihr Haus verteidigen, auf psychologische Willenstests einlassen, von Verhaltenswissenschaftlern, die eine Taube nicht von einem Dichter unterscheiden

können, oder von sonst jemandem, der Freiheit und Würde zu tilgen oder in Vergessenheit zu versenken trachtet. Würden wir dann »unsere Kultur« so »entwerfen«, daß sie diese Ziele anstrebt (für die es selbstverständlich auch wieder eine Skinnersche Übersetzung gibt)? Auf all diese Fragen gibt Skinners Wissenschaft keine Antworten, ungeachtet ihres Anspruchs, daß sie volle Berücksichtigung der »Werte« ermögliche. Dies ist der Grund dafür, daß ihr Ansatz, wie gesagt, sich dem Anarchisten ebenso wie dem Faschisten anbietet.<sup>16</sup>

## V

Skinners Behandlung der Begriffe »Freizeit« und »Arbeit« gestattet interessante Einsichten in das Glaubenssystem des Behavioristen (soweit man überhaupt von einer identifizierbaren Doktrin sprechen kann, vgl. dazu oben). Erinnern wir uns an seine These, daß der Grad an Aktivität eines Organismus von seiner »umweltbezogenen Geschichte der Verstärkung« abhängt und daß »ein Organismus Verhalten auf einer Skala zwischen ausgeprägter Tatkraft und völliger Untätigkeit zeigen« kann (S. 190). Schwächung oder Nachlassen der Kontrollen würde demnach zu Passivität oder zufälligem Verhalten führen, insbesondere unter Bedingungen des Überflusses (geringe Entbehrung). Menschen sind »müßig«, so stellt Skinner fest, wenn sie »fast nichts zu tun haben«, zum Beispiel Menschen, die

»genügend Macht besitzen, um andere zu veranlassen oder zu zwingen, für sie zu arbeiten«, zum Beispiel auch Kinder, geistig Zurückgebliebene oder Geisteskranke, Mitglieder von Überfluß- und Wohlfahrtsgesellschaften und so fort. Solche Menschen »scheinen in der Lage zu sein, ›das zu tun, was sie wollen««. Dies, so fährt Skinner fort, »ist ein natürliches Ziel des Freidenkers« (S.182). Doch Muße oder Freizeit »ist ein Zustand, auf den die menschliche Spezies unzulänglichvorbereitet ist« (S.183) und darum eine gefährliche Bedingung.

Es liegt auf der Hand, daß man zu unterscheiden hat zwischen dem Zustand dessen, der »nichts zu tun hat«, und dem Zustand dessen, der »tun kann, was er will«. Zwar setzen beide Zustände ein Fehlen von Zwang voraus, doch um tun zu können, was einem beliebt, muß auch die Gelegenheit dazu vorhanden sein. Unter den Skinner-schen Annahmen ist es schwierig, zwischen diesen beiden Zuständen präzise zu unterscheiden, da es keinen Grund dafür gibt, daß einer die Gelegenheit zur Arbeit ergreifen könnte, ohne durch Entbehrung und Verstärkung dazu veranlaßt worden zu sein. So überrascht es nicht, wenn Skinner von der Definition der »Freizeit« oder Muße als dem Zustand, in dem einer scheinbar in der Lage ist, nach seinem Belieben zu handeln, ohne weiteres zu der Behauptung übergeht, daß Freizeit (d. h., »wenn man nichts zu tun hat«) eine gefährliche Bedingung sei, wie etwa im Falle eines Löwen im Käfig oder eines Menschen in einer Anstalt.

In der Lage zu sein, nach Belieben zu handeln, ist ein natürliches Ziel des Freidenkers; nichts zu tun zu haben ist jedoch keines. Mag es auch richtig sein, daß die menschliche Spezies auf den Zustand des Nichts-zu-tun-Habens unzulänglich vorbereitet ist, so ist es doch etwas ganz anderes, wenn man sagt, sie sei schlecht gerüstet für die Freiheit, nach eigenem Belieben zu handeln. Menschen, die diese Freiheit besitzen, können durchaus sehr hart arbeiten, wenn sich ihnen die Gelegenheit zu interessanter Arbeit bietet. Ebenso braucht ein Kind, das im Skinner'schen Sinne »müßig« ist, nicht unbedingt erst »verstärkt« zu werden, um seine Energie in kreativen Tätigkeiten zu verausgaben, es kann vielmehr die Gelegenheit dazu mit Eifer nutzen. Doch Skinners ungenauer Gebrauch des Freizeit- und Muße-begriffs, so verständlich er unter seinen eigenen Voraussetzungen auch sein mag, verwischt gerade den grundlegenden Unterschied zwischen der Freiheit, nach eigenem Belieben zu handeln (für Skinner nur dem Anschein davon, da er überzeugt ist, daß es nichts dergleichen gibt), und dem Zustand des Nichts-zu-tun-Habens, wie er z.B. in einer Anstalt oder bei Arbeitslosigkeit besteht, wenn keine interessante Arbeit zugänglich ist. Somit erwecken Skinners Bemerkungen den Eindruck, es könne gefährlich sein, ja vielleicht gar eine weitere »tödliche kulturelle Mutation« hervortreiben, wenn gesellschaftliche Verhältnisse geschaffen würden, in denen die Menschen frei sind, ihre Arbeit selbst zu wählen, und wo sie in befriedigender Arbeit aufgehen können. Auch die zusätzliche

Bemerkung, es bedürfe »besonderer kultureller Voraussetzungen« (die aber nicht weiter dargelegt werden), um diejenigen, die über Muße verfügen, zu Produktivität in Kunst, Literatur oder Wissenschaft hinzuführen (S.184), trägt ebensowenig zur Klärung des Problems bei wie die anderen Bemerkungen über »Kontingenzen der Verstärkung«.

Durch die gesamte Darlegung Skinners zieht sich untergründig die vage Annahme, daß die Individuen lediglich vor sich hinvegetieren, wenn sie keinen »Verstärkungen« ausgesetzt werden. Daß es ein immanentes menschliches Bedürfnis nach produktiver Arbeit geben könnte, daß ein freier Mensch, sobald er irgend die Gelegenheit dazu hat, sich solche Arbeit suchen und ihr energisch nachgehen würde, ist eine Möglichkeit, die an keiner Stelle auch nur angedeutet wird – obwohl freilich das inhaltslose System der Skinnerschen Übersetzungen die Möglichkeit bietet, solche Arbeit wieder »verstärkend« zu nennen (und zu behaupten, daß sie deshalb getan würde), falls jemand eine Vorliebe für Tautologien haben sollte.

Die Annahme, die im Hintergrund der Skinnerschen Diskussion über Muße und Freizeit steht, taucht auch in einer anderen Arbeit auf, die insofern ernsthafter ist, als sie wenigstens die Form einer Argumentation hat und auf gewisse Anhaltspunkte gegründet ist. In einem neueren Artikel, an dem sich eine beträchtliche Kontroverse entzündet hat, versucht der Harvard-Psychologe Richard Herrnstein<sup>17</sup> zu zeigen, daß die amerikanische

Gesellschaft auf dem Wege zu einer stabilen erblichen Meritokratie sei, mit sozialer Schichtung nach angeborenen Unterschieden und entsprechender Verteilung der »Belohnungen«. Die Argumentation geht von der Hypothese aus, daß die Unterschiede in den geistigen Fähigkeiten vererbt werden und daß Leute, die sich in ihren geistigen Fähigkeiten wenig unterscheiden, mit größerer Wahrscheinlichkeit untereinander heiraten und sich reproduzieren<sup>18</sup>; dies ließe dann auf eine Tendenz zu langfristiger Schichtung nach Maßgabe der geistigen Fähigkeiten schließen, die Herrstein mit dem Intelligenzquotienten (IQ) zu messen gedenkt. Zweitens sagt er, daß der »Erfolg« bestimmte geistige Fähigkeiten erfordere und daß die gesellschaftlichen Belohnungen »vom Erfolg abhängig sind«. Dieser Argumentations-schritt enthält zwei Annahmen: erstens, daß es tatsächlich so ist, und zweitens, daß es so sein muß, wenn die Gesellschaft effektiv funktionieren soll. Die Schlußfolgerung lautet dann, daß eine Tendenz zur erblichen Meritokratie besteht, mit einer Konzentration von »sozialen Standards (in denen sich Einkommen und Prestige reflektieren)« in Gruppen mit höherem IQ. Beschleunigt wird diese Tendenz in dem Maße, in dem die Gesellschaft »egalitärer« wird, d. h. in dem gesellschaftliche Barrieren beseitigt und Mängel der pränatalen Umwelt (z. B. in der Ernährung) überwunden werden usw., so daß die natürlichen Fähigkeiten eine größere Rolle beim Erwerb gesellschaftlicher Belohnungen spielen können.

Je egalitärer also die Gesellschaft wird, desto stärker konzentrieren sich die gesellschaftlichen Belohnungen in einer erblichen meritokratischen Elite.

Herrnstein ist wegen dieser Argumentation von vielen als Rassist bezeichnet worden – ein Schluß, der mir nicht gerRechtfertigt zu sein scheint. In seiner Argumentation steckt jedoch ein ideologisches Element, das selbst in absolutem Widerspruch zu ihr steht. Untersuchen wir den zweiten Schritt, d. h. die Behauptung, der IQ sei ein Faktor beim Erwerb von Belohnung, und dies müsse so sein, wenn die Gesellschaft effektiv funktionieren soll. Herrnstein gibt selber zu, daß seine Argumentation zusammenbrechen würde, wenn die Gesellschaft sich tatsächlich in Übereinstimmung mit dem »sozialistischen Diktum Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen« organisieren ließe. Seine Argumentation träfe nicht auf eine Gesellschaft zu, in der »Einkommen (wirtschaftliches, gesellschaftliches und politisches) nicht vom Erfolg beeinflußt wird«. Er versäumt allerdings, darauf hinzuweisen, daß seine Argumentation nicht nur voraussetzt, daß Erfolg belohnt werden muß, sondern auch, daß die Belohnung in ganz spezifischer Weise stattzufinden hat. Würden zum Beispiel Individuen für ihren Erfolg nur durch Prestige belohnt, so ergäbe sich daraus keine bedeutsame Schlußfolgerung; es ergäbe sich lediglich (wenn man die übrigen Annahmen als gegeben nimmt), daß Kinder von Leuten, die wegen ihrer Leistungen geachtet werden, mit

größerer Wahrscheinlichkeit auch ihrerseits für ihre Leistungen geachtet werden – ein banales Ergebnis, selbst wenn es stimmt. Mag sein, daß der Sprößling zweier olympischer Schwimmer eine überdurchschnittliche Chance zur Erringung des gleichen Erfolges (und der gleichen Bewunderung dafür) hat, doch aus einer solchen Hypothese ergeben sich keine aufregenden gesellschaftlichen Konsequenzen.

Obwohl die Sache eigentlich klar zutage liegt, ist sie mißverstanden worden (insbesondere von Herrnstein) und verdient darum noch einen weiteren Kommentar. Nehmen wir mit Herrnstein als gegeben, daß Fähigkeit »sich nur in Arbeit um des Gewinnes willen ausdrückt« und als solche zum Teil erblich ist. Denken wir uns zwei Eltern mit überdurchschnittlichen Fähigkeiten, die dadurch einen überdurchschnittlichen Zuwachs  $B$  an Belohnung gewinnen. Der Hypothese zufolge hat ihr Kind wahrscheinlich ebenfalls überdurchschnittliche Fähigkeiten, wenn auch geringere als die Eltern, wegen der von Herrnstein festgestellten Regression auf das Mittelmaß. Somit ist zu erwarten, daß das Kind kraft seiner eigenen Fähigkeit einen überdurchschnittlichen Zuwachs  $B'$  gewinnt, wobei  $B'$  aber niedriger als  $B$  ist. Nehmen wir nun an, die Belohnung besteht aus Reichtum. Angesichts der besonderen Eigenart dieser Form von Belohnung in unserer Gesellschaft ist der Gesamtzuwachs des Kindes also  $B' + B_1 + B_2 + B_3$ , wobei  $B_1$  der auf das Kind übertragene Teil von  $B$  ist,  $B_2$  der Zuwachs aus dem Umstand, daß  $B_1$

selbst wieder zusätzlichen Reichtum hervorbringt, und  $B_3$  der Zuwachs über  $B'$  hinaus, den das Kind kraft seiner anfänglichen Vorteile durch den Besitz von  $B_1$  gewinnt. In unserer Gesellschaft sind  $B_1$ ,  $B_2$  und  $B_3$  solide Größen und akkumulieren sich über die Generationen hin. Wenn also die gesellschaftliche Belohnung aus Reichtum besteht, so dürfte es in der Tat eine bedeutende Tendenz zur langfristigen Konzentration dieser Belohnung in bestimmten Familien geben. Sind aber die gesellschaftliche Belohnung und ihre Auswirkung nicht übertragbar, so ist der Gesamtwuchs des Kindes schlicht  $B'$ , also im allgemeinen geringer als  $B$ , und nichts entspricht dann dem soliden und kumulativen Zuwachs  $B_1 + B_2 + B_3$ . Wenn also Prestige und Bewunderung als motivierende gesellschaftliche Belohnung genügen, so ist keine bedeutsame Tendenz zur Konzentration der Belohnung in einer »erblichen Meritokratie« – wie Hennstein meint – festzustellen, und seine »äußerst beunruhigende« Schlußfolgerung bricht in sich zusammen. Was es an unbedeutenden Tendenzen in dieser Richtung vielleicht geben mag, wird dadurch noch weiter verringert, daß die Kreuzung jener Art Fähigkeit, die »Belohnung« erbringt, bestenfalls nur einer der Faktoren ist, die bei der Partnerwahl im Spiel sind. Doch gleichgültig, wie stark die Tendenz zur Wahrung von Prestige in den Familien auch sein mag, sie hat schließlich niemals jene weitläufigen gesellschaftlichen Konsequenzen, die sich aus der Konzentration von Reichtum ergeben.

Im übrigen unterscheiden sich Prestige und Bewunderung auch darin vom materiellen Reichtum, daß die Vergabe einer größeren Portion dieser »Belohnung« an den einen keine entsprechende Verkleinerung der Portionen für andere zur Folge haben muß. Wenn die Belohnung in Prestige besteht, so ließe sich – auch wenn man Herrnsteins Voraussetzung akzeptiert, daß die Individuen ausschließlich um des Gewinnes willen arbeiten – die Durchführung der Arbeit auch dadurch gewährleisten, daß jedem Einzelnen gleichermaßen Prestige nach Maßgabe seiner Leistung und in Übereinstimmung mit seinen Fähigkeiten zugesichert wird, unabhängig von der Aufgabe, die er zu erfüllen hat. (Man beachte auch, daß es keinen Grund gibt, dem Höherbefähigten mehr Prestige zuzusichern, so daß Herrnsteins Überzeugung von der Unvermeidlichkeit einer erblichen Meritokratie auch aus einem anderen Blickwinkel unbegründet ist – immer unter der Voraussetzung, daß die Belohnung in Prestige oder Bewunderung besteht.) Freilich ist es denkbar, daß einer nur dann zu arbeiten bereit ist, wenn seine Belohnung in Form von Prestige nicht nur größer als das ist, was er auch ohne Arbeit oder durch schlechtere Arbeit erreichen würde, sondern auch größer als das anderen für ihre Leistungen gewährte Prestige. Ein solcher Mensch würde sich wohl auch dann beraubt und bestraft vorkommen, wenn andere erfolgreich sind, zum Beispiel, wenn einer einen überragenden Roman schreibt oder eine wissenschaftliche Entdeckung macht oder eine gute Zimmermannsar-

beit verrichtet und dafür geachtet wird. Statt sich daran zu erfreuen, würde dieser Unglückliche daran leiden. Für ihn wären »Prestigeabstufungen« eine Quelle des Leides und der Freude und eine notwendige Bedingung dafür, daß er sich überhaupt einer Anstrengung unterzieht. Es gibt allerdings keinen Grund zu der Annahme, daß diese Form von psychischer Krankheit charakteristisch für die menschliche Gattung ist.

Nicht ohne Interesse stellt man nun fest, daß Herrstein tatsächlich meint, die Menschen seien von Natur aus so geschaffen, daß eben diese Krankheit typisch für sie ist. Wenn das Prestige stark genug wäre, so argumentiert er, um »die Arbeit nicht schlechter in Gang zu halten, als es die Belohnungen in unserer Gesellschaft, einschließlich Geld und Macht, zu tun pflegen«, dann würde ein Prestigemangel »Trübsinn und Kummer« verursachen, und die Gesellschaft würde »durch einen tödlichen Kampf um Prestige« neu aufgeteilt, »stratifiziert«, bis sich jene »erbliche Meritokratie« herausgebildet hat, die er für unvermeidlich hält. Wir haben bereits gesagt, daß im Falle einer Belohnung in Form von Prestige die Annahme einer langfristigen »Stratifizierung« der Gesellschaft falsch ist, selbst wenn man die übrigen Voraussetzungen als gegeben nimmt. Wie steht es nun mit der weiteren Annahme, nämlich daß die Menschen nach »differenzierter Belohnung« verlangen, »differenziert« in dem besonderen Sinne, daß sie für ihre Arbeit nicht nur mehr Prestige ernten wollen, als sie auch ohne oder mit schlechterer Arbeit bekommen

hätten, sondern vor allem mehr Prestige als die anderen? Wenn diese Annahme richtig sein sollte, so können wir jetzt schon erwarten, daß die Menschen unter »schmerzhaften psychischen Entbehungen« leiden, sobald jemand etwas leistet und dafür geachtet wird, und daß sie sich in einem »tödlichen Kampf um Prestige« befinden. Mag das auch immerhin vorstellbar sein, so erscheint es mir gleichwohl noch kurioser und weniger einsichtig als die übrigen Annahmen Herrnsteins, denen wir uns gleich zuwenden werden. Aber gleichgültig, welchen Status diese eigenartige Meinung über die menschliche Natur haben mag, es sollte jedenfalls klar sein, daß sie nichts mit Herrnsteins zentraler und »äußerst beunruhigender« Schlußfolgerung zu tun hat. Um es zu wiederholen: Wenn Prestige und Achtung ausreichen, um zur Arbeit zu motivieren (immer unter der Voraussetzung, daß Fähigkeiten sich ausschließlich in Arbeit um des Erwerbs willen ausdrücken), dann gibt es weder einen Grund zu der Annahme einer langfristigen Tendenz in Richtung auf eine »erbliche Meritokratie«, noch wird eine solche Tendenz durch die Verwirklichung »derzeitiger politischer und gesellschaftlicher Ziele« beschleunigt, noch gibt es einen Grund, aus dem man Herrnsteins »Extrapolation« akzeptieren müßte, daß eine stabile »erbliche Meritokratie« zwangsläufig in jeder möglichen Gesellschaft aufkommen müsse. Kurzum, von jener »äußerst beunruhigenden« Schlußfolgerung bleibt nichts bestehen. Die für Herrnstein und andere so beunruhigende Schlußfolgerung lautet jedoch, daß es Reichtum und

Macht sind, die zur Konzentration in einer erblichen Meritokratie neigen. Das ergibt sich allerdings nur, wenn man annimmt, daß Reichtum und Macht (nicht bloß Achtung) die Belohnung für erfolgreiche Leistungen sein müssen und daß sie (oder ihre Auswirkungen) als solche von den Eltern auf die Kinder vererbt werden. Das Problem wird dadurch vernebelt, daß Herrnstein es versäumt, die spezifischen und für seine Argumentation entscheidenden Faktoren herauszuarbeiten, und weil er den Ausdruck »Einkommen (wirtschaftliches, gesellschaftliches und politisches)« als Oberbegriff für alle Arten von »Belohnung«, für Achtung ebenso wie für materiellen Reichtum, benutzt. Zusätzlich wird es vernebelt, weil er immer wieder in eine Gleichsetzung von »sozialem Standard« mit materiellem Reichtum verfällt. So schreibt er zum Beispiel, bei sehr spitz zulaufender Gesellschaftspyramide könnten die Menschen am Boden der Pyramide nur dadurch befreit werden, daß »der Gesamtreichtum der Gesellschaft vergrößert wird, so daß mehr Raum an der Spitze entsteht« – eine falsche Schlußfolgerung, wenn »sozialer Standard« eine Frage von Bewunderung und Achtung ist (wir wollen gar nicht weiter ausführen, daß eine Neuverteilung des Einkommens sogar noch unter Herrnsteins stillschweigender Voraussetzung als durchaus sinnvolle Strategie erschiene).

Prüfen wir nun die engere Voraussetzung, die für seine Argumentation entscheidend ist: Reichtum und Macht, die beide übertragbar sind, entstehen aus geistigen Fähigkeiten,

und dies muß so sein, wenn die Gesellschaft effektiv funktionieren soll. Wenn diese Voraussetzung falsch ist und die Gesellschaft sich mehr oder weniger in Übereinstimmung mit dem »sozialistischen Diktum« organisieren läßt, dann bleibt von Herrnsteins Argumentation nichts übrig (außer daß sie für eine Konkurrenzgesellschaft gelten würde, auf die seine übrigen Voraussetzungen zutreffen). Doch sie ist richtig, wie Herrstein behauptet. Der Grund dafür liegt darin, daß Fähigkeiten »sich ausschließlich in Arbeit um des Gewinns willen ausdrücken« und daß die Menschen »um Gewinn – ökonomischen oder anderen – miteinander wetteifern«. Die Menschen sind nur zur Arbeit bereit, wenn sie dafür mit »gesellschaftlichem und politischem Einfluß oder mit einem Nachlassen von Bedrohung« belohnt werden. All das wird einfach nur behauptet; es wird keinerlei Begründung dafür geben. Man beachte auch hier, daß die Argumentation jene beunruhigende Schlußfolgerung nur dann stützt, wenn wir den »Gewinn«, um den die Menschen angeblich wetteifern, mit übertragbarem Reichtum und Macht gleichsetzen.

Welchen Grund gibt es, jene entscheidende Voraussetzung anzunehmen, daß die Menschen nur arbeiten, um Gewinn in Form von Reichtum und Macht (beide übertragbar) einzuheimsen, so daß die Gesellschaft nicht nach dem sozialistischen Diktum organisiert werden kann? In einer leidlich vernünftig organisierten Gesellschaft hätte jedermann die Möglichkeit zu interessanter Arbeit, und jedem würde der größtmögliche Spielraum für seine Ta-

lente gewährt. Würde man noch mehr verlangen, insbesondere etwa äußere Belohnung in Form von Reichtum und Macht? Wohl nur dann, wenn wir annehmen, daß die Entfaltung der Talente eines Menschen in interessanter und gesellschaftlich nützlicher Arbeit nicht ihren Lohn in sich selbst findet, daß es also keine innere Befriedigung in kreativer und produktiver, den jeweiligen Fähigkeiten angemessener Arbeit gibt, oder auch in der Hilfe für andere (z. B. die Familie, die Freunde, Kollegen oder einfach die Mitglieder der Gesellschaft). Solange wir dies nicht annehmen, folgt selbst dann, wenn wir die übrigen Voraussetzungen Herrnsteins als gegeben akzeptieren, in keiner Weise, daß es eine Konzentration von Reichtum oder Macht oder Einfluß in einer erblichen Elite geben muß.

Die implizite Voraussetzung bei Herrnstein ist im Endeffekt dieselbe wie bei Skinner. Wenn Herrnsteins Argumentation stichhaltig sein soll, müssen wir davon ausgehen, daß die Menschen lediglich um des Erwerbs willen zu arbeiten bereit sind und daß die Befriedigung an interessanter oder gesellschaftlich nützlicher Arbeit oder an gut getaner Arbeit oder an der Achtung, die gegenüber dergleichen bezeugt wird, keinen ausreichenden »Gewinn« darstellt, mit dem man jemanden zur Arbeit bewegen kann. Daher lautet die Voraussetzung, kurz gesagt, daß die Menschen ohne materielle Belohnung nur vor sich hin vegetieren. Dafür wird indes nicht einmal der Anschein eines Argumentes geboten. Im Gegenteil, Herrnstein behauptet lediglich, wenn z. B. Bäcker und Holzfäller »die

Spitzenlöhne und die höchste gesellschaftliche Achtung« erlangten<sup>19</sup> anstelle jener, die heute an der Spitze der gesellschaftlichen Pyramide stehen, dann »würde sich auch die IQ-Skala umkehren« und die Talentiertesten würden alles tun, um Bäcker oder Holzfäller zu werden. Das ist nun freilich kein Argument, sondern bloß eine Wiederholung der Behauptung, daß die Individuen zwangsläufig nur für äußere Belohnung arbeiten. Außerdem ist es äußerst unwahrscheinlich. Ich zweifle sehr daran, daß Herrnstein ein Bäcker oder Holzfäller werden würde, wenn er dadurch mehr Geld verdienen könnte.

Ähnliche Kritik ist schon früher gegen Herrnstein vorgebracht worden<sup>20</sup>, doch als Erwiderung hat er lediglich seine Überzeugung wiederholt, daß es keinen Weg gebe, »den Gifthauch der differenzierten Belohnungen abzustellen«. Wiederholte Behauptungen sind jedoch nicht mit Argumentationen zu verwechseln. Und Herrnsteins Behauptung über die Geschichte, die uns ja zeige, daß ... ist im Grunde schon ein Eingeständnis seiner Niederlage. Selbstverständlich zeigt die Geschichte eine Konzentration von Reichtum und Macht in den Händen derer, die sie zu akkumulieren in der Lage sind. Man hätte gedacht, daß Herrnstein wenigstens versucht, mehr als solche Binsenwahrheiten vorzubringen. Indem er seine Argumentation letztlich auf diese Versicherung reduziert, gibt er implizit bereits zu, daß er keinerlei Rechtfertigung für die entscheidende Voraussetzung seiner ganzen Argumentation hat – eben die unbegründete und unbewiesene Behauptung,

daß dem Höherentalentierten auch höhere Belohnung zustehe.

Schauen wir genauer auf das, was Geschichte und Erfahrung zeigen, so stellen wir fest, daß immer dann, wenn der Kombination von Rücksichtslosigkeit, Schläue, Unterwürfigkeit und sonstigen Qualitäten, die »Erfolg« in Konkurrenzgesellschaften garantieren, freie Entfaltung gestattet wird, die Inhaber dieser Qualitäten aufsteigen und ihre Reichtümer und Macht benutzen, um die so erworbenen Privilegien zu sichern und auszuweiten. Sie konstruieren dann auch Ideologien, um zu demonstrieren, daß dieses Ergebnis fair und gerecht sei. Wir stellen aber auch fest, daß viele Menschen, ganz im Gegensatz zur kapitalistischen Ideologie und zur behavioristischen Doktrin (von der nicht-tautologischen Axt), häufig nicht ausschließlich oder auch nur primär handeln, um materiellen Gewinn zu erwerben, oder auch nur, um die Akklamation für ihr Tun zu maximieren. Und was das Argument angeht, die »Geschichte beweise« die Unhaltbarkeit jenes »sozialistischen Diktums«, das Herrnstein verwerfen muß, um seine Argumentation aufrechtzuerhalten, so kann man ihm den Status jener Argumente des 18. Jahrhunderts zuweisen, die aus der Geschichte bewiesen, daß die kapitalistische Demokratie unmöglich sei.

Zuweilen trifft man auf das Argument, daß die Menschen »ökonomische Maximierer« seien, was man daraus ersehen könne, daß einige von ihnen materielle Belohnungen und Macht akkumulieren, wann immer sich ihnen Ge-

legenheit dazu bietet.<sup>21</sup> In ähnlicher Logik ließe sich auch beweisen, daß die Menschen psychopathische Verbrecher sind, da ja diejenigen mit gewalttätigen kriminellen Tendenzen unter gesellschaftlichen Bedingungen, in denen sie keiner Einschränkung unterliegen, sehr wohl Macht und Reichtum akkumulieren würden, während die Nicht-Psychopathen in sklavischer Abhängigkeit litten. Es liegt auf der Hand, daß wir aus den Lektionen der Geschichte nur höchst vorläufige und tastende Schlußfolgerungen ziehen können.

Angenommen, Herrnsteins grundlegende Voraussetzung ist falsch. Angenommen, es gibt tatsächlich eine innere Befriedigung für den, der seine Talente in reizvoller und kreativer Arbeit entfalten kann. Dann ließe sich doch argumentieren, daß diese innere Befriedigung sogar eine Verringerung der äußeren Belohnung kompensieren würde und daß also »Verstärkung« eher für die Verrichtung von unangenehmen und langweiligen Arbeiten vergeben werden sollte. Es würde daraus folgen, daß Reichtum (und die daraus resultierende Macht) sich eher bei denen konzentrieren würde, die am wenigsten talentiert sind. Ich will hier nicht auf dieser Folgerung herumreiten, sondern nur vermerken, daß sie einsichtiger als diejenige Herrnsteins wäre, im Falle, daß seine grundlegende und unbewiesene Behauptung falsch ist.

Die Meinung, daß die Menschen durch »Gewinn« zur Arbeit getrieben oder gezogen werden müßten, ist recht sonderbar. Freilich ist sie richtig, wenn wir das inhalts-

leere Skinnersche Schema benutzen und von der »verstärkenden Qualität« interessanter und nützlicher Arbeit sprechen, und sie mag auch noch richtig sein, wenngleich irrelevant für Herrnsteins These, sofern der erstrebte »Gewinn« bloß allgemein aus Achtung und Prestige besteht. Aber die für Herrnsteins Argumentation notwendige Voraussetzung, nämlich daß die Menschen durch Belohnung in Form von Reichtum und Macht zur Arbeit getrieben oder gezogen werden müßten, läßt sich offensichtlich weder aus der Wissenschaft ableiten, noch wird sie durch persönliche Erfahrungen gestützt. Wie schon gesagt, habe ich den Verdacht, daß Herrnstein die Verallgemeinerung nicht für sich selbst gelten lassen würde. So bin ich keineswegs davon überzeugt, daß er sich sofort für einen Job z. B. als Straßenkehrer melden würde, wenn er dafür besser als in seiner derzeitigen Stellung als psychologischer Lehrer und Forscher bezahlt würde. Ich bin sicher, daß er sagen würde, er tue seine Arbeit nicht deshalb, weil sie seinen Wohlstand vergrößert (oder auch nur sein Prestige), sondern weil sie interessant ist, das heißt ihren Lohn in sich selbst findet; und es gäbe auch keinen Grund, an der Richtigkeit dieser seiner Aussage zu zweifeln. Aber Herrnsteins Ausführungen zufolge legen die statistischen Materialien den Gedanken nahe: »Wenn du ein *sehr* hohes Einkommen anstrebst und einen hohen IQ hast, dann verschwende deine Zeit nicht mit formaler Ausbildung über die High School hinaus.« Bist du also ein ökonomischer Maximierer und hast einen hohen IQ, so kümmere dich

nicht weiter um die Universität! Wenige befolgen diesen Rat, höchstwahrscheinlich deshalb, weil sie interessante Arbeit der bloßen materiellen Belohnung vorziehen. Die Annahme, daß die Menschen ausschließlich für Gewinn in Form von Reichtum und Macht zu arbeiten bereit seien, ist nicht nur unbegründet, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach falsch – wenn wir von extremen Entbehrungssituationen absehen. Doch eben diese degradierende und brutale Annahme, weit verbreitet in der kapitalistischen Ideologie und im behavioristischen Konzept vom menschlichen Wesen (wiederum den tautologischen Behaviorismus eines Skinner ausgenommen), ist die Grundlage der Herrnsteinschen Argumentation.

Es gibt noch andere ideologische Elemente bei Herrnstein, die mehr am Rande stehen, aber gleichwohl Aufmerksamkeit verdienen. So beschreibt er die Gesellschaft, wie er sie sieht, durchweg als eine in Entwicklung begriffene »Meritokratie«, womit er das Werturteil ausdrückt, daß die Belohnung erbringenden Eigenschaften ein Zeichen von Verdienst seien, also positive Eigenschaften. Dabei denkt er zwar vor allem an den IQ, räumt freilich ein, daß sehr wohl auch andere Faktoren beim Erwerb »gesellschaftlichen Erfolges« im Spiel sein können. Man könnte nun zu Recht auf den Gedanken kommen, daß Reichtum und Macht tendenziell denen zuwachsen, die rücksichtslos, gerissen, geizig, selbstbezogen sind, weder Sympathie noch Mitleid aufbringen, sich der Autorität unterwerfen und

jederzeit bereit sind, Prinzipien zugunsten von materiellem Gewinn aufzugeben usw. Zudem wäre es möglich, daß diese Züge nicht weniger erblich als der IQ sind, ja daß sie als Faktoren beim Erwerb materieller Belohnung den IQ sogar ausstechen. Vielleicht sind solche Qualitäten überhaupt die entscheidenden in einem Krieg aller gegen alle. Ist dies nun aber der Fall, dann ließe sich die daraus entstehende Gesellschaft (um Herrnsteins »Syllogismus« anzuwenden) kaum als eine »Meritokratie« beschreiben. Durch die Benutzung des Wortes Meritokratie umgeht Herrnstein eine Reihe von wichtigen Fragen und offenbart implizite Vorstellungen über unsere Gesellschaft, die alles andere als selbstverständlich sind.

Lehrer in Getto-Schulen stellen im allgemeinen fest, daß selbstsichere Schüler voller Phantasie und Energie, die nicht bereit sind, sich der Autorität zu unterwerfen, häufig als Unruhestifter angesehen und bestraft werden und gelegentlich sogar von der Schule geworfen werden. Die implizite Annahme, daß in einer hochgradig abgestuften Gesellschaft (oder in einer mit ungeheuren Ungleichheiten in der Verteilung von Reichtum und Macht) ausgerechnet der »Verdienstvolle« es sein soll, der belohnt wird, ist wahrhaftig sonderbar.

Untersuchen wir weiter Herrnsteins Annahme, daß gesellschaftliche Belohnung tatsächlich denen zuwachse, die wohltätige und nützliche Dienste leisten. Er behauptet, daß die berufliche Stellung, der »Okkupationsgradient«, ein »natürliches Maß für Wert und Mangel« sei und daß »die

Zusammenhänge zwischen IQ, beruflicher Stellung und gesellschaftlichem Standard einen praktischen Sinn ergeben«. Das ist seine Ausdrucksweise der geläufigen Theorie, nach der die Menschen in einer gerechten Gesellschaft automatisch belohnt würden (und also in der unsrigen mehr oder weniger automatisch), je nach ihrem Beitrag zum gesellschaftlichen Wohl oder ihrem »Output«. Die Theorie ist ebenso weit verbreitet wie ihre Trugschlüsse. Angesichts großer Ungleichheit in der Verteilung des materiellen Reichtums werden wir eher erwarten, daß der »Okkupationsgradient« in Form von Bezahlung ein natürliches Maß für die Dienste ist, die einer den Reichen und Mächtigen, denen, die ihn kaufen und zwingen können, leistet – und daß er höchstens zufällig »ein natürliches Maß für Wert« ist. Und die von Herrnstein festgestellten Zusammenhänge zwischen IQ, beruflicher Stellung und gesellschaftlichem Standard ergeben »praktischen Sinn« nur für die Inhaber von Reichtum und Macht, nicht aber zwangsläufig für die Gesellschaft oder ihre Mitglieder im allgemeinen.<sup>22</sup> Das ist offensichtlich. Daß Herrnstein es nicht bemerkt, ist überraschend vor allem angesichts der Daten, auf die er seine Bemerkungen über das Verhältnis zwischen gesellschaftlicher Belohnung und beruflicher Stellung begründet. Seine Urteile beruhen auf einem Katalog von Berufen, aus dem hervorgeht, daß z. B. Steuerberater, Werbespezialisten, Rechnungsprüfer und Verkaufeleiter tendenziell einen höheren IQ haben (und darum, so würde Herrnstein behaupten, höhere Bezahlung erhalten, was auch so sein

müsse, wenn die Gesellschaft effektiv funktionieren sollte) als z. B. Musiker, Nietenschläger, Bäcker, Holzfäller oder Lastwagenfahrer. Steuerberater stehen an oberster Stelle in der 74 Positionen umfassenden Liste, Werbespezialisten an vierter Stelle, Musiker an 35., Nietenschläger an 50., Bäcker an 65., Lastwagenfahrer an 67. und Holzfäller an 70. Stelle. Aus solchen Daten zieht Herrnstein seinen Schluß, daß die Gesellschaft weise »mit ihren intellektuellen Ressourcen haushält«<sup>23</sup> und daß die berufliche Stellung ein natürliches Wertmaß sei und praktischen Sinn ergebe. Ist es etwa selbstverständlich, daß ein Steuerberater, der einer großen Firma zu einer optimal vorteilhaften Steuererklärung verhilft, eine Arbeit von größerem gesellschaftlichen Wert verrichtet als z. B. ein Musiker, ein Nietenschläger, Bäcker, Lastwagenfahrer oder Holzfäller? Ist ein Rechtsanwalt, der hunderttausend Dollar einstreicht, um eine gefährliche Droge auf dem Markt zu halten, für die Gesellschaft wertvoller als ein Landarbeiter oder ein Kindermädchen? Verrichtet ein Chirurg, der die Reichen operiert, mehr gesellschaftlich wertvolle Arbeit als ein praktischer Arzt in den Slums, der womöglich viel schwerer und für viel weniger äußere Belohnung arbeitet? Die berufliche Stellung, die Herrnstein zur Stützung seiner Ausführung über die Korrelation zwischen IQ und gesellschaftlichem Wert anführt, reflektiert gewiß, zumindest teilweise, die Anforderungen der Inhaber von Reichtum und Macht. Zum Beweis der Herrnsteinschen These, daß die an der Spitze der Liste genannten Berufe die höchsten Dienste für die »Gesellschaft«

leisten – einer Gesellschaft, die weise mit ihren Ressourcen haushält, indem sie Steuerberater, Werbespezialisten und Ingenieure (z. B. Konstrukteure von Splitterbomben usw.) für ihre besonderen Fähigkeiten hoch belohnt –, bedarf es wahrhaftig besserer Argumente. Herrnsteins Unfähigkeit, zu erkennen, was sich unmittelbar aus seinen Daten ergibt, ist ein weiterer Hinweis auf seine unkritische und wohl unbewußte Übernahme der kapitalistischen Ideologie in ihrer krudesten Form.

Wenn eine Reihenfolge der Berufe nach dem IQ mit einer Reihenfolge der Berufe nach dem Einkommen korreliert, so wäre zu beachten, daß sich die von Herrnstein zitierten Daten zum Teil als Anzeichen dafür interpretieren ließen, daß materielle Belohnungen in der Regel mit Berufen verknüpft sind, die den Reichen und Mächtigen dienen, und daß sie sich gegen Arbeiten sperren, die womöglich befriedigender und gesellschaftlich nützlicher sind. Dies wäre immerhin eine plausible Annahme – allerdings eine, die Herrnstein mit seiner unbefragten Akzeptierung der herrschenden Ideologie an keiner Stelle diskutiert.

Zweifellos gibt es eine Reihe von Eigenschaften, die dem Erwerb materieller Belohnung in einer staatskapitalistischen Gesellschaft dienlich sind. Der IQ mag darin enthalten sein und sehr wohl auch andere wichtige Faktoren, vielleicht die oben genannten. Soweit diese Eigenschaften erblich (und als Faktor bei der Partnerwahl im Spiel) sind, besteht wohl eine Tendenz zur »Stratifikation« nach diesen Qualitäten. Soviel ist deutlich.

Ferner haben Menschen mit höherem IQ tendenziell mehr Freiheit bei ihrer Berufswahl. Je nach ihren sonstigen Eigenschaften und Möglichkeiten werden sie entweder mehr zu interessanter oder mehr zu hochbezahlter Arbeit neigen – wobei diese beiden Kategorien keineswegs identisch sind. Darum ist sowohl eine Korrelation zwischen IQ und materieller Belohnung zu erwarten als auch eine Korrelation zwischen IQ und einer unabhängigen Aufstellung der Berufe nach ihrem inneren Interesse und intellektuellen Reiz. Würden wir die Berufe nach ihrer gesellschaftlichen Nützlichkeit aufreihen, so würden wir wahrscheinlich eine allenfalls schwache Korrelation zu der Aufreihung nach Bezahlung oder zu der nach innerem Interesse feststellen, sehr viel eher aber eine negative Korrelation. Ungleiche Verteilung von Reichtum und Macht bewirkt von sich aus einen Hang zu höherer Bezahlung für Dienste an den Privilegierten, wodurch die Einkommensskala von der Skala der gesellschaftlichen Nützlichkeit in zahlreichen Punkten abweicht.

Aus Herrnsteins Daten und Darstellung können wir keine weiteren Schlüsse über die Zustände in einer gerechten Gesellschaft ziehen, solange wir ihnen nicht die Voraussetzung hinzufügen, daß Menschen ausschließlich für materiellen Gewinn, für Reichtum und Macht arbeiten, daß sie keine ihren Fähigkeiten angemessene interessante Arbeit suchen – kurzum, daß sie lieber vor sich hin vegetieren, als solche Arbeit zu verrichten. Da Herrnstein keinen Grund liefert, der uns von irgendeinem dieser Punkte überzeu-

gen kann (und da gewiß auch einige Gründe dagegen sprechen), ergibt sich keine seiner Schlußfolgerungen aus seinen Tatsachenvoraussetzungen, selbst wenn diese nicht falsch sein sollten. Der entscheidende Schritt in seinem »Syllogismus« läuft in Wirklichkeit auf die Behauptung hinaus, daß die Ideologie der kapitalistischen Gesellschaft universelle Züge der menschlichen Natur zum Ausdruck bringe und daß bestimmte implizite Voraussetzungen der behavioristischen Psychologie richtig seien. Möglich, daß diese unbegründeten Voraussetzungen tatsächlich richtig sind; aber wenn man einmal erkannt hat, welche kritische Rolle sie in seiner Argumentation spielen und auf welcher empirischen Basis sie beruhen, so dürfte sich jedes weitere Interesse an der ganzen These verflüchtigen.

Ich bin bisher davon ausgegangen, daß Prestige, Achtung und ähnliches Faktoren sein können, die Menschen zur Arbeit bewegen (wie bei Herrnstein impliziert). Dies scheint mir jedoch keineswegs selbstverständlich, wenngleich Herrnsteins Schlüsse auch dann nicht daraus folgen würden, wenn es sich als richtig erweisen sollte. In einer leidlich vernünftigen Gesellschaft würde man die gesellschaftlich notwendige und unangenehme Arbeit auf einer egalitären Grundlage verteilen, darüber hinaus hätten die Menschen als unveräußerliches Recht die breitestmögliche Gelegenheit zu interessanter Arbeit. »Verstärkt« würden sie dabei durch Selbstachtung, wenn sie ihre Arbeit nach besten Kräften tun, oder wenn ihr Tun denen nützt, denen sie durch Freundschaft, Sympathie und Solidarität

verbunden sind. Vorstellungen dieser Art sind für gewöhnlich ein Gegenstand der Belustigung – so wie man sich in einer frühen Zeit in der Regel über die absurde Idee lustig zu machen pflegte, daß ein Bauer dieselben unveräußerlichen Rechte wie ein Aristokrat haben sollte. Es hat schon immer Leute gegeben und wird sie wohl auch weiterhin geben, denen bereits der Gedanke an eine Veränderung der Dinge unvorstellbar ist. Vielleicht mögen sie ja recht haben, aber man kann doch wohl eine rationale Argumentation erwarten.

In einer leidlich vernünftig organisierten Gesellschaft von der eben beschriebenen Art – die sich mit dem technologischen Fortschritt immer leichter verwirklichen ließe – brauchte es keinen Mangel an Wissenschaftlern, Ingenieuren, Chirurgen, Künstlern, Handwerkern, Lehrern usw. zu geben, einfach weil solche Arbeit ihren Lohn in sich selbst hat. Es gibt keinen Grund, zu bezweifeln, daß die Menschen in diesen Berufen ebenso hart wie jene wenigen Glücklichen arbeiten würden, die heute bereits imstande sind, ihre Arbeit selbst zu wählen. Wenn freilich Herrnstains aus der kapitalistischen Ideologie und den behavioristischen Überzeugungen entliehenen Voraussetzungen richtig sind, dann werden die Menschen lieber untätig bleiben als solche Arbeit verrichten, solange sie nicht Entbehrung leiden und äußerlich belohnt werden. Doch nirgendwo wird ein Grund genannt, der uns erklärt, warum wir diese erniedrigende Doktrin annehmen sollten.

Im Hintergrund der Diskussion über Herrnsteins Syllogismus steht die Rassenfrage, wenn er sie auch selbst nicht beim Namen nennt. Seine Kritiker machen sich Sorgen – zu Recht –, daß Herrnsteins Argumentation mit Sicherheit von Rassisten ausgebeutet wird, um Diskriminierung zu rechtfertigen, so sehr er selbst das auch bedauern mag. Allgemeiner noch wird Herrnsteins Argumentation von den Privilegierten aufgegriffen, um ihr Privileg damit zu rechtfertigen, daß es eine Belohnung ihrer Fähigkeiten sei und solche Belohnung auch notwendig sei, wenn die Gesellschaft richtig funktionieren soll. Die Lage erinnert an die zu Beginn genannte rassistische Anthropologie des 19. Jahrhunderts. Marvin Harris schreibt: »Rassismus wurde auch als eine Rechtfertigung für Klassen- und Kastenhierarchien benutzt; er war eine hervorragende Erklärung sowohl für nationale wie für Klassen-Privilegien. Er half, Sklaverei und Knechtschaft aufrechtzuerhalten; er ebnete den Weg für die Ausplünderung Afrikas und die Ausrottung der amerikanischen Indianer; er stählte den Industriekapitänen von Manchester die Nerven, wenn sie die Löhne senkten, den Arbeitstag verlängerten und noch mehr Frauen und Kinder einstellten.«<sup>24</sup> Es steht zu erwarten, daß Herrnsteins Argumentationen ähnlich und aus ähnlichen Gründen benutzt werden. Wenn wir entdecken, daß sie haltlos sind, solange wir nicht unbegründete und uneinsichtige Prämissen akzeptieren, die wie zufällig die herrschende Ideologie verkörpern, dann wenden wir uns ganz selbstverständlich der Frage nach der gesellschaftli-

chen Funktion seiner Schlußfolgerungen zu und fragen uns, ganz wie im Falle der rassistischen Anthropologie des 19. Jahrhunderts, warum die Argumentation ernstgenommen wird.

Da das Problem oft durch Polemik überlagert wird, lohnt es sich vielleicht, nochmals zu betonen, daß die Frage nach der Gültigkeit und dem wissenschaftlichen Status einer bestimmten Ansicht selbstverständlich logisch unabhängig von der Frage nach ihrer gesellschaftlichen Funktion ist; beides sind legitime Untersuchungspunkte, und der zweite wird besonders interessant, wenn sich herausgestellt hat, daß die fragliche Ansicht in empirischer und logischer Hinsicht ernste Mängel aufweist.

Die rassistischen Anthropologen des 19. Jahrhunderts waren oft ehrenwerte und ernsthafte Männer. Sie hielten sich vielleicht für leidenschaftslose Forscher, die die Wissenschaft vorantrieben, indem sie sich nur an die Tatsachen hielten. Doch selbst wenn wir dies zugeben, können wir ihre Urteile in Frage stellen, und zwar nicht bloß, weil ihre Beweismaterialien dünn und ihre Argumente trügerisch waren. Wir können den relativen Mangel an Auseinandersetzung mit der voraussichtlichen Nutzung dieser »wissenschaftlichen Untersuchungen« feststellen. Für die rassistischen Anthropologen des 19. Jahrhunderts wäre es eine armselige Entschuldigung gewesen, wenn sie mit Herrsteins Worten erklärt hätten: »Ein neutraler Kommentator [...] müßte wohl sagen, daß die Sache einfach noch nicht endgültig geklärt ist« (die Sache der »rassischen

Minderwertigkeit«) und daß die »Grundfrage« darin bestehe, »ob die Untersuchung [wieder] abgebrochen werden soll, bloß weil jemand meint, man solle die Gesellschaft lieber in Unwissenheit lassen«. Der rassistische Anthropologe war genau wie jeder andere Mensch verantwortlich für die Folgen seines Tuns, soweit sie klar voraussehbar waren. Und wenn die Folgen seines »wissenschaftlichen Arbeitens« mit Wahrscheinlichkeit so waren, wie sie von Harris beschrieben werden, dann hatte der verantwortliche Forscher diese Wahrscheinlichkeit in Rechnung zu stellen. Das gälte sogar dann, wenn die Arbeit reale wissenschaftliche Verdienste hätte – um so mehr also im vorliegenden Fall.

Nicht anders stünde es im Falle eines Psychologen im nationalsozialistischen Deutschland, der beispielsweise meinte, er könne beweisen, daß die Juden eine genetisch bestimmte Neigung zu Wucherei hätten (wie die Eichhörnchen zur Anlage von übertrieben großen Vorratslagern) oder einen »inneren Trieb« zu antigesellschaftlicher Verschwörung und Herrschaft usw. Würde es genügen, wenn er auf die Kritik, daß er solche Forschung überhaupt begonnen hat, lediglich erwiderte, »ein neutraler Kommentator [...] müßte wohl sagen, daß die Sache einfach noch nicht endgültig geklärt ist« und daß die »Grundfrage« darin bestehe, »ob die Untersuchung [wieder] abgebrochen werden soll, bloß weil jemand meint, man solle die Gesellschaft lieber in Unwissenheit lassen«? Ich denke: nein. Ich meine vielmehr, daß man einer solchen Haltung zu Recht Verachtung entgegengebracht hätte. Be-

stenfalls könnte dieser Psychologe noch behaupten, er sei in einem Wertkonflikt befangen: auf der einen Seite die angebliche Bedeutung einer wissenschaftlichen Klärung der Frage, ob die Juden wirklich eine genetisch bestimmte Neigung zu Wucherei und Herrschaft haben (eine empirische Fragestellung ohne Zweifel), auf der anderen Seite die Wahrscheinlichkeit, daß Munition für Goebbels, Rosenberg und ihre Henker geliefert wird, sobald man diese Frage aufwirft und als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung betrachtet. Ließe unser hypothetischer Psychologe die wahrscheinlichen Folgen seiner Forschung (oder auch nur seines Versuches dazu) unter seinen gesellschaftlichen Bedingungen außer acht, so verdiente er die Verachtung durch vernünftige Menschen. Gewiß sollte wissenschaftliche Neugier ermutigt werden (kaum jedoch falsche Argumentation und die Erforschung unsinniger Fragen), doch ein absoluter Wert ist sie nicht.

Das auf Herrnsteins dünne Argumentation verschwendete überschwengliche Lob und die weitverbreitete Unfähigkeit, ihre implizite Tendenz und ihre unbegründeten Voraussetzungen zu erkennen<sup>25</sup>, legen den Gedanken nahe, daß wir es nicht bloß mit wissenschaftlicher Neugier zu tun haben. Da man diese Zustimmung unmöglich auf der Basis des Inhalts oder der Überzeugungskraft der Argumentation erklären kann, fragt man sich, ob denn die Schlußfolgerungen für viele Kommentatoren so willkommen sind, daß sie ihre Kritikfähigkeit verlieren und nicht durchschauen, daß entscheidende und gänzlich unbegrün-

dete Voraussetzungen nichts anderes als eine Variante der herrschenden Ideologie darstellen. Diese Unfähigkeit ist beunruhigend – beunruhigender vielleicht als die Schlüsse selbst, die Herrnstein aus seinem rissigen Syllogismus zu ziehen sucht.

Was nun die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Rasse und Intelligenz angeht, so tun wir dem zeitgenössischen Forscher zuviel Ehre an, wenn wir ihn in einem Wertkonflikt – wissenschaftliche Neugier versus gesellschaftliche Konsequenzen – befangen sehen. Angesichts der virtuellen Gewißheit, daß schon der bloße Ansatz zu solcher Forschung einige der übelsten Züge unserer Gesellschaft verstärkt, hängt die Ernsthaftigkeit seines vorgeblichen moralischen Dilemmas entscheidend von der wissenschaftlichen Bedeutung des gewählten Forschungsthemas ab. Selbst wenn es immense Bedeutung hätte, müßten wir die Ernsthaftigkeit des Dilemmas angesichts dieser gesellschaftlichen Konsequenzen noch in Frage stellen. Doch wenn das wissenschaftliche Interesse an jedweder Entdeckung nur gering ist, dann verblaßt das Dilemma gänzlich.

Tatsächlich hat die Frage einer Korrelation zwischen Rasse und Intelligenz (sofern es überhaupt eine gibt) wohl nur sehr geringe Bedeutung für die Wissenschaft (und für die Gesellschaft gar keine, außer im Falle einer rassistischen). Eine mögliche Korrelation zwischen IQ und Hautfarbe ist für die Wissenschaft nicht interessanter als z. B. eine Korrelation zwischen irgendwelchen sonstigen,

willkürlich ausgewählten Merkmalen, z. B. zwischen Körpergröße und Augenfarbe. Gleichgültig, zu welchen empirischen Resultaten man gelangen würde, sie hätten kaum Einfluß auf die Lösung irgendeines wichtigen Problems der Wissenschaft. So dürfte es beim derzeitigen Stand wissenschaftlicher Erkenntnis von nur sehr geringem Interesse sein, wenn einer entdeckt, daß ein teilweises erbliches Merkmal mit einem anderen teilweise erblichen Merkmal korreliert (oder nicht korreliert). Derlei Fragen wären allenfalls interessant, wenn die Resultate sich zum Beispiel auf eine psychologische Theorie oder auf Hypothesen über die mitwirkenden psychologischen Mechanismen auswirken würden – doch dies ist nicht der Fall. Darum erscheint ihre Untersuchung als wenig belangvoll für die Wissenschaft, und der Eifer und Intensitätsgrad, mit denen einige ihr obliegen oder sie begrüßen, läßt sich vernünftigerweise nicht einem leidenschaftslosen Streben nach wissenschaftlichem Fortschritt zuschreiben. Es wäre natürlich töricht, wollte man dem entgegenhalten, daß »die Gesellschaft nicht in Unwissenheit gelassen« werden dürfe. Die Gesellschaft ist ganz zufrieden in ihrer »Unwissenheit« über vielerlei unwichtige Dinge. Und es fällt einem beim besten Willen schwer, den guten Glauben derer nicht anzuzweifeln, die einen angeblichen »Antiintellektualismus« der Kritiker wissenschaftlich trivialer und gesellschaftlich schädlicher Forschungen beklagen. Im Gegenteil, die Erforscher von Rasse und Intelligenz täten gut daran, die intellektuelle Bedeutung des von ihnen erforschten Themas

darzulegen und uns mithin über das moralische Dilemma aufzuklären, in dem sie sich zu sehen meinen. Wo sie keines erkennen können, ist die Schlußfolgerung evident und bedarf keines weiteren Kommentars.

Was die gesellschaftlichen Folgen angeht, so hätte eine Korrelation zwischen Rasse und durchschnittlichem IQ (immer sofern man sie beweisen könnte) keinerlei Konsequenzen für die Gesellschaft – solange man nicht von einer rassistischen Gesellschaft ausgeht, in der jedes Individuum einer rassischen Kategorie zugeordnet wird und nicht als Individuum aus eigenem Recht, sondern als Repräsentant dieser Kategorie eingestuft wird. Herrnstein erwähnt eine mögliche Korrelation zwischen Körpergröße und IQ. Was hätte sie für gesellschaftliche Konsequenzen? Keine, da unsere Gesellschaft nicht an einer Diskriminierung nach der Körpergröße leidet. Wir haben nicht die Gewohnheit, jeden Erwachsenen z.B. in die Kategorien »unter einsachtzig« und »über einsachtzig« einzuteilen, wenn wir uns fragen, welche Art von Erziehung und Ausbildung ihm gebührt, wo er leben soll oder was er zu arbeiten hat. Er ist eben, was er ist, ganz unabhängig vom durchschnittlichen IQ der Menschen seiner Körpergröße. In einer nicht-rassistischen Gesellschaft wäre die Kategorie der Rasse ebenso bedeutungslos. Der durchschnittliche IQ der Individuen mit einem bestimmten rassischen Hintergrund ist irrelevant für die Situation des Einzelnen, der eben ist, was er ist. Wenn wir diese völlig evidente Tatsache zugeben, so bleibt uns nur geringe (falls überhaupt eine)

Rechtfertigung für ein Interesse an einer eventuellen Relation zwischen durchschnittlichem IQ und Rasse – abgesehen freilich von jener Art »Rechtfertigung«, die durch die Existenz von Rassendiskriminierungen gegeben ist. Die Frage der Erbllichkeit des IQ könnte womöglich eine gewisse gesellschaftliche Bedeutung haben, z. B. in Hinblick auf die Erziehungs- und Ausbildungspraxis. Doch sogar dies scheint zweifelhaft, und man hätte zumindest gern ein Argument dafür vernommen. Ich bin übrigens überrascht, daß der Gedanke einer eventuellen Erbllichkeit des IQ für viele Kommentatoren so beunruhigend ist.<sup>26</sup> Wäre es ebenso beunruhigend, wenn man zum Beispiel herausbekäme, daß die relative Körpergröße oder die Musikalität oder die 100-Meter-Sprintgeschwindigkeit zum Teil genetisch bedingt sind? Warum sollte man zu solchen Fragen irgend welche Vorurteile haben, und was hätten die Antworten darauf, ganz gleich wie sie lauten mögen, mit ernsthafter wissenschaftlicher Forschung (beim derzeitigen Stand unserer Kenntnis) oder mit gesellschaftlicher Praxis in einer vernünftigen Gesellschaft zu tun?

## VI

Zurück zu Skinner. Wir haben bereits festgestellt, daß seine »Wissenschaft« keinen rationalen Einwand gegen einen totalitären Staat oder gar gegen ein gutorganisiertes Konzentrationslager begründet, geschweige denn selbst

liefert. Die von Skinner verachteten Freidenker und Humanisten lehnen den Totalitarismus aus Achtung vor Freiheit und Würde ab. Vorstellungen aller Art sind jedoch nach Skinners Argumentation nur Residuen traditionellen mystischen Glaubens und müssen durch strenge wissenschaftliche Begriffe der Verhaltensanalyse ersetzt werden. Aber es gibt keine Verhaltens Wissenschaft, die nichttriviale, empirisch abgesicherte Thesen enthielte, die auf die menschlichen Angelegenheiten angewandt werden oder eine Verhaltenstechnologie begründen könnten. Das ist der Grund, warum Skinners Buch keine klar formulierten inhaltlichen Hypothesen oder Vorschläge enthält. Wir können allenfalls anfangen, zusammenhängend über den Erwerb bestimmter Wissens- und Glaubenssysteme auf der Basis von Erfahrung und genetischer Ausstattung nachzudenken; wir können allenfalls die allgemeinen Umrisse eines Modells skizzieren, das die Aspekte dieses Erwerbs nachzubilden vermöchte. Doch in welcher Weise der Mensch die Wissens- und Glaubenssysteme, nachdem er sie einmal erworben hat, in seinem täglichen Leben konkret gebraucht, bleibt uns beim gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Forschung dunkel. Gäbe es eine Wissenschaft, die fähig wäre, diese Probleme zu behandeln, so wäre es durchaus möglich, daß sie es gerade mit Freiheit und Würde zu tun hätte und Ansätze zu ihrer Erweiterung hervorbrächte. Wenn es nun wirklich eine immanente Neigung des Menschen zu freier, kreativer Forschung und produktiver Arbeit gäbe – wie es die klassi-

sche Literatur der Freiheit und Würde zuweilen nahelegt? Wenn die Menschen nicht bloß jene langweiligen, von der Geschichte ihrer Verstärkung geformten Mechanismen mit vorhersehbaren Verhalten wären, ohne jedes innere Bedürfnis außer dem nach physiologischer Befriedigung? Dann wären die Menschen eben mehr als fügsame Opfer der Manipulation, und wir hätten den Entwurf einer entsprechenden gesellschaftlichen Ordnung anzustreben. Doch um dies besser zu verstehen, können wir heute nicht die Wissenschaft befragen. Etwas anderes zu behaupten, wäre krasser Betrug. Ein ehrlicher Wissenschaftler wird heute ohne weiteres zugeben, daß wir beim derzeitigen Stande der Wissenschaft die Probleme der menschlichen Freiheit und Würde so gut wie nicht durchschauen.

Selbstverständlich zweifelt niemand daran, daß Verhalten sich kontrollieren läßt, zum Beispiel durch Androhung von Gewalt oder eine Mischung von Entzug und Belohnung. Das steht weder zur Debatte, noch widerspricht es einem Glauben an den »autonomen Menschen«. Wenn ein Tyrann die Macht besitzt, bestimmte Handlungen zu fordern, sei es durch Androhung von Strafe oder dadurch, daß er Entbehrung nur denen erspart, die die geforderten Handlungen erbringen (z. B. indem er Arbeit nur ihnen gibt), so können seine Untertanen sich zum Gehorsam entschließen – wenngleich einige auch die Würde zur Verweigerung haben werden. Die Gehorsamen wären sich aber bewußt, daß sie nur dem Zwang gehorchen, und sie würden den Unterschied zwischen diesem Zwang und

z. B. den Schwerkraftgesetzen klar erkennen. Frei wären sie natürlich nicht; Sanktionen, die durch Gewalt abgesichert werden, beschränken die Freiheit, ebenso auch differenzierte Belohnung. Ein Lohnzuwachs wäre, um es mit Marx zu sagen, nicht mehr als eine bessere Bezahlung von Sklaven und würde weder dem Arbeiter noch der Arbeit ihre menschliche Bedeutung und ihren Wert zurückgeben. Es wäre indes absurd, wollte man aus dem bloßen Umstand, daß die Freiheit begrenzt ist, schon schließen, daß der »autonome Mensch« eine Illusion sei, oder wollte man keinen Unterschied sehen zwischen einem, der sich angesichts von Drohung und Gewalt oder Entbehrung und differenzierter Belohnung zur Fügsamkeit entschließt, und einem anderen, der sich zum Gehorsam gegenüber Newtonschen Gesetzen »entschließt«, wenn er von einem Turm fällt. Der Einwand bleibt auch dort noch absurd, wo man die Handlungsweise voraussagen kann, für die sich die meisten Menschen entscheiden, wenn sie unter harten Bedingungen und knappen Überlebenschancen stehen. Die Absurdität wird noch offensichtlicher, wenn wir die reale gesellschaftliche Welt ins Auge fassen, die Realität, in der determinierbare »Reaktionswahrscheinlichkeiten« so ungewiß sind, daß sie als Voraussagen im Grunde überhaupt keinen Wert haben. Und schließlich wäre es nicht so sehr absurd als vielmehr grotesk, wenn wir argumentieren wollten, daß Freiheit und Würde des »autonomen Menschen« zu vernachlässigen seien, da sich Bedingungen herstellen lassen, unter denen das Verhalten in der Tat

vorhersehbar wird – etwa in einem Gefängnis oder in der oben »entworfenen« Konzentrationslager-Gesellschaft. Wo derartige Schlußfolgerungen als Resultate einer »wissenschaftlichen Analyse« genommen werden, kann man nur über die Leichtgläubigkeit der Menschen staunen.

Skinner verwechselt Wissenschaft mit Terminologie. Er glaubt offenbar, daß er eine wissenschaftliche Analyse des Verhaltens geleistet habe, wenn er nur geläufige »mentalistiche« Ausdrücke neu formuliert in einer Terminologie, die er aus der Verhaltensforschung im Laboratorium übernimmt, dabei aber ihren präzisen Inhalt fortläßt. Ein noch auffälligeres Unverständnis gegenüber selbst den einfachsten Grundlagen wissenschaftlichen Denkens ist nicht leicht vorstellbar. Die Öffentlichkeit dürfte angesichts des Prestiges von Wissenschaft und Technologie wohl enttäuscht sein. Vielleicht geht sie sogar so weit, sich zu der Meinung verführen zu lassen, daß Freiheit und Würde ruhig vernachlässigt werden könnten. Möglich auch, daß sie zu solcher Entscheidung gelangt aus Furcht oder Ungewißheit über die Konsequenzen einer ernsthaften Bemühung um Freiheit und Würde. Die Tendenzen in unserer Gesellschaft, die zur Unterwerfung unter autoritäre Herrschaft hinführen, machen die Individuen wohl bereit für eine Doktrin, die sich als Rechtfertigung der Unterwerfung interpretieren läßt. Die Probleme, die Skinner diskutiert – richtiger wäre zu sagen, die er umgeht –, sind häufig sehr real. Anders als er wohl glaubt, haben seine freiheitlich denkenden und humanitären Widersacher nichts gegen

den »Entwurf einer Gesellschaft«, d. h. gegen die Schaffung gesellschaftlicher Formen, die sich besser zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse eignen – allerdings unterscheiden sie sich von Skinner in der intuitiven Erfassung dessen, was diese menschlichen Bedürfnisse wirklich sind. Sie haben auch nichts – oder sollten jedenfalls nichts haben – gegen wissenschaftliche Forschung oder, wo irgend möglich, ihre Anwendung – allerdings verwerfen sie die Travestie, die uns Skinner präsentiert.

Wenn ein Physiker uns versicherte, daß wir uns nicht mehr um die Energiequellen der Welt zu kümmern brauchen, weil er in seinem Laboratorium demonstriert habe, daß Windmühlen für alle zukünftigen Bedürfnisse der Menschheit ausreichen, so müßte er entweder Beweise vorlegen, oder andere Wissenschaftler würden den gefährlichen Unsinn seiner Thesen zutage fördern. In den Verhaltenswissenschaften ist die Lage anders. Von jemandem, der behauptet, er besitze eine Verhaltenstechnologie, die die Probleme der Welt zu lösen vermöchte, und eine Verhaltenswissenschaft, auf der sie beruhe und die die bestimmenden Faktoren des menschlichen Verhaltens enthülle, wird keinerlei Beweisführung verlangt. Vergeblich wartet man auf Psychologen, die der Öffentlichkeit klarmachen, wie beschränkt das gegenwärtig verfügbare Wissen tatsächlich ist. Angesichts des Prestiges, das Wissenschaft und Technologie heute genießen, ist dies eine überaus bedenkliche Lage.

*Aus dem Amerikanischen übersetzt von Burkhart Kroeber.*

Ronald D. Laing  
**Ein Traum vom Frieden**

Letzte Nacht hatte ich einen Traum. In dem Traum erinnerte ich mich an Keats' Wort von der »negativen Fähigkeit«<sup>1</sup>, der Fähigkeit, wie er in einem Brief schreibt, »Unsicherheiten, Geheimnisse und Zweifel ohne jedes ärgerliche Streben nach Tatsachen und Vernunft« zu ertragen. Was hat das mit meinem Thema zu tun? Es *ist* mein Thema: die Psychiatrie.

Psychiatrie – das Wort bedeutet Heilung der Psyche. Wenn man über die Psychiatrie nachdenkt, hat man die Wahl, sie entweder nach den Kriterien zu beurteilen, die sie als Heilung der Psyche bestimmen, oder nach den Resultaten, die diejenigen, die man Psychiater nennt, heute zustande bringen. Ich teile nicht die Meinung, daß es viele Psychiater gibt, die im Sinne der ersten Definition Psychiater sind. Und von dem, was heute unter dem Namen Psychiatrie und Praxis der Psychiatrie läuft, erscheint mir nur wenig mit Psychiatrie zu tun zu haben. Zunächst will ich mit einigen alten Mißverständnissen aufräumen. Ich bin kein Anti-Psychiater. Sofern es in meinen Büchern um irgendwelche Anti-Psychiater geht, handelt es sich ausnahmslos um solche, die dem Auftrag der Medizin, wie ich ihn verstehe, nicht nachkommen, die sich in einer extrem verworrenen Position verfangen haben. Die Konfusion, die wir heute mit Gründen beklä-

gen, hat komplexe geschichtliche Ursachen. Ein Teil der Mediziner hat sich nämlich im Laufe der Zeit in Gefängniswärter verwandelt. Psychiatrische Krankenhäuser sind nicht der Ort, den ich aufzusuchen wünschte, wenn ich mich im Zustand der Hilflosigkeit, der Verzweiflung, der inneren Verelendung befände. Wohin also könnte man sich wenden, wenn man seiner Umgebung gänzlich unerträglich geworden wäre, so daß schließlich selbst der freundlichste unserer Nachbarn zum Telefon greifen müßte, um die Agenturen der Gesellschaft zu veranlassen, einzugreifen – vorausgesetzt, alle anderen Mittel hätten versagt? Nun, man würde wohl – oder zumindest ich würde – an einen Ort gehen, den ich ein *Asyl* nenne (und man hätte wohl schon viel früher dort Zuflucht gesucht). Ein *Asyl* wird im *Oxford English Dictionary* als »sichere Zufluchtsstätte« definiert.

Betrachten wir nun ein typisches gutausgestattetes psychiatrisches Krankenhaus. Es ist eine Institution, welche die in ihr befindlichen Menschen nach Betten zählt. Es ist in Stationen gegliedert. Das Personal besteht aus Schwestern und Ärzten und aus Hilfskräften. Die Türen der Zimmer werden hinter den Patienten, die »auffällig« geworden oder nach einer Störung der »Ordnung« eingewiesen worden sind, verschlossen. Sicherlich, es gibt Mittel und Wege, Türen zu öffnen. Das erste Krankenhaus in diesem Land, das die Türen geöffnet hat, war Dingleton. Einige Zeit, nachdem die Türen geöffnet worden waren, besuchte ich es. Was sah ich dort? Menschen, die mit rela-

tiv hohen Dosen von Sedativa »ruhiggestellt« worden waren. So also gibt sich der »Fortschritt« zu erkennen ...

Bevor es Tranquilizer gab und auch noch, als Tranquilizer bereits in Mode kamen, wurden bei der Einlieferung unruhiger Patienten häufig Elektroschocks angewendet. Das System braucht Ruhe, und es ist ebenso rigoros wie erfinderisch darin, diese Ruhe herzustellen. Ist sie hergestellt, dann können auch die Türen offenstehen, denn niemand hätte noch die Kraft, wegzulaufen.

In der Regel jedoch sind die Türen verschlossen, d.h. es darf nur eintreten, wem das Personal es gestattet, und niemand kann hinausgehen, wenn das Personal dagegen Einwände hat. Zu bestimmten Zeiten darf man hinaus, wird demjenigen »Ausgang« gewährt, der sich »anständig betragt«. Und zu bestimmten Zeiten sind sogar Besuche erlaubt. Aber es ist ausgeschlossen, daß Leute zu jeder Tages- und Nachtzeit kommen und gehen können und daß man seine Freunde, wenn ihnen der Sinn danach steht, für einen Abend bei sich behalten kann, oder gar, daß jemand über Nacht bleiben kann, wenn man dies möchte. Ich weiß auch von keinem psychiatrischen Krankenhaus, in dem nicht Frauen und Männer, ob sie dies wollen oder nicht, in getrennten Zimmern untergebracht werden, sobald es Abend wird. Man darf nicht über seine Zeit verfügen, man darf nicht nachts aufbleiben und umherwandern, wenn sich der eigene Lebensrhythmus darauf eingestellt hat. Ich spreche von rund 99 Prozent der Fälle. Zwar gibt es gelegentlich Ausnahmen, die, soweit ich herausgefunden

den habe, sämtlich nur eine kurze Periode dauern. Wenn der Neuerer eine andere Stellung von der lokalen Krankenhausbehörde zugewiesen bekommt oder in ein anderes Krankenhaus versetzt wird, ist das Experiment in aller Regel beendet.

Zeit und Raum sind nicht selbstbestimmt. Man kann mit seiner Zeit und seinem Raum nicht machen, was man will. Man kann sich weder mit Leuten treffen, die man sehen möchte, noch Leuten fernbleiben, von denen man getrennt zu sein wünscht. Meist kann man nicht wählen, was man essen möchte, weil die Anstalt selbst das Essen zubereitet, das im übrigen in psychiatrischen Krankenhäusern keinesfalls appetitlicher ist als in jedem anderen Krankenhaus, das ich kenne. Es ist verboten, sich sein Essen selbst zu kochen, und man darf sich nicht von den Mahlzeiten ausschließen, wenn einem zu essen befohlen worden ist, auch wenn man lieber fasten würde. Es gibt so gut wie kein psychiatrisches Krankenhaus, das einem Patienten eine Fastenkur ermöglichte und in dem es jemanden gäbe, der aus eigener Erfahrung versteht, welche Bedeutung es haben kann, zu fasten.

Und so weiter und so fort. Ich will nicht länger bei diesem deprimierenden Thema verweilen; es gilt allerdings festzuhalten, daß es eine ganze Reihe immer wiederkehrender Tatbestände enthält. Jedenfalls steht fest, daß die psychiatrischen Krankenhäuser keine Asyle in dem oben beschriebenen Sinne sind. Asyle sind ja nicht dadurch

charakterisiert, daß Leute ihre weißen Kittel anbehalten oder ausziehen, daß für die Patienten Ping-Pong-Tische im Freizeitraum aufgestellt sind, daß es in ihnen eine Abteilung für Beschäftigungstherapie und eine für künstlerische Therapie gibt, daß Gruppentherapie betrieben wird usw. Das Problem ist fundamentaler, radikaler und subtiler. Ich will versuchen darzustellen, was ich für das entscheidende Problem halte.

Der Ursprung der westlichen Medizin liegt in der Medizin des Äskulap und später des Hippokrates. Die Medizin des Äskulap wurde von den Priestern des Äskulap in Kleinasien, das Verbindung mit der ägyptischen und, so nimmt man an, mit der indischen Welt unterhielt, praktiziert. Die Priester gehörten einer weitverzweigten Familie von Ärzten an, die sich von Äskulap, einer halb göttlichen, halb menschlichen Mythengestalt, und von einem der Söhne Apollos herleiteten. Das Symbol der Medizin von Äskulap und Hippokrates war und ist noch immer das Symbol der modernen Medizin, und jeder Arzt legt den »Eid des Hippokrates« ab. Das Symbol des Ärztehandwerks oder des Ärzteberufs ist der Stab (caduceus) mit einer oder zwei darum gewundenen Schlangen. Es scheint mir außer Zweifel zu stehen, daß dieser Stab mit den Schlangen den Weg der tibetanischen Hindu-Tradition durch Tilopa, Naropa, Marpa und Milarepa markiert. Er verweist auf die *djed*-Säule, die in den Riten des Osiris und in der ägyptischen Religion eine bedeutsame Rolle spielt. Es ist die Schlange, die Jesus in der Wildnis fand. Es ist der zen-

trale Nadi mit seinen Begleitwegen, den man überall auf der Welt auf Karten mit den Feinstrukturen des Körpers wiederfindet.

Dieselbe Kraft, die eine Krankheit hervorruft, so meinten die Griechen, heilt sie auch. Also muß man, um die Krankheit zu heilen, eben die Kraft aktualisieren, von der die Krankheit hervorgebracht wurde. Diese Kraft ist einzig aus sich selbst heraus zugänglich. Die Behandlungsmethode, die in den Tempeln angewendet wurde, sei es für physische, sei es für emotionale oder psychische Krankheiten, war die Inkubationsmethode.<sup>2</sup> Man benutzte Inkubatorien, die ursprünglich Schlangenhöhlen waren – unterirdische Kammern, abgerundete Zellen mit Erhebungen in der Mitte, in denen, so nimmt man heute an, dem Inkubanten eine psychedelische Substanz verabreicht wurde. Dann wurde er drei Tage lang in dieser stockfinsternen Kammer belassen, von Schlangen umgeben. Während des Aufenthalts in einem solchen Inkubator konnte es geschehen, daß der Kranke Visionen hatte oder eine Anweisung vernahm – von einem Gott oder einem Götterboten. Trat der Patient nach 72 Stunden oder mehr ins Freie, übermittelte er dem Priester die »Anweisung«, der diese strikt befolgte. Die »Anweisung« kam also aus dem Innern, dem Selbst des Patienten, und die Helfer, die Priester, führten lediglich aus, was ihnen der Patient auftrug. Ich schlage nicht vor, bei uns Inkubatorien zu errichten. Doch die Idee und die Praxis sind es wohl wert, erwogen zu werden. Reflexe und Weiterentwicklungen dieser Tradition findet

man in den Gemeinschaften der westlichen Welt, die man »therapeutische Gemeinschaften« genannt hat. Der Begriff Therapeut bezeichnete ursprünglich die Menschen, die in diesen Gemeinschaften lebten. Es waren Männer, Frauen und Kinder beiderlei Geschlechts und aus verschiedenen Familien. Weder gab es eine klösterliche Geschlechtertrennung, noch waren Kinder ausgeschlossen. Diese Menschen in den therapeutischen Gemeinschaften nun wurden Therapeuten in dem ganz alten Wortsinn genannt, der »Diener« bedeutet.

Die Etymologie des Wortes »Diener« ist ebenfalls aufschlußreich. Es ist mit »Aufmerksamkeit« verwandt. Ein Diener oder Therapeut ist jemand, der aufmerksam ist und der den *physischen, emotionalen, psychischen* und *sozialen* Phänomenen, die zwischen und in uns existieren, hinreichend Beachtung schenkt. Therapie wäre also die Praxis des Lernens, aufmerksam zu sein: Ausbildung zum Therapeuten. Therapie im strengen, tatsächlichen und praktischen Sinne hat nichts mit dem Erwerb und dem Nachweis von Qualifikationen zu tun, ob man nun auf dem Papier als Arzt, Psychiater, Psychoanalytiker, klinischer Psychologe oder Sozialarbeiter »qualifiziert« sein mag. Diese Papierqualifikationen sind eine Sache; doch es ist eine ganz andere Sache, ob man im Laufe seiner Ausbildung die Geschicklichkeit, den Spürsinn, die Fähigkeit der Aufmerksamkeit entwickelt hat. Die große Schwierigkeit besteht nun darin, daß wir allesamt glauben, niemand könne, bevor er diese Papiere hat, Therapeut werden, und

manche Leute huldigen gar dem Trugschluß, sie seien Therapeuten, sobald sie diese Papiere erworben haben.

Wir müssen uns also mit physischen, emotionalen, psychischen und sozialen Phänomenen befassen. Dies ist nur eine Möglichkeit von mehreren, das Thema zu interpretieren, denn in Wahrheit gibt es kein physisches Phänomen, das nicht auch emotional, psychisch oder sozial wäre, usw. Einzig der Übersichtlichkeit halber wollen wir sie der Reihe nach abhandeln. Wenn wir über Psychiatrie nachdenken, so wie ich gern hätte, daß sie sich entwickelt, und so wie ich mich bemühe, sie zu praktizieren, dann können wir diese vierfache Aufteilung als die vier Grundlagen der Psychiatrie annehmen, wobei sich für mich Psychiatrie nicht von Therapie unterscheidet. Betrachten wir zuerst das physische Phänomen.

Ein wichtiges Element der medizinischen Ausbildung besteht darin, sich die Kenntnis der Anatomie anzueignen. Jeder beliebige Medizinstudent kann heute einen medizinischen Abschluß machen, auch wenn sein eigener Körper in einem katastrophalen Zustand ist. Das spielt im Examen keine Rolle. Ich habe das selbst erlebt. Wir seziierten Körper, wir wohnten Obduktionen bei. Wir studierten Pathologie, Physiologie, Embryologie usw. Wir sammelten Erfahrungen in Gynäkologie und Geburtshilfe. Wir lernten die *Sache*. Man sollte jedoch darauf bestehen, daß ein Arzt den Körper nicht nur als ein Objekt unter dem Skalpell wahrnimmt oder flink medizinische Theorien herunterzubeten

vermag, sondern daß er *seinen* Körper erfahren und ein Bewußtsein von ihm ausgebildet hat. Er sollte wissen, wie er atmet. Er sollte wissen, was mit der Nahrung auf ihrem Weg vom Mund über den Magen durch den Dünn- und Dickdarm und durch den Anus geschieht. Er sollte die Funktionsweise seines Verdauungstraktes kennen. Er sollte sie aus seinem Verstehen seines eigenen Verdauungstraktes kennen, dem Verstehen seines eigenen Appetits, der Nahrung, die er zu sich nimmt, der Eßgewohnheiten, die seinen Appetit von seiner ersten Nahrungsaufnahme an bis heute geprägt haben. Und dies sollte kein eingezäuntes Arbeitsfeld sein, in dem sich einige Leute spezialisieren können, nachdem sie ihr medizinisches Examen bestanden haben und sofern sie eine erkleckliche Summe Geldes zur Verfügung haben, um sich einen Analytiker leisten und gleichzeitig ihre medizinische Praxis weiterführen zu können. Es sollte vielmehr in die Grundlagen der Medizin integriert werden. Von einem Therapeuten sollte erwartet werden, daß er seinen Körper kennt. Und erst nachdem er einen Begriff von seinem eigenen Körper gewonnen hat, sollte er mit dem Sezieren von Leichen beginnen. Hiervon hängt sehr viel ab. Und es dauert sehr lange, denn man kann sozusagen nicht in den eigenen Körper hineingelangen, ohne *Empfindungen* zu haben. Dies konfrontiert uns mit dem emotionalen Phänomen. Emotionen, Gefühle sind ebensowohl sozial als auch psychisch oder physisch. Man hat uns gelehrt, daß wir zwei Nervensysteme haben: eins, das die freiwilligen Muskelkontraktionen steuert, und

eins, von dem man annimmt, es funktioniere außerhalb unserer Kontrolle. Nun, das ist in der Tat erstaunlich. Es ist die Übersetzung einer kulturell erzeugten Hysterie in eine medizinische Theorie. Wir stehen mit einem großen Teil der physischen Prozesse in uns nicht mehr in Verbindung. Sobald man beginnt, mit ihnen (wieder) Verbindung aufzunehmen, fängt man an, Dinge zu empfinden. Wenn man aber die Gefühle verlernt hat, wenn man sich diese geschürzte Oberlippe und diese hochgezogenen Schultern angewöhnt hat, dann kann die Auflösung dieser Verkrampfungen extrem peinlich sein, zumindest wenn man sich in Gesellschaft von Menschen befindet, die dafür keinerlei Verständnis haben oder sich davor fürchten. Die Gefühle geraten außer Kontrolle. Sie geraten außer Kontrolle, weil man keine Verbindung mehr mit ihnen hat. Je mehr man mit ihnen in Verbindung tritt, desto weniger sind sie entweder *unter* oder *außer* Kontrolle. Sie existieren einfach. Es gibt nicht wenige Leute, die einen Psychiater aufsuchen, weil sie Angst haben, auf die Straße zu gehen. Wie hilft man ihnen? Man verschreibt ihnen Tranquilizer. Das ist es, was sie bekommen. Sie bekommen keine Aufmerksamkeit, sie bekommen keine Therapie. Statt dessen setzt man sie unter Medikamente. So geht die Psychiatrie, so geht die Medizin heute mit den Menschen um. Fortschritt?

Indem wir uns der physischen Phänomene bewußt werden, öffnen wir uns unserem emotionalen Leben. Wir müssen allerdings darauf vorbereitet sein, daß wir, sofern die Kontrollmechanismen bislang funktioniert haben und

wir sie nun außer Kraft setzen, zu zittern und daß unsere Herzen zu flattern anfangen. Das ist gut so. Es zeigt an, daß der Beton bröckelt, sich verflüssigt. Die Kruste bricht. Und das erzeugt zunächst einmal Ängste. Um so mehr brauchen wir *Aufmerksamkeit*. Und wir brauchen sie *jetzt*. Die psychischen und die sozialen Phänomene bilden einen Zusammenhang.

Soziale Phänomene umfassen sämtliche Beziehungen, die wir miteinander unterhalten – in Dyaden (Zweierkonstellationen), in Dreierkonstellationen, als Familien und als vielschichtige soziale Subsysteme innerhalb der Gesamtgesellschaft. Wir können uns durchaus vorstellen, genetisch programmiert zu sein. Das genetische Konzept realisiert sich in *unserem* Körper und nicht im Körper einer Krähe, eines Kamels. Wir sind von Anfang an genetisch programmiert, mit individuellen Variationen und einer endlosen Zahl von unterschiedlichen Möglichkeiten. Der Genotyp spielt mit Umwelt-, intrauterinen, biochemischen usw. Faktoren bis zu unserem Tod zusammen. Wir sind Umgebungen ausgesetzt, zunächst der biochemischen, später der gesellschaftlichen und der geophysikalischen. Der alte Begriff »lunatic« (Irrer) verweist auf die, wie ich meine, völlig richtige Beobachtung, daß manche Menschen hochempfindlich auf Veränderungen in der Großstruktur der Lebenswelt (auch auf geophysikalische Prozesse) reagieren. Kürzlich wurde im Douglas Hospital, Montreal, eine Studie angefertigt, in der Verhaltensstörungen auf den Stationen in Korrelation zu Personalwechsel, Besucherquote,

Arzneigabe, Luftdruck, Wetter und anderen Faktoren untersucht wurden. Man stieß auf keine Kausalzusammenhänge. Schließlich wurden die Kalendereintragungen über unruhige Stimmungen auf den Stationen mit Daten des U. S. Space Disturbance Forecast Centre in Boulder, Colorado, verglichen. »Es gab eine sehr eindeutige Korrelation zwischen Sonneneruptionen oder Sonnenflecktätigkeit und Unruhen auf den Stationen.«<sup>3</sup> Wir fangen gerade erst an, uns wieder klarzumachen, was für die hippokratischen Ärzte integraler Bestandteil ihrer Ausbildung war. Sie mußten über Gestirne und Winde Bescheid wissen. Wenn ein solcher Arzt in einer Stadt einen Patienten aufsuchte, mußte er die vorherrschenden klimatischen Bedingungen kennen, mußte er wissen, woher und wann Winde wehten usw.

Ich will hier nicht des langen und breiten über psychische Phänomene sprechen, ich möchte nur noch einmal daran erinnern, daß sie nicht von den physischen, emotionalen und sozialen Phänomenen getrennt werden können, außer durch diesen künstlichen Vorgang, den wir als neurotisch oder psychotisch beschreiben, der jedoch zugleich in unsere normale, tatsächliche Ausbildung einprogrammiert ist. Es ist ja wohl einigermaßen merkwürdig, daß diese Spaltung einerseits einigen Menschen als psychopathologische Besonderheit attestiert wird, andererseits die Praxis und Theorie großer Teile der Psychiatrie und Medizin (und der Sozialwissenschaften) bestimmt: Prozesse

werden in *Sachen* verkehrt, unterschiedlichen Kategorien zugeordnet, isoliert untersucht. Selbstverständlich müssen wir uns spezialisieren, um Dinge zu erkennen. Dagegen ist auch gar nichts einzuwenden. Ich kenne jedoch kein psychiatrisches Krankenhaus und keine psychiatrische Abteilung, wo sich nach all den spezialisierten Tätigkeiten das Personal zusammenfände, um die eigenen Körper, Seelen und Empfindungen als Teil eines Ganzen wahrzunehmen und so aus diesen desintegrierten »Teilstücken« durch ein umfassendes Verstehen die Personen als ganze, in ihren Beziehungen zu anderen, einschließlich der Kinder, alter Menschen und der Familien, wiederherzustellen.

In Indien gibt es – noch – nicht so viele psychiatrische Patienten wie bei uns. Es leiden dort noch relativ wenige Menschen an Schizophrenie – vielleicht auch deshalb, weil es noch nicht genügend Psychiater gibt, die so etwas diagnostizieren könnten. Aber die Zahl der Fälle wächst rapide an. Natürlich gehen die Leute zu Psychiatern, weil sie glauben, diese wüßten die Antwort auf ihre Misere, so wie sie früher Medizinmänner oder Quacksalber aufgesucht haben. Der Leidensdruck führt sie auch zu Psychiatern. In der Universität von Benares steht ein ECT-Gerät, doch in der Bibliothek findet sich nicht ein einziges Buch von oder über Freud, nicht ein einziges über Kommunikation, nicht ein einziges über gesellschaftliche Prozesse. Für die Mitglieder des Personals dort ist es undenkbar, mit einer indischen Frau, die zu ihnen gekommen ist, um sich Rat und Hilfe zu holen, deren sexuelle Probleme zu erörtern,

ebensowenig denken sie über ihre eigenen sexuellen Probleme nach – sie sind genauso verklemmt wie alle anderen. Sie orientieren sich an uns: Wir sind das Vorbild, an dem sie geschult werden. Und sie übernehmen unsere Verblendungen, und eines Tages werden sie unsere Katastrophen nachahmen. Auf der ganzen Welt entfaltet sich diese prekäre Sucht, die man Psychiatrie nennt. Gleichzeitig zerfällt zunehmend die Grundlage für das Verständnis, daß soziale Prozesse unsere physischen, emotionalen und psychischen Strukturen tiefgreifend beeinflussen. Ich vermöchte nicht anzugeben, wann diese Beeinflussung beginnt. Doch ich vermute, daß sie sehr früh einsetzt, lange bevor wir geboren werden. Und ich nehme an, bevor wir geboren wurden, verging die Zeit sehr viel langsamer als für uns jetzt. Es hängt alles davon ab, wieviel man in eine Sekunde hineinlegt. Man kann eine Sekunde in unendlich viele Einheiten aufteilen, und sie kann endlos lange dauern. Eine Sekunde kann ewig dauern, weil sie unendlich teilbar ist. Wenn wir geboren sind, sind wir also da. Wir haben es geschafft. Was geschieht dann? Irgend jemand nimmt einen Faden, bindet die Nabelschnur ab und durchschneidet sie. Das ist der Brauch in den technologisch entwickelten Ländern der Erde, und er ist, soweit ich weiß, nirgendwo sonst bei Geburten bis in die jüngste Zeit so praktiziert worden. Warum auch soll man die Nabelschnur durchschneiden, da ja das Blut darin noch in beiden Richtungen pulsiert, die Nabelschnur nicht nur die Haupt-, sondern die *einzig*e Verbindung ist, die wir in dieser Phase mit dem Leben

haben? Durch die Nabelschnur sind wir mit der Plazenta verbunden, die – im wörtlichen Sinne – ein Kuchen ist, der in die Gebärmutterwand eingebettet ist. Auf diese Weise empfangen wir von der Mutter den Sauerstoff und die Nahrung, und auf diese Weise werden unsere Abfallprodukte zurückgeführt.

Soweit mir bekannt ist, gibt es keinen zwingenden Grund, die Nabelschnur zu diesem Zeitpunkt zu durchtrennen. Wir sind geboren, wir liegen da, während die Nabelschnur immer noch pulsiert, und wir können in dieser noch andauernden Verbindung anfangen zu atmen. Es steht fest, daß die Nabelschnur nach einer bestimmten Zeit ihren Rhythmus von selbst abbaut; sie wird funktionsuntüchtig, und die Atmung, die schon vorher eingesetzt hat, setzt sich einfach fort. Die Blutzirkulation in der Nabelschnur stoppt, und das Herz schließt seine Klappen. Herz-Lungen-Kreislauf und Atmung werden problemlos aufgebaut, und zwar ruhig und ohne die panischen Umstände, die dieser Vorgang sonst mit sich bringt.

Dies ist ein Beispiel, in dem, wie ich meine, alles zusammentritt, worauf wir achten sollten. Wenn wir uns unser Herz, unsere Atmung, unsere Emotionen oder Gedanken und die Art und Weise, wie wir uns auf andere beziehen, eindringlich bewußt machen, öffnet sich das gesamte Feld. Lange vor den Kastrationsängsten beginnt die Trennungsangst. Sie wurzelt in der gewaltsamen Trennung von Brust und Mund, wenn die Entwöhnung zu früh stattgefunden hat, und noch früher in der gewaltsamen Trennung von

der Mutter, mit der man zu diesem Zeitpunkt noch eine Einheit bildet: in der verfrühten Durchtrennung der Nabelschnur. Ich bin davon überzeugt, daß hier einige wenige Sekunden für den Rest des Lebens einen fundamentalen Unterschied setzen können. Die unbewußte Forcierung des Herzrhythmus und der Atmung hat eine dauerhafte Angst zur Folge – ihre Quelle ist der *Abnabelungsschock*. Wie ruhig auch immer die Atmung sein mag, tief innen sitzt und arbeitet diese Angst, und das Herz hat niemals wirklich gelernt, entspannt zu schlagen.

Man hat uns vorzeitig eine entscheidende Verbindung zerstört und uns ein Stück Frieden geraubt. Was immer sich später aus diesem elementaren Schock ergeben mag, ab diesem Zeitpunkt suchen wir unablässig nach wirklicher Verbundenheit, nach einem realen Zusammenhang mit den anderen. Und da dieser Zusammenhang nicht leicht zu gewinnen (oder: wiederzugewinnen) ist, wird man, wenn wir zu laut nach ihm verlangen, uns »ruhigstellen«. Kurz, wir haben ein für allemal die Chance – und die Erfahrung – der Gemeinsamkeit gegen Ruhe und Ordnung eingetauscht, Frieden gegen Befriedung. Und die Maschinerie der gesellschaftlichen Agenturen wird alles daransetzen, zu verhindern, daß wir jemals wirklich frei atmen. Der Traum vom Frieden ist ein für allemal ausgeträumt. Oder?

*Aus dem Englischen übersetzt von Iris Klose.*

## Erving Goffman Die Verrücktheit des Platzes\*

### I

Seit mehr als zweihundert Jahren wird an der Doktrin festgehalten, daß es so etwas wie eine Geisteskrankheit gebe, daß sie eine Krankheit wie jede andere sei, und daß diejenigen, die an ihr litten, medizinisch zu behandeln seien: sie müßten von Ärzten behandelt werden, wenn notwendig in einem Hospital, und sie dürften für ihren Zustand nicht verantwortlich gemacht werden. Dieser Glaube ist von sozialem Nutzen. Gäbe es ihn nicht, müßte er wahrscheinlich erfunden werden. In den letzten zwanzig Jahren jedoch sind wir zu der Einsicht gekommen, daß die medizinische Behandlung der Geisteskrankheit ein zweifelhafter Segen ist. Die beste Behandlung, die man für Geld kaufen konnte: die sich über einen längeren Zeitraum erstreckende Einzelpsychotherapie, hat sich als nicht besonders wirk-

\* Ich bin Edwin Lernen und Sheldon Messinger sowie Helen und Stewart Perry wegen ihrer Hilfe beim Schreiben dieses Aufsatzes sehr zu Dank verpflichtet. Abgesehen von einigen wenigen editorischen Veränderungen handelt es sich um einen Nachdruck aus: *Psychiatry: Journal for the Study of Interpersonal Processes*, Bd.XXXII, Nr. 4 (November 1969), Copyright William Alanson White Psychiatrie Foundation, Inc., 1969.

sam erwiesen. Die Behandlung, die die meisten Patienten erhalten – nämlich Hospitalisierung –, hat sich als sehr fragwürdig herausgestellt. Zwar werden die Patienten meistens wieder gesund, zumindest vorübergehend, aber das scheint trotz und nicht wegen der psychiatrischen Anstalten der Fall zu sein. Bei näherer Untersuchung haben sich viele dieser Einrichtungen als hoffnungslose Abladeplätze und Aufbewahranstalten erwiesen, die in psychiatrischen Abhandlungen herausgeputzt werden. Sie dienen dazu, den Patienten vom Schauplatz seines symptomatischen Verhaltens zu entfernen, was sehr günstige Auswirkungen haben kann, die aber der Einhegung und nicht den Ärzten zu verdanken sind. Und der Preis, den der Patient für diesen Dienst zu zahlen hat, ist beträchtlich: Entfernung aus dem bürgerlichen Leben, Entfremdung von geliebten Personen, die die Einlieferung arrangierten, Demütigung durch die Reglementierung und Überwachung in der Anstalt, dauernde Stigmatisierung für die Zeit nach dem Anstaltsaufenthalt. Das ist nicht nur eine schlechte, sondern eine groteske Behandlung.

In den letzten zehn Jahren sind denn auch einige wichtige Veränderungen im Hinblick auf die Behandlung Geisteskranker eingeführt worden. Die Lebensbedingungen in psychiatrischen Anstalten haben sich merklich verbessert, wenn auch nicht mehr als andere rückständige Bereiche der amerikanischen Gesellschaft, auf die seit kurzem die jahrhundertealten Vorstellungen vom unveräußerlichen Recht des Menschen auf Erholungseinrichtungen ange-

wendet werden. Genauer ausgedrückt, es wurde von verschiedenen Seiten die Forderung erhoben, den potentiellen Patienten so lange wie möglich in der Gemeinschaft zu belassen und den hospitalisierten Patienten so schnell wie möglich in die Gemeinschaft zurückzuschicken. Die gesetzlichen Rechte von Personen, die der Geisteskrankheit angeklagt sind, wurden schärfer gefaßt. In einigen Staaten, zum Beispiel in Kalifornien, sind danach unfreiwillige Einweisungen nur noch unter großen Schwierigkeiten arrangierbar. Und inzwischen ist auch die Vorstellung weit verbreitet, daß das Ziel nicht darin bestehe, den Patienten zu heilen, sondern darin, ihn in einer Nische in der freien Gesellschaft zu *behalten*, wo er toleriert werden kann. Wo ein solcher Zufluchtsort nicht existiert, wird er zuweilen errichtet – ein Beispiel dafür sind die Institute der Familienhilfe. Wo sich durch diese neue Einstellung für das Zuhause, die Nachbarschaft oder den Arbeitsplatz des Patienten Belastungen ergeben, erscheinen diese durch eine allgemein anerkannte Auffassung von Geistesstörungen gerechtfertigt: Da der Patient bloß der Symptomträger einer krankmachenden Situation ist, ist es nur fair, daß sich alle die Last teilen, daß diejenigen, mit denen er am meisten zu tun hat, die Mitteilungen über seinen Zustand bekommen, die sie zu ihrem eigenen Nutzen oder dem des Patienten benötigen, die der Arzt aber aus humanitären oder medizinischen Gründen dem Patienten selber im Augenblick nicht zumuten zu können glaubt. In solchen Fällen haben wir es mit einer Art Notvormundschaft zu tun, die

eine Kollusion zwischen der Verwandtschaft der kranken Person und dem Arzt impliziert. An dieser Stelle mögen einige Definitionen angebracht sein. Eine »Koalition« ist ein kollaboratives Arrangement zwischen mindestens zwei Parteien, die dieses Arrangement dazu benutzen, die Umwelt einer dritten Partei zu kontrollieren, wobei dieses Arrangement nicht offen als ein solches in Kraft gesetzt und anerkannt wird. Ein »kollusives Netz« oder eine »kollusive Gruppierung« ist eine Koalition mit dem Ziel einer speziellen Art von Kontrolle, nämlich der Kontrolle der Situationsdefinition der dritten Partei.<sup>1</sup> Gleichgültig, wie viele Personen zu den verschiedenen Parteien gehören, es gibt nur zwei grundlegende Rollen: die zwei oder mehr Personen, die kolludieren – die Kollusoren also; und die eine oder mehr Personen, deren Situationsdefinition insgeheim dirigiert wird, und die man als »exkolludiert« bezeichnen könnte. Damit eine Kollusion zustande kommt, müssen die Kollusoren miteinander kommunizieren, da ein voneinander unabhängiges Reagieren es ihnen nicht gestatten würde, sich über ihre Zusammenarbeit zu beraten. Diese kollusive Kommunikation kann zwei Formen annehmen: bei «der einen befinden sich die Beteiligten nicht in der Gegenwart der Exkolludierten und brauchen also nur zu verbergen, daß sie in Verbindung miteinander stehen; bei der anderen findet die Kommunikation in der unmittelbaren Gegenwart der Exkolludierten statt, und zwar in der Regel mittels heimlicher Zeichen. Bei der ersten Form handelt es sich um eine offene Kommunikation

zwischen verborgenen Personen, bei der zweiten um eine versteckte Kommunikation zwischen einander offen be-  
gegneten Personen.<sup>2</sup>

Eine Kollusion impliziert die bewußte Verwendung von Unaufrichtigkeit als Handlungsgrundlage. Das Ergebnis ist eine Art Verschwörung, und zwar in der Regel im Hinblick auf zwei grundlegende Dinge. Das erste ist die Realität. Die Kollusion dient dazu, für die Exkolludierten eine Definition der Situation aufrechtzuerhalten, die instabil ist, die zerstört und diskreditiert würde, wenn die Kollusoren ihr Wissen bekanntgeben und in ihrer Manipulierung des den Exkolludierten zugänglichen Beweismaterials nachlassen würden. Das zweite sind die Beziehungen. Die persönliche Beziehung, die ein exkolludiertes Individuum zu jedem der Kollusoren zu haben meint, würde unterhöhlt, wenn es entdeckte, daß sie eine im Hinblick auf es kollusive Beziehung zueinander haben.<sup>3</sup> Das ehebrecherische Verhältnis, jenes große Übungsfeld für das Hinter-den-Kulissen-Handeln, ist ein zentrales Beispiel dafür.

Eine kollusive Verschwörung kann natürlich auch im Interesse der davon betroffenen Personen liegen. Kollusionen sind ein normaler und durchaus begrüßenswerter Teil des sozialen Lebens. Kinder werden damit großgezogen, insbesondere behinderte Kinder. Überall werden Egos durch sie geschützt und Gesichter gewahrt. Und was noch wichtiger ist: Wahrscheinlich ist es unmöglich, eine Interaktion zwischen drei Personen – gleichgültig, wie lange – aufrechtzuerhalten, ohne daß es zu einer Kollu-

sion kommt, denn das stillschweigende Hintergehen der dritten Person ist eine der Hauptformen, in denen zwei Personen die Besonderheit ihrer eigenen Beziehung zueinander zum Ausdruck bringen. Stabile Dreiergruppen scheinen stets zumindest eine kleine Rundum-Kollusion einzuschließen, wobei jedes der drei möglichen Paare kolludiert und jeder der drei Partizipanten einmal als Exkolludierter an die Reihe kommt.

In der gewöhnlichen medizinischen Praxis stellt die Kollusion kaum ein Problem dar. Das gilt vielleicht sogar in bezug auf im Sterben liegende Patienten, die wahrscheinlich zumindest eine Zeitlang vom Krankenhauspersonal und möglicherweise auch von ihrer Familie im Hinblick auf ihre Zukunft getäuscht werden. In der Psychiatrie dagegen wird, wie wir später sehen werden, die Kollusion zu einer fragwürdigen und problematischen Angelegenheit.

## II

Wir wollen bei der Untersuchung der Verrücktheit des Platzes beginnen mit einer Überprüfung und Weiterentwicklung einiger elementarer Begriffe der Soziologie des Platzes.

Die Behandlung, die ein Individuum anderen zukommen läßt, und die ihm selbst zuteil wird, bezeugt oder unterstellt eine Definition von ihm, nicht anders als die unmittelbare soziale Szene, in der sich diese Behandlung

abspielt. Es handelt sich dabei um eine »virtuelle« Definition, die auf den Interpretationsweisen der Gemeinschaft basiert und jedem kompetenten Mitglied zur Verfügung steht, gleichgültig, ob solche Interpretationen auch tatsächlich vollzogen wurden oder nicht und ob sie korrekt vollzogen wurden – das heißt in einer Art, die von den meisten anderen akzeptiert würde – oder nicht. Worauf dabei letztlich Bezug genommen wird, ist eine stillschweigende Kodierung, die durch kompetentes Interpretieren entschlüsselt werden kann, und keine Vorstellungen oder Images, die Personen bewußt vor Augen haben. Eine abgerundete Definition erfordert eine Kollation des relevanten Verhaltens und der Interpretation desselben, eine Aufgabe, die ein Laie durchführen könnte, zu deren Durchführung er aber keinen Grund hat.

Virtuelle Definitionen eines Individuums können »zugesprochen« sein, das heißt am Verhalten von Agenzien ablesbar sein, die als für das Individuum selbst extern angesehen werden. Diese Definitionen konstituieren die »Person« des Individuums. Das Gegenstück zu diesen zugeschriebenen Annahmen über das Individuum sind virtuell »agierte« Annahmen, die in dem zutage treten, was als sein eigenes Verhalten angesehen wird. Diese Annahmen konstituieren das »Selbst« des Individuums.<sup>4</sup> Person und Selbst sind Porträts desselben Individuums, das erste enkodiert in den Handlungen der anderen, das zweite enkodiert in den Handlungen des Subjekts selbst.

Die agierte Selbstdefinition des Individuums kann in verschiedener Hinsicht verschieden sein von der ihm zugesprochenen Definition. Ferner ist seine psychologische Beziehung zu seinen zugesprochenen und agierten Definitionen äußerst komplex. Einiger Elemente dieser Definitionen wird es sich überhaupt nicht bewußt sein, bei anderen wird es eine falsche Vorstellung haben. Zu den ihm bewußten Definitionen kann es verschiedenartige Beziehungen haben: Es kann die seiner Ansicht nach in seinen Beziehungen zu anderen implizierten Aussagen über es mit Zustimmung oder Abneigung betrachten und diese Annahmen in verschiedenem Grade akzeptieren oder zurückweisen. Es kann auch auf verschiedene Art versuchen, seinen Wünschen bezüglich dieser Annahmen über es selbst Nachdruck zu verleihen, oder sich passiv Definitionen von sich unterwerfen, die es für nicht wünschenswert hält. Cooley wies darauf hin, daß es hier um das Selbst betreffende Gefühle wie Stolz und Scham geht. Wenn diese verschiedenen Beziehungen, die ein Individuum in bezug auf das haben kann, was sich über es sagen läßt, zu etwas Strukturiertem und Habituellem werden, können sie als seine »Persönlichkeit« oder sein »Charakter« bezeichnet werden, die das umfassen, was wir zu beurteilen suchen, wenn wir feststellen wollen, was ein Individuum wirklich ist, was es seinem Wesen nach ist, was für ein Mensch es ist.

Es dürfte deutlich geworden sein, daß der implikatorische Aspekt des Verhaltens eines Individuums einen sehr

verwickelten und rekursiven Charakter hat. Ist einerseits eine Interpretation seines Gesamtverhaltens im Hinblick auf die Annahmen über sein Selbst, die es durchdringen und formen, möglich, so werden andererseits gleichzeitig einige seiner kleinen Gesten zum Ausdruck bringen, welche Empfindungen es angesichts eines in dieser Weise definierten Selbst und angesichts der Tatsache, daß andere es als die und die Person definieren, hat. Und diese Gesten werden wiederum von ihm selbst und anderen als Teil seines agierten Selbst aufgefaßt werden, eine Tatsache, die ihrerseits bei der Beurteilung, die es oder andere im Hinblick auf es vornehmen, in Erwägung gezogen werden kann. Das Individuum umreißt ein Selbst, kommentiert dieses sein Tun und kommentiert sein Kommentieren, während die anderen den ganzen Vorgang bei ihrer Beurteilung seiner Person berücksichtigen, was es selbst dann wiederum berücksichtigen kann bei der Revision seiner Ansicht über es selbst.<sup>5</sup>

Nachdem wir auf die Person und das Selbst eines Individuums eingegangen sind, wollen wir jetzt deren normative Regelung betrachten. Eine soziale Norm oder Regel ist eine Anleitung zum Handeln, die empfohlen wird, weil sie für angemessen, passend, zweckmäßig oder moralisch richtig gehalten wird. Dabei sind drei Parteien beteiligt: die Person, die aufgrund der Regel legitimerweise »erwarten« und verlangen kann, in einer bestimmten Weise behandelt zu werden; die Person, die »verpflichtet« ist, aufgrund der Regel in einer bestimmten Weise zu handeln;

die Gemeinschaft, die die Legitimität dieser Erwartungen und Verpflichtungen aufrechterhält und bestätigt.

Die Behandlung, die jemandem gewährt wird und die er anderen gewährt, wird charakteristischerweise durch soziale Normen geregelt, was konsequenterweise ebenfalls für die darstellenden Implikationen dieser Beziehung gilt. Wo daher die Handlung eines Individuums die Aufrechterhaltung einer Regel involviert, wird es tendenziell auf einen spezifischen Satz agierter und zugesprochener Definitionen von sich selbst festgelegt. Wenn die Regel es verpflichtet, etwas in bezug auf andere zu tun, wird es für sich und die anderen zu der Art Person, die natürlicherweise auf diese Art handeln wird und durch das, was in diesem Verhalten zum Ausdruck kommt, korrekt beschrieben wird. Wenn die Regel es dazu veranlaßt, von anderen zu erwarten, daß sie etwas in bezug auf es tun, wird es für sich und die anderen jemand, der durch das, was diese Art, es zu behandeln, impliziert, angemessen charakterisiert ist. Akzeptiert es diese Darstellung seiner selbst, muß es sich vergewissern, daß durch seine Behandlung der anderen und dadurch, wie sie es behandeln, die Regel befolgt wird. Das gestattet ihm, der zu sein, der es zu sein meint.

Allgemein gilt also, daß, wenn eine Verhaltensregel verletzt wird, zwei Individuen Gefahr laufen, diskreditiert zu werden: ein eine Verpflichtung habendes, das sich von der Regel hätte leiten lassen sollen, und ein eine Erwartung habendes, das in einer bestimmen Weise hätte behandelt werden müssen. Ein Teil der Definition sowohl des Ak-

teurs als auch des Rezipienten ist bedroht, und in geringem Maße auch die Gemeinschaft, der beide angehören.

Nachdem wir gesehen haben, daß Verhaltensregeln von fundamentaler Bedeutung für die Definitionen des Selbst sind, gilt es nun zu erkennen, daß sie von genauso fundamentaler Bedeutung auch für das gesamtgesellschaftliche Leben sind. Um es einfach und verkürzt auszudrücken: Die Aktivitäten einer Organisation werden den Mitgliedern zugeteilt und dadurch koordiniert, daß sie verschiedenen Regeln subsumiert werden. Viele Verpflichtungen und Erwartungen des Individuums betreffen und sichern die Aufrechterhaltung der Aktivitäten der sozialen Organisation, der es angehört.

Um diese allgemeine soziologische Position noch einmal anders zu formulieren: Durch seine Sozialisation in das Leben der Gruppe gelangt das Individuum dazu, Annahmen über sich selbst zu machen. Obgleich diese Annahmen es selbst betreffen, werden sie nichtsdestoweniger beschrieben in Kategorien seiner anerkannten Beziehungen zu anderen Mitgliedern der Gruppe und in Kategorien des kollektiven Unternehmens – seines rechtmäßigen Beitrags zu demselben und seines rechtmäßigen Anteils daran. Kurz, diese Annahmen über es selbst beziehen sich auf seinen normativ abgestützten Platz in der Gruppe.

Das Individuum organisiert seine Aktivitäten tendenziell so, als bestünde die einzige Erklärung für sie in seinen Annahmen über sich selbst. Es erwartet, daß ihm sein Anteil an den Gruppenerwartungen und -ver-

pflichtungen aufgrund (und als Bestätigung) seiner spezifischen Annahmen über sich selbst zugeteilt wird. Und im großen und ganzen funktioniert diese Selbstorganisation der Aktivität des Individuums auch, weil die anderen Mitglieder der Gruppe mehr oder weniger dieselben Ansichten über es haben und es entsprechend behandeln. Selbst und Person stimmen überein. Seine Behandlung der anderen und ihr Verhalten ihm gegenüber können als Unterstellung des gleichen Satzes von Annahmen in bezug auf es von verschiedenen Standpunkten aus aufgefaßt werden; und dieser Satz von Annahmen ist keine zufällige Implikation der reziproken Behandlung, sondern die Erklärung für sie.

Es sei hier darauf hingewiesen, daß das expressive Idiom der Gesellschaft und der Gruppe, zu der das Individuum gehört, dafür sorgt, daß Hinweise auf seine Annahmen über es selbst nicht nur durch seinen Vollzug seiner wesentlichen Verpflichtungen gegeben werden, sondern auch durch expressive Mittel, zu denen die Art gehört, in der es sich selber gebraucht, während es in Gegenwart anderer ist oder Beziehungen zu ihnen unterhält. Durch kleine Akte der Rücksichtnahme und der Höflichkeit, durch kleine verhaltensmäßige Warnsignale gibt das Individuum Annahmen über sich selbst kund. Diese versorgen die anderen laufend mit Vorzeichen, mit einem Ausdrucksstrom, der ihnen zu verstehen gibt, welchen Platz das Individuum bei den folgenden Unternehmen einzunehmen gedenkt. Das gesamte von anderen wahrgenommene Verhalten des

Individuums hat eine indikatorische Funktion. Es besteht aus stillschweigenden Versprechungen Und Drohungen und bestätigt oder widerlegt, daß es seinen Platz kennt und behauptet.

### III

Mit diesen elementaren Begriffen als Rahmen wollen wir uns nun einem speziellen Sachverhalt zuwenden, nämlich dem Vergleich psychischer Symptome mit organischen Symptomen. Zeichen und Symptome einer medizinischen Erkrankung gelten als ein Hinweis auf zugrunde liegende Erkrankungen des individuellen Organismus, die Abweichungen von den biologischen Normen darstellen, mit denen die menschliche Maschine bei homöostatischem Funktionieren übereinstimmt. Das Bezugssystem ist hier eindeutig der Organismus des Individuums, und der Ausdruck »Norm« hat keinerlei moralische oder soziale Bedeutung – oder sollte sie zumindest nicht haben. (Natürlich gibt es außer der internen Krankheitsverursachung wahrscheinlich auch noch eine Ursache in der externen Umgebung, möglicherweise sogar eine soziale Ursache, wie im Fall infektiöser oder gesundheitsschädlicher Arbeitsplatzbedingungen. Charakteristischerweise kann aber dieselbe Erkrankung in den unterschiedlichsten sozialen Umgebungen zustande kommen.) Wie aber steht es mit *psychischen* Symptomen?

Es gibt zweifellos einige Psychosen, die in der Hauptsache organisch bedingt sind, andere, die psychisch, und wieder andere, die Situationen bedingt sind. In vielen Fällen spielen alle drei Momente eine Rolle bei der Krankheitsverursachung. Ferner scheint der Präpatient – das heißt das Individuum, das sich in einer Weise benimmt, die vielleicht als krankhaft angesehen wird – die folgenden Beziehungen zur Intentionalität haben zu können: Er ist nicht in der Lage zu erkennen, was er tut; er ist sich über die Auswirkungen seiner Handlungen im klaren, ist aber nicht fähig, sie zu unterlassen, oder steht ihnen indifferent gegenüber; oder er ist sich über die Auswirkungen bestimmter Handlungen im klaren und führt sie mit bösem Vorbedacht gerade wegen ihrer Folgen aus. Alles das steht hier nicht zur Debatte. Denn wenn eine Handlung, die später als psychisches Symptom aufgefaßt wird, von dem Individuum, das später als Geisteskrankter angesehen wird, zum erstenmal ausgeführt wird, wird sie nicht als Krankheitssymptom betrachtet, sondern als eine Abweichung von sozialen Normen, das heißt als Verstoß gegen soziale Regeln und soziale Erwartungen. Die Reinterpretation eines Vergehens oder Verstoßes als organisches wertfreies Symptom kann unter Umständen ziemlich spät erfolgen, instabil sein und sehr unterschiedlich aufgenommen werden, je nachdem, ob es sich um den Patienten, die von dem Verstoß betroffene Partei oder das psychiatrische Personal handelt.<sup>6</sup>

Die Ansicht, daß psychopathologisches Verhalten an der Oberfläche eine Form sozialer Devianz darstellt, ist

in psychiatrischen Kreisen mehr oder weniger anerkannt. Was aber nicht gesehen wird – und was ich in diesem Aufsatz zeigen möchte –, ist, daß biologische Normen und soziale Normen etwas völlig Verschiedenes sind und daß man die bei Analysen von Abweichungen von Normen der einen Art verwendeten Methoden nicht einfach übertragen kann auf die Untersuchung von Abweichungen von Normen der anderen Art.

Erstens sind nämlich die durch soziale Normen regulierten Systeme keine biologischen Individuen, sondern Beziehungen, Organisationen und Gemeinschaften. Das Individuum folgt bloß Regeln oder verletzt sie, und seine Beziehung zu einem Satz von Normen, die es unterstützt oder unterhöhlt, kann in der Tat komplex sein – ist aber, wie wir noch sehen werden, eher ein politisches als ein medizinisches Problem. Der zweite Punkt hängt mit dem regulativen Prozeß selber zusammen. Das biologische Modell kann in einfachen Kategorien formuliert werden: Abweichung; der Wiederherstellung dienende Gegenmaßnahmen; Wiederherstellung des Gleichgewichts (verknüpft mit der Zerstörung oder Vertreibung des pathogenen Agens); oder Desorganisation, das heißt Destruktion des Systems. Ein realistisches Bild der sozialen Regelung ist nicht so einfach und übersichtlich.

Bei der traditionellen soziologischen Erörterung des Problems der Regelung und der Konformanz sind von zentraler Bedeutung der im normativen Sinne zu verstehende Begriff der »sozialen Kontrolle« und der korrektive

Zyklus, zu dem es in der Regel anlässlich eines Vergehens kommt.

Wie bereits erwähnt, bildet sich bei einem Individuum im Verlauf seiner Sozialisation die Überzeugung heraus, daß bestimmte Regeln richtig und angemessen sind, und daß eine Person wie es selbst diese Regeln einhalten und unterstützen und, falls sie das nicht tut, Reue und Schuldgefühle empfinden sollte. Es lernt ferner, direkten Wert auf die Vorstellung zu legen, die sich andere von ihm in dieser Hinsicht bilden können; es lernt, sich in gezielter Weise um seinen guten Ruf zu kümmern.

Akzeptiert man die zentrale Rolle des Konzepts der persönlich inkorporierten Normen, so lassen sich drei grundlegende Formen der normativen sozialen Kontrolle unterscheiden. Die erste und zweifellos wichtigste ist die »persönliche Kontrolle«: Das Individuum wird von unangemessenen Handlungen dadurch abgehalten, daß es als sein eigener Polizist fungiert. Sobald es erkennt, daß es unangemessen gehandelt hat, gibt es von sich aus seinen Verstoß zu und leistet freiwillig die Wiedergutmachung, die nötig ist, um die Normen zu bekräftigen und seinen Ruf als sie respektierende Person wiederherzustellen.

Zweitens gibt es die »informelle soziale Kontrolle«. Wenn ein Individuum einen Verstoß zu begehen beginnt, können die davon betroffenen Parteien es warnen, daß es von der Regel abweiche, daß es Mißfallen erzeuge und daß, wenn es in seinem Verhalten fortfahre, es wahrscheinlich zu Deprivationen kommen werde. Infolge dieser mehr

oder weniger subtilen Warnung, die so lange fortgesetzt und verstärkt wird, bis der Verstoß korrigiert wird, kommt der Regelübertreter zur Besinnung und handelt wieder in Übereinstimmung mit den gemeinsam anerkannten Übereinkünften. Parsons hat darauf hingewiesen, daß diese korrektive Rückkoppelung im sozialen Leben ständig vorkommt und zu den Hauptmechanismen der Sozialisation und des Lernens gehört.<sup>7</sup> Drittens kann der Bedrohung der sozialen Ordnung durch einen Regelübertreter durch »formelle« soziale Sanktionen begegnet werden, die von für diesen Zweck bestimmten speziellen Agenten vollzogen werden. Gewiß übertreten Verbrecher soziale Regeln, aber sie bedrohen in einem entscheidenden Sinne nicht die soziale Ordnung, und zwar wegen des Risikos der Festnahme, der Inhaftierung und der scharfen moralischen Mißbilligung, das sie auf sich nehmen. Sie werden sich unter Umständen gezwungen sehen, der Gesellschaft gleichsam ihren Tribut zu entrichten – den Preis, der dem Ausmaß des Vergehens angemessen erscheint –, was die Vernünftigkeit eines Verhaltens bestätigt, das die Regeln gar nicht erst verletzt. Auf jeden Fall versuchen sie oft, ihren gesetzesbrecherischen Akt zu verheimlichen, behaupten, sie wären unschuldig, wenn sie angeklagt werden, und täuschen Reue vor, wenn ihre Schuld bewiesen worden ist – alles Dinge, die zeigen, daß sie die Regeln kennen und nicht offen gegen sie rebellieren. Übrigens hängt die Wirksamkeit der informellen und der formellen Kontrolle bis zu einem gewissen Grade von der persönlichen Kontrolle

ab, denn die Kontrolle, die von außen gegen die Regelübertreter initiiert wird, ist wenig effektiv, wenn sie nicht ein gewisses Maß an innerer korrektiver Aktivität bewirkt.

Persönliche Kontrolle, informelle Kontrolle und formelle Kontrolle sind die wichtigsten moralischen Mittel, durch die Abweichungen verhindert oder korrigiert werden und die Orientierung an den Normen garantiert wird. Im ganzen geben diese Kontrollmittel jedoch eine sehr restringierte Vorstellung von der Beziehung zwischen sozialen Normen und sozialen Abweichungen.

Zum einen kann die Wirksamkeit der eben geschilderten Kontrollagenzien statt auf dem moralischen Interesse des Regelverletzers auf Nützlichkeitsabwägungen beruhen. Man kann darauf bedacht sein, daß andere eine gute Meinung von einem haben, um diese Personen dann um so besser ausnutzen zu können. Eine Geldstrafe kann statt als Eingeständnis der Schuld als Bestandteil der Betriebskosten angesehen werden.<sup>8</sup> Der entscheidende Punkt besteht hier darin, daß das, was wie eine automatische und zuverlässige Konformanz aussieht, vom Akteur häufig nur zu erwarten ist, wenn er dabei auf seine genau kalkulierten Kosten kommt.

Ferner kann es sein, daß die Nonnen nicht aus Gewissensgründen oder aus Furcht vor Strafe akzeptiert werden, sondern weil Regelverletzungen unerwünschte, unbeabsichtigte Komplikationen zur Folge haben, über die sich der gegen die Regeln Verstoßende noch nicht klar war, als er seine offensive Handlung zum erstenmal ausführte.<sup>9</sup>

Aber selbst bei Berücksichtigung dieser Erweiterungen erlaubt der skizzierte Ansatz nur eine beschränkte Sicht der Dinge. Das zugrunde liegende Modell der sozialen Kontrolle – ein Modell, das soziale Normen in mancher Hinsicht biologischen Normen gleichsetzt – ist einfach zu eng. Denn wenn es zu einem Verstoß kommt, werden durchaus nicht in jedem Fall Sanktionen angewendet, und wenn negative Sanktionen oder Strafen angewendet *werden* oder unerwartete nachteilige Folgen auftreten – das heißt, wenn der korrektive Zyklus in Gang kommt –, trifft es keineswegs allgemein zu, daß das Ergebnis ein Nachlassen der Abweichung ist.

Wenn es zu einem Verstoß kommt, können die verletzten Parteien dadurch eine Lösung der Situation herbeiführen, daß sie die relevanten Beziehungen zu dem Regelverletzer abbrechen und sich mit ihrer sozialen Angelegenheit jemand anderem zuwenden. Die Drohung mit dieser Form des Rückzugs stellt natürlich ein Mittel der informellen sozialen Kontrolle dar, und der Vollzug des Abbruchs der Beziehung kann natürlich eine – manchmal unbeabsichtigte – Mißbilligung zum Ausdruck bringen. Aber ein solcher Vorgang ist in jedem Fall mehr als bloß eine negative Sanktion; er stellt eine selbständige Form des Reagierens auf die betreffende Situation dar. Wie wir sehen werden, erlaubt es gerade ein solcher Rückzug denen, die in einem sozialen Kontakt zueinander stehen, offenkundig unvereinbare Definitionen zum Ausdruck zu bringen und doch ohne wirklichen Streit aneinander vorbeizukommen.

Ist das Vergehen derart, daß ein rechtliches Vorgehen möglich ist, kann die von dem Regelverstoß betroffene Person dennoch aus praktischen Gründen darauf verzichten (und sich zurückziehen), was die Anwendung formaler Kontrolle erheblich einschränkt. Da sind einmal die Kosten und der Zeitaufwand, die mit einer vorschriftsmäßigen Strafanzeige und einem Erscheinen vor Gericht verbunden sind; sodann die Ungewißheit hinsichtlich der gerichtlichen Entscheidung; das persönliche Ausgesetztsein bei offiziellen Handlungen; die Gefahr, als prozeßsüchtig zu gelten; die Gefahr, daß der Regelübertreter später zu Repressalien greift.

Es sind auch noch andere Entwicklungen möglich. Das Individuum, das gegen Erwartungen verstößt, kann sich durchsetzen und sein Gegenüber dazu veranlassen, den neuen Zustand zu akzeptieren und die darin implizierte neue Definition der Situation anzuerkennen. In einer Familie aufwachsende Kinder sind ständig in diesen Prozeß verwickelt, handeln ihren Aufsichtspersonen ständig neue Privilegien ab, Privilegien, die bald als ein Anrecht des jungen Menschen angesehen werden. Verschiedene Rebellionen in Schulen, Gefängnissen und Gettos stellen den gleichen Vorgang dar. Weitere Beispiele sind die sozialen Veränderungen, die durch die Arbeiter- und die Sufragettenbewegung erzielt wurden. Selbst wenn es weder zu einem Rückzug noch zu einer Respektierung des Regelübertreters kommt, braucht das Resultat keineswegs soziale

Kontrolle zu sein. Die negativen moralischen Sanktionen und die materiellen Kosten der Abweichung können die abweichende Person veranlassen, die Abweichung noch zu steigern und sie immer stärker an ihr Vergehen zu binden. Und wie wir noch sehen werden, kann eine Beilegung des daraus resultierten Streites unter Umständen unmöglich sein. Der Fremdkörper wird weder ausgestoßen noch eingekapselt, und der Wirt stirbt nicht. Opfer und Täter können wütend und gepeinigt sozial aneinandergekettet sein – ein Fall organisierter Desorganisation. Diese Einschränkungen der soziologischen Version des homöostatischen Modells sind indes selber unbefriedigend, da sie gerade aufgrund der Voraussetzungen gemacht werden, die erweitert werden müssen. Das entscheidende Problem ist, daß die traditionelle soziologische Auffassung der sozialen Kontrolle von einer unrealistischen mechanistischen Auffassung des sozialen Handelns ausgeht, eine Restriktion, die aufgegeben werden muß, wenn eine eingehende Analyse der sozialen Kontrolle möglich werden soll.

Wie schon die Gesetze zeigen, ist unsere Reaktion auf ein Individuum, das eine materielle offensive Handlung ausführt, durch eine ganze Reihe von interpretativen Erwägungen bestimmt: Kannte es die Regel, gegen die es verstieß, und wenn ja, war es sich darüber im klaren, daß es gegen sie verstieß? Falls es die anstößigen Folgen seiner Handlung nicht voraussah, hätte es sie eigentlich kennen müssen? Und falls es sie voraussah, stellten sie dann den Hauptzweck seiner Handlung oder nur eine Nebenfolge

dar? Wäre es psychisch in der Lage gewesen, den Verstoß zu unterlassen, und wenn ja, gab es mildernde soziale Gründe, weshalb es das nicht tat?

Die Antworten auf diese Fragen geben Auskunft über die *Einstellung* des Akteurs zu der Regel, gegen die er verstoßen zu haben scheint, und diese Einstellung muß herausgefunden werden, bevor wir überhaupt sagen können, was sich eigentlich ereignet hat. Das Problem ist nicht nur (und häufig nicht hauptsächlich), ob er der Regel entsprechend handelte oder nicht, sondern vielmehr, welche Beziehung er zu der Regel hat, der er hätte folgen sollen. In der Tat besteht ein entscheidendes Merkmal einer *jeden* Handlung darin, was sie über die Beziehung des Akteurs zu jenen Normen aussagt, die die Handlung korrekterweise leiten sollten.

Allerdings ist die Einstellung des Akteurs zu einer Regel eine subjektive Angelegenheit. Falls sie überhaupt irgend jemand genau kennen kann, dann allein er. Deshalb spielen notwendig die Interpretationen seines Verhaltens durch andere und seine eigenen klärenden Expressionen – mögen sie nun dazu dienen, eine Fehlinterpretation einer legitimen Absicht zu verhindern, oder dazu, eine illegitime Absicht zu verbergen – eine entscheidende Rolle. Die Folge davon ist zum Beispiel, daß, wenn eine abweichende Person bei ihren Regelverletzungen taktvoll und umsichtig genug ist und sich geeigneter Mittel der Geheimhaltung und Tarnung bedient, viele der brisanten Folgen einer Regelverletzung vermieden werden können. Die Regel wird

in einem bestimmten Fall nicht befolgt, aber ihre Unverletzlichkeit wird nicht offen in Frage gestellt.

Ich möchte deshalb eine andere Auffassung des Vorgangs vorschlagen. Ein wirklicher oder vermeintlicher Regelverletzer sieht sich weniger einem automatischen korrektiven Zyklus konfrontiert, als vielmehr der Notwendigkeit, eine korrektive rituelle Handlung zu vollziehen. Dafür stehen ihm drei Hauptformen zur Verfügung: Erklärungen, Entschuldigungen und Bitten. Durch Erklärungen versucht er zu zeigen, daß nicht er den Verstoß beging, oder daß er es gedankenlos tat oder während des Vergehens gar nicht er selber war, oder daß er unter besonderem Druck handelte, oder daß er das tat, was jeder vernünftige Mensch unter diesen Umständen getan hätte<sup>10</sup>; durch Entschuldigungen gibt er zu verstehen, daß, wenn er auch das Vergehen wirklich beabsichtigt hätte, er sich nun von der Person, die er war, distanziert, seine Handlung bedauert, bereut und nun um eine Chance bittet, der zu sein, der er, wie er jetzt weiß, sein sollte; durch Bitten sucht er Angebote oder Zugeständnisse zu erreichen, die die Handlung aus einem Verstoß in eine Gefälligkeit des anderen verwandeln. Mittels solcher ritueller Handlungen versucht der Regelübertreter deutlich zu machen, daß der Regelverstoß kein zutreffender Ausdruck für seine Einstellung zu den Normen ist. Die Respektlosigkeit ist nur Schein; in Wirklichkeit befürwortet er die Regeln.

Auf der Grundlage dieser Einsicht in den Zusammenhang zwischen ritueller Arbeit und sozialem Handeln

und unserer Reinterpretation des Konzepts des sozialen Gleichgewichts wollen wir uns nun wieder dem entscheidenden Unterschied zwischen organischen und psychischen Symptomen zuwenden.

Das Interessante an organischen Symptomen ist, mit wieviel Umsicht und Beherrztheit sie von dem Patienten gemeistert werden können. Ob es sich um ganz gewöhnliche physische Handlungen handelt, die er nicht ausführen kann; Körperteile, die bandagiert und vor Blicken verborgen sein müssen; oder ob er nicht arbeiten kann und eine Zeitlang zu Hause bleiben oder sich gar in einem Krankenhausbett aufhalten muß – für jede dieser Abweichungen von der normalen sozialen Erscheinung und dem normalen sozialen Funktionieren kann der Patient eine kompensatorische Handlungsweise entwickeln. Er gibt Erklärungen, läßt seine Beschwerden möglichst harmlos erscheinen und setzt eine entschuldigende Miene auf, als ob er sagen wollte, daß er dem Anschein zum Trotz, tief in seinem sozialen Innern, jemand ist, der seinen Platz kennt, jemand, der genau weiß, was er sein müßte, um eine normale Person zu sein, und der diese Person auch im Geiste ist, ungeachtet dessen, was seinem Leib widerfahren ist. Er ist jemand, der nicht lästig und nutzlos sein *will*. Tuberkulosekranke, die vorher isoliert im Sanatorium lagen, schicken Briefe mit Berichten über ihre Fortschritte nach Hause, die desinfiziert sind, aber fröhlich klingen. Mutige kleine Scharen von Kolostonikern und Ileostonikern geben ihre kurzen Auftritte als nette und ordentlich geklei-

dete Leute, wobei sie stoisch die Stunden höllischer Toilette verheimlichen, die für jeden öffentlichen Auftritt als normale Person erforderlich sind. Selbst der Beckettsche Darsteller, der bis zum Kopf in einer eisernen Lunge steckt und unfähig ist, sich die Nase zu putzen, bringt mittels seiner Augenbrauen irgendwie zum Ausdruck, daß wir es bei ihm mit einer selbständigen Person zu tun haben, die weiß, wie sie sich zu benehmen hat, und die sich ganz bestimmt auch so benehmen würde, wenn sie körperlich dazu in der Lage wäre.

Aber es geht hier um mehr als eine Miene. Wie sehr ein Kranker auch die Hilfe anderer in Anspruch nehmen mag, es gibt immer etwas, das seine Betreuer *nicht* erledigen müssen. Es gibt irgendeine Form physischer Kooperation, auf die man rechnen kann, oder irgendeine Aufgabe, die er erledigen kann, häufig eine, die ihm nicht zufiele, wenn er gesund wäre. Und auf diese Dinge kann man absolut rechnen, so als wäre er ein genauso verantwortlicher Teilnehmer wie jeder andere auch. Solche kleinen Hilfeleistungen sind in diesem Zusammenhang von großer symbolischer Bedeutung.

Natürlich halten körperlich kranke Personen durchaus nicht immer die Ohren steif (wobei wir die beträchtlichen ethnischen Unterschiede bei der Handhabung der Krankenrolle ganz unberücksichtigt lassen). Hypochondrie ist nichts Seltenes, und häufig genug wird eine Krankheit ausgenutzt, um Herrschaft über andere auszuüben. Aber ich glaube, selbst in diesen Fällen würde eine eingehende

Untersuchung zeigen, daß der Kranke tendenziell die für eine angemessene Krankenrolle geltende Etikette anerkennt. Das mag bloß eine Fassade, eine Vortäuschung sein, aber sie besagt: »Was immer mein organischer Zustand erforderlich machen mag, meine Duldung muß von diesen Erfordernissen getrennt werden, denn ich bin jemand, der nur bescheidene, vernünftige Ansprüche geltend machen und nur eine bescheidene und ganz gewöhnliche Rolle bei den Beschäftigungen der Gruppe spielen würde, wenn ich dazu in der Lage wäre.«

Die Art, in der der Patient von seiner Familie und seinem Arbeitgeber behandelt wird, bestätigt diese Definition der Situation. Sie sind der Ansicht, daß der kranken Person gegenüber vorübergehend besondere Zugeständnisse gemacht werden können, weil sie, wenn sie in der Lage wäre, eine Änderung ihres Zustandes herbeizuführen, keine derartigen Ansprüche stellen würde. Da der Patient, was Geist, Willen und Absichten betrifft, ein loyales und ordentliches Mitglied ist, sollte ihm sein alter Platz freigehalten werden, denn sobald sein äußeres Verhalten wieder von dem »inneren Menschen« dirigiert werden kann und wieder dessen Ausdruck ist, wird er seinen Platz so ausfüllen, als hätte es die unglücklichen Umstände, die zu seiner Krankheit führten, nie gegeben. Seine größeren Ansprüche werden nicht als Anmaßung empfunden, da es auf der Hand liegt, daß er »gute« Gründe hat, sie zu stellen, das heißt Gründe, die das, was diese Ansprüche sonst zum Ausdruck brin-

gen würden, außer Kraft setzen. Ich sage nicht, daß die Familienmitglieder glücklich über ihr Schicksal sind. Bei unheilbaren Krankheiten, die schwerwiegende Behinderungen darstellen, kann die kompensatorische Arbeit, die von den gesunden Mitgliedern verlangt wird, diese um die Chancen im Leben bringen, die vergleichbare Personen wahrnehmen können, ihre persönlichen Karrieren behindern, ihrem Leben etwas Tragisches geben und sie verbittern. Aber die Tatsache, daß diese ganze Mühsal ertragen werden kann, zeigt, wie klar der Weg für die unglückliche Familie vorgezeichnet ist, ein Weg, der sie nötigt, sich abzukapseln, meist so lange, wie die Krankheit dauert.

Natürlich gelten für das oben Gesagte gewisse Einschränkungen. In extremen Situationen, wie zum Beispiel in Kriegszeiten, wenn es ganz offensichtlich ist, daß eine kranke Person dadurch, daß sie als krank gilt, nur gewinnen kann, kann das Problem des Simulierens auftauchen und der ganze medizinische Bezugsrahmen in Frage gestellt sein.<sup>11</sup> Ferner ergeben sich besondere Probleme durch Krankheiten, die Gesicht und Stimme, die wichtigsten Ausdrucksorgane, in Mitleidenschaft ziehen. Ein organischer Defekt an diesen Organen kann unter medizinischen oder biologischen Gesichtspunkten geringfügig, in sozialer Hinsicht aber von ungeheurer Bedeutung sein. Es gibt keine Verunstaltung des Körpers, die nicht auf schickliche Weise durch ein Tuch verdeckt und durch ein Gesicht entschuldigt werden könnte. Verunstaltungen des Gesichts dagegen können häufig nicht verdeckt werden,

ohne daß die Kommunikation unmöglich gemacht würde, und nicht unbedeckt gelassen werden, ohne daß die Kommunikation in verhängnisvoller Weise beeinträchtigt würde. Eine Person mit Gallenkrebs kann, wenn sie will, beim Sterben mehr soziale Würde und soziale Angemessenheit, mehr nach außen tretende innere soziale Normalität bekunden als ein Mann mit Hasenscharte, der sich ein Stück Apfelkuchen bestellt. Von bestimmten Ausnahmen abgesehen, können also Personen ihre organische Krankheit von ihrem verantwortlichen Handeln (und damit von ihrem Selbst) ausdrücklich trennen und tun sie dies auch charakteristischerweise. Sie bringen weiterhin ihre Unterstützung der sozialen Gruppe, zu der sie gehören, und ihre Akzeptierung des Platzes, den sie in ihr einnehmen, zum Ausdruck. Ihre Persönlichkeit oder ihr Charakter wird ungeachtet ihres Rollenwechsels als konstant angesehen. Das bedeutet, daß die Krankheit zwar eine schwere Belastung für die Ressourcen der Gruppe darstellen und aus gesunden Mitgliedern derselben tragische Gestalten machen kann, daß sie aber noch nicht direkt die Integrität der Familie untergräbt. Kurz, rituelle Handlungen und geringfügige Hilfeleistungen können vorübergehende Regelverstöße kompensieren, da ein bedeutender Teil eines Verstoßes aus Elementen besteht, die als Symbolisierung der langfristigen Einstellung des Regelübertreters zu der Aufrechterhaltung seines sozialen Platzes angesehen werden können. Wenn er alternative Wege findet, um mitzuteilen, daß er loyal bleibt, können vorübergehende Regelverletzungen ihren bedroh-

lichen Charakter verlieren. Es sei darauf hingewiesen, daß die Wirksamkeit entschuldigender Ausdrücke in diesen Fällen (mit Ausnahme der oben erwähnten) der Tatsache zuzuschreiben ist, daß organische Symptome ein Verhalten involvieren, das entweder überhaupt keine Verletzung sozialer Normen darstellt – wie zum Beispiel innere Tumore der verschiedensten Art – oder aber eine solche nur zufällig impliziert. Es sind die zufälligen Nebenwirkungen physischer Abweichungen, die die Person zur Regelbefolgung unfähig machen. Wenn ein Amputierter sich nicht erhebt, um eine Dame zu begrüßen, so ist ganz offensichtlich, daß es sich bei dieser Unterlassung nur um eine zufällige und unbeabsichtigte Folge seines Zustandes handelt. Niemand würde unterstellen, er hätte seine Beine abgeschnitten, um nicht mehr höflich sein zu müssen. Genauso offensichtlich ist, daß seine Unfähigkeit zu Arbeiten, die schnelle Bewegung erfordern, als eine Nebenwirkung seiner Abweichung und nicht als deren ursprüngliche Expression anzusehen ist. Er ist ein Deviator, kein Deviant. Es handelt sich hier um Unfähigkeit, nicht um Entfremdung.

Wenden wir uns nun den Symptomen für Geisteskrankheiten als einer Form sozialer Abweichung zu. Zunächst ist festzustellen, daß damit, daß wir Symptome als soziale Abweichung bezeichnen, noch nicht viel gewonnen ist, da es viele Arten von sozialer Abweichung gibt, die wenig mit Geistesstörungen zu tun haben.<sup>12</sup>

Man kann nun die Ansicht vertreten, daß die Geisteskrankheit, pragmatisch gesehen, vor allem ein sozialer Be-

zugsrahmen ist, ein Begriffssystem, eine Perspektive, die auf soziale Verstöße angewendet werden kann, um sich diese verständlich zu machen. Der Verstoß als solcher reicht nicht aus; er muß in psychiatrischen Kategorien begriffen und definiert werden. Es ist zu erwarten, daß es immer eine gewisse Freiheit und einen gewissen Dissens in bezug auf die Art gibt, in der dieses Bezugssystem angewandt wird. Es ist bekannt, daß viele wichtige Zufälligkeiten eine Rolle spielen, von denen einige dazu führen können, daß psychiatrische Kategorien auf psychisch normales Verhalten angewendet werden, mit der Konsequenz, daß es nun als psychisches Symptom angesehen wird. Mit diesem Vorbehalt aber können wir fragen: Wie ist der soziale Verstoß, auf den charakteristischerweise der Bezugsrahmen »Geisteskrankheit« angewendet wird, in unserer Gesellschaft beschaffen?

Der Verstoß ist häufig so beschaffen, daß die formellen Mittel der sozialen Kontrolle auf ihn nicht anwendbar sind. Der gegen die Regel Verstoßende gibt sich offensichtlich wenig Mühe, seinen Verstoß zu verbergen oder rituell zu neutralisieren. Die Verstöße kommen oft unter Bedingungen zustande, die es – zumindest nach der festen Überzeugung der Beteiligten – aus verschiedenen Gründen weder den von der Regelverletzung Betroffenen noch dem Regelübertreter erlauben, das Problem durch physischen Rückzug aus der Organisation und der Beziehung, in der es zu dem Regelverstoß kam, zu lösen; die es aber auch nicht zulassen, daß die Organisation rekonstituiert

wird, um die neuen Selbst-Annahmen des gegen die Regel Verstoßenden zu legitimieren. Bei den Normen, gegen die verstoßen wird, handelt es sich um solche, die häufig Anwendung finden und die ständig bestätigt und bekräftigt werden, da sie sich oft auf expressives Verhalten beziehen – ein Verhalten, das allen in Reichweite Befindlichen Warnungen, Fingerzeige und Hinweise über die allgemeinen Selbst-Annahmen des Akteurs vermittelt. Schließlich wird der Verstoß – außer bei einer Paranoia von Primärgruppen (folie à deux, trois etc.) – nicht von einer Gruppe von Personen ausgeführt, die als Team handeln, sondern – zumindest in der Wahrnehmung – von einem als Einzelperson handelnden Individuum. Mit einem Wort, psychische Symptome sind vorsätzliche situationelle Ungehörigkeiten, die beweisen, daß das Individuum nicht gewillt ist, seinen Platz beizubehalten.<sup>13</sup>

Eine Implikation der von mir aufgezählten Vergehensmerkmale verdient, besonders hervorgehoben zu werden. Psychische Symptome stellen im großen und ganzen nicht *zufällig* eine soziale Übertretung dar. Es gehört im großen und ganzen zu ihren Charakteristika, offensiv zu sein. Die Unannehmlichkeiten verursachenden Akte sind in diesem Fall nicht bloß, wie bei organischen Symptomen, zufälligerweise sozial verletzend, sondern werden, zumindest anfänglich, als eine vorsätzliche soziale Abweichung aufgefaßt.

Es muß ferner betont werden, daß es kaum möglich ist, eine soziale Abweichung losgelöst von den Beziehungen

und Organisationszugehörigkeiten des Regelverletzers und des Opfers zu identifizieren, da es kaum eine soziale Handlung gibt, die nicht für sich genommen angemessen wäre oder zumindest in irgendeinem sozialen Kontext gerechtfertigt werden könnte. Was im einen Fall der Wahn eines Einzelnen ist, kann im anderen Fall die Wahrheit einer Gesellschaft sein; was im einen Fall die obszöne Aufforderung eines Mannes gegenüber einem fremden Mädchen ist, kann in einem anderen Fall die pikante Zärtlichkeit eines Mannes gegenüber seiner Frau sein; was im einen Fall der Verfolgungswahn eines Paranoikers ist, kann im anderen Fall die berechnete Praxis von Tausenden von Geheimagenten sein.

Psychische Symptome sind also weder etwas Selbständiges noch alles, was so bezeichnet wird, sondern Handlungen eines Individuums, die anderen öffentlich anzeigen, daß es Vorstellungen von sich haben muß, die die relevante soziale Teilorganisation weder zulassen noch ändern kann.

Hält der Patient an seinem Symptomverhalten fest, kommt es sowohl zu Destruktionen der Organisation als auch zu Destruktionen in den Köpfen ihrer Mitglieder. Jemanden als geisteskrank einzustufen ist ein verzweifelter Versuch, mit einem destruktiven Individuum fertig zu werden, das gezügelt werden muß, aber nicht gezügelt werden kann – ein Versuch, der kaum Aussicht hat, eine Lösung der Situation herbeizuführen. Zu Destruktionen wird es selbst dann kommen, wenn alle Mitglieder überzeugt sind, daß

der Unruhestifter total verrückt ist, denn diese Definition befreit sie nicht von der Tatsache, daß sie in einem sozialen System leben, in dem er eine destruktive Rolle spielt. Diese Destruktionen zeigen, daß organische und psychische Symptome in ihren sozialen Konsequenzen und in ihrem Charakter völlig verschieden sind. Es sind diese Destruktionen, womit sich die Vertreter der Auffassung, daß man die psychisch Kranken in der Gesellschaft belassen sollte, in erster Linie befassen müssen. Genau diese Destruktionen haben die Psychiater ununtersucht gelassen, und die Soziologen ignorieren sie, wenn sie Geisteskrankheiten bloß als einen Etikettierungsprozeß betrachten. Diese Destruktionen gilt es endlich zu untersuchen.

#### IV

Die Unfähigkeit, das eigene Verhalten in Übereinstimmung mit von anderen anerkannten Selbst-Annahmen zu organisieren, zeigt sich am auffälligsten in jenen dramatischen Fällen, in denen das als desorganisiert angesehene Individuum sich eine persönliche biographische Identität zulegt, die nicht seine eigene ist, oder zeitweilig eine Alters-, Geschlechts- oder Berufszugehörigkeit für sich in Anspruch nimmt, für die es nicht qualifiziert ist. Bei solchen Gelegenheiten schreibt das Individuum sich häufig grandiose persönliche Eigenschaften zu.<sup>14</sup> Es versucht dann, andere entsprechend zu behandeln und sie dazu zu

bringen, durch ihr Verhalten ihm gegenüber diese Identität zu bestätigen.

Psychiatrische Anstalten können mit solchen Erweiterungen und Verzerrungen der Identität ohne große Schwierigkeiten fertig werden. Die übliche Beteiligung an den Unternehmungen anderer Personen und die üblichen Möglichkeiten, Kontakte mit der Umwelt aufzunehmen, sind den Insassen solcher Anstalten weitgehend verwehrt. Es gibt kaum etwas, was sie in Bewegung setzen könnten. Ein Patient, der glaubt, ein Potentat zu sein, erreicht höchstens, daß die Wärter ihm zusehen und über ihn lachen, als ob sie ein improvisiertes Theaterstück sähen. Wenn ein psychiatrischer Patient seine Frau so behandelt, als wäre sie eine verdächtige Fremde, kann sie auf diese unerträgliche Situation einfach damit reagieren, daß sie Häufigkeit und Dauer ihrer Besuche einschränkt.<sup>15</sup> Auf die gleiche Weise kann sich auch der amtliche Therapeut der Liebe und dem Haß, die der Patient mit in die Sitzung bringt, entziehen, wobei er sich in seinem Desengagement durch die wunderbar bequeme Doktrin unterstützt sieht, daß eine direkte Fürsprache für den Patienten oder ein Gespräch, das länger als fünfzehn Minuten dauert, sich nur schädlich auf die therapeutische Beziehung auswirken könnten. In all diesen Fällen wird dank der Distanz eine Einigung möglich. Der Patient kann ruhig unmögliche Selbstannahmen zum Ausdruck bringen, weder die Anstalt noch die Familie noch der Therapeut brauchen sich ernsthaft darauf einzulassen.

Ganz anders liegen die Dinge jedoch, wenn sich der Patient außerhalb der Anstaltsmauern befindet – draußen, wo andere ihm ihre Personen anvertrauen, wo seine Handlungen autorisierte Forderungen darstellen und keine Symptome oder Späße oder Niedergeschlagenheiten, denen man sich mühelos entziehen kann. Außerhalb der Mauern ist keine dramatische falsche Selbstidentifikation notwendig, um Unruhe und Ärger hervorzurufen. Jede soziale Organisationsform, an der der Patient teilnimmt, hat ihre besondere Reihe von Verstößen, die als Geisteskrankheiten aufgefaßt werden und organisatorische Destruktionen anrichten können.

Ein besonders wichtiger organisatorischer Ort für psychische Symptome sind öffentliche und halböffentliche Plätze – Straßen, Geschäfte, Nachbarschaften, öffentliche Verkehrsmittel usw. An diesen Plätzen hat ein feines Netz von Verpflichtungen Geltung, das einen geordneten Verkehr und ein friedliches Zusammenkommen der Verkehrsteilnehmer gewährleistet. Hier gibt es verschiedene, genau abgegrenzte Formen der persönlichen Territorialität, deren Respektierung ein entscheidendes Mittel für die Strukturierung gegenseitiger Anwesenheit darstellt. Viele klassische Symptome der Psychose stellen eine Verletzung gerade dieser territorialen Arrangements dar. So kommt es zum Beispiel zu Übergriffen, wenn eine psychiatrische Patientin in einem Supermarkt grundlos die Waren im Einkaufswagen eines Kunden durcheinanderwirft oder hinter die Theke geht, um zu untersuchen, was sich dort

befindet, oder sich an der Kasse ungeniert vordrängelt, oder sich in eine Unterhaltung zwischen Personen einmischt, die sie nicht kennt, oder mitten in einem Wortwechsel Bemerkungen an eine andere Person richtet, die gar nicht an dem Gespräch beteiligt ist. Oder es kommt zu Selbstkontaminationen – zu denen das Zeigen von Blößen und Selbstbeschmutzungen gehören –, indem sich zum Beispiel ein Patient entblößt oder allzu umstandslos andere zu Gesprächskontakten auffordert, oder laut anstößige Geständnisse macht, oder sich mit halbaufgegessenem Essen beschmiert, oder vor aller Augen mit seinem Schleim spielt, oder schmutzige Gegenstände in den Mund nimmt. In anderen Fällen kann es zu »Hyperpräklusionen« kommen, wenn sich zum Beispiel ein Patient weigert, eine Gesprächseinleitung anzuerkennen, oder vor flüchtigen Blicken zurückschreckt, oder eine medizinische Untersuchung ablehnt, oder seine persönlichen Habseligkeiten nicht hergeben will.

Nach diesen kurzen Bemerkungen über öffentliche Plätze und die soziale Ordnung, die zwischen einander unbekanntenen Personen besteht<sup>16</sup>, wollen wir uns engeren sozialen Organisationsformen zuwenden, die Verpflichtungen zwischen miteinander bekannten Personen einschließen. Da gibt es als erstes formelle Arbeitsorganisationen. Hier möchte ich auf Edwin Lemerts Untersuchung über psychiatrische Patienten mit paranoiden Symptomen zurückgreifen, deren Schwierigkeiten sich vor allem bei der Arbeit zeigen.<sup>17</sup>

Lemert schildert bei jedem Mitglied seines Samples die Leidenskarriere und weist darauf hin, daß alle den Verlust oder den drohenden Verlust ihres Status innerhalb oder außerhalb ihres Berufes erlebten, für den offenbar keine kompensatorische Alternative gefunden werden konnte. Die Reaktion eines solchen Individuums kann in einer Abnahme seiner Selbstkontrolle und dem Ankämpfen gegen die von den anderen versuchte informelle Kontrolle bestehen. Seine Bereitschaft, sich bei seiner Arbeit an die Spielregeln zu halten, schwindet. Er beginnt, in das Entscheidungsterritorium von Untergebenen einzudringen und unangemessene Forderungen an sie zu stellen, indem er sie seinem Operationsbereich unterordnet. Er lehnt es ab, vertrauliche Mitteilungen mit Gleichgestellten auszutauschen, und läßt so ihre Beziehungen zu ihm unerwidert und ungewiß. Er wird beleidigend und arrogant und versäumt es, die erwartete Rücksichtnahme für die Gefühle der anderen zu zeigen, während er gleichzeitig eine überhebliche Auffassung von sich selbst bekundet. Er versucht, informelle Privilegien für sich in Anspruch zu nehmen, die zu den Statussymbolen der Gruppe gehören und bereits anderen zugeteilt sind. Er versucht, Platzmarkierungen zu verwenden, ohne daß ihm der Platz zukäme, der gewöhnlich durch sie markiert wird.

Das bisher beschriebene Verhalten verletzt die informellen Regeln für die Handhabung des persönlichen Raums. Die Grenzen, die dabei in Frage gestellt werden, sind die zwischen dem Akteur und den ihm gegenüber-

stehenden Anderen. Außer diesen direkten Störungen gibt es jedoch noch einige indirekte. Da der Akteur Mitglied einer Arbeitsgruppe ist, die ihrerseits ein Segment der gesamten Organisation ist, befindet er sich in einer Position, in der er die Grenzen zwischen seinem Segment und anderer Segmenten in Unordnung bringt. Zum Beispiel setzt er sich über Aufteilung in Gruppen hinweg und bedroht so die zwischen ihnen bestehenden Beziehungen. Er deckt die informelle Machtstruktur auf und gefährdet ihre Beziehung zu der übergreifenden offiziellen Struktur. Er bedient sich formeller und offizieller Mittel, um seine Kollegen dazu zu veranlassen, seinen Forderungen Beachtung zu schenken, sei es auch nur, indem er Personen in höheren Positionen zwingt, sich seine Klagen anzuhören.

Es ist offensichtlich, daß die Unfähigkeit des Akteurs, den ihm zukommenden Platz einzunehmen, für seine Kollegen destruktive Folgen haben muß, indem sie ihr Gefühl untergräbt, daß eine gemeinsame Verständigung in bezug auf den sozialen Platz eines jeden von ihnen existiert, die ein zuverlässiger Führer bei ihren täglichen Handlungen ist. Ein bedeutender Teil der Lemertschen Analyse ist der Untersuchung der Ereignisfolge gewidmet, die durch diese am Anfang stehende Störung ausgelöst wurde.

Um mit dem lästigen Kollegen fertig zu werden, meiden ihn die anderen physisch, wo es nur eben möglich ist, und schließen ihn von ihren gemeinsamen Entscheidungen und Unternehmungen aus. Durch diesen Ausschluß erhalten diese Ereignisse eine neue Bedeutung für sie. Wo eine

Interaktion von Angesicht zu Angesicht mit ihm für seine Arbeitskollegen unvermeidlich ist, bedienen sie sich eines gut zurendenden, beschwichtigenden, unverbindlichen Antwortstils, der dazu dient, die Interaktion so weit wie möglich zu beschränken, ohne ihm einen offensichtlichen Grund zur Klage zu geben. Um besser auf seine Maßnahmen vorbereitet zu sein, spionieren sie ihm unter Umständen nach. In seiner Abwesenheit kommen sie zusammen, um sich ihre Reaktionen auf seinen letzten Schritt zu erzählen, zu überlegen, worin sein nächster Schritt bestehen wird, ihre nächste Maßnahme zu planen und allgemein die spezielle Solidarität zu zelebrieren, die der Zwist zwischen ihnen und ihm produziert hat. Auf diese Weise bildet sich eine auf Klatsch basierende Gegengruppe heraus, deren negativer Brennpunkt er ist. Die Folge dieses Ausschlusses kann sein, daß der Akteur, dem nun jedes korrektive Feedback fehlt, sich zu relativ heftigen Ausbrüchen hinreißen läßt, um irgendwie auf die opake Ausdrucksmauer einzuwirken, die die anderen um ihn herum aufgerichtet haben. Sie ihrerseits können es für notwendig erachten, ein kollusives Netz zu bilden, um ihn so weit zu bringen, daß er die Aufmerksamkeit eines Psychiaters auf sich zieht.

Ich möchte auf zwei Implikationen der Lemertschen Analyse hinweisen. Erstens: Ein informelles soziales Kontrollsystem kann leicht schiefgehen. Takt und Verschwiegenheit können im Extremfall zur Folge haben, daß eine paranoide Gemeinschaft für den Paranoiker aufgebaut wird. Zweitens: Bis zu dem Zeitpunkt, da das Individu-

um hospitalisiert wird oder sein Fall so bekannt ist, daß keiner seine Handlungen mehr ernst nimmt (diese letztere Form der Einkapselung findet man in großen sozialen Organisationen), haben seine Symptome eine äußerst destruktive Wirkung. Es ist viel verlangt, wenn man von Mitgliedern einer Organisation erwartet, daß sie verständnisvoll und hilfreich reagieren – es ist ein Wunder, daß die Organisationen so tolerant sind, wie sie sind. Ich habe die Beziehung zwischen psychischen Symptomen und zwei Formen der sozialen Organisation – der öffentlichen Ordnung und formell organisierten Arbeitsplätzen – skizziert. Im folgenden wollen wir uns nun der letzten hier in Betracht kommenden Organisationseinheit zuwenden – der Familie.

## V

Unsere Auffassung von der Familie – der Familie, wie sie für die amerikanische Mittelschicht typisch ist – ist die in der Soziologie übliche. Wenn wir das innere Funktionieren, die innere soziale Ökonomie einer Familie untersuchen, stoßen wir auf eine legitimierte Verteilung der Autorität, der materiellen Ressourcen, der Arbeit und der Freiheit. Jedes Mitglied ist verpflichtet, für die anderen zu sorgen und sie zu schützen, sofern sie seine Hilfe benötigen und es in der Lage ist, sie zu leisten. Es gibt eine mit normativer Geltung ausgestattete Zuteilung von Achtung,

Zuneigung und moralischer Unterstützung. Es gibt einige gemeinsame Werte und Strategien, an denen alle festhalten. Es gibt eine allen bekannte Familienbiographie und gemeinsame Erinnerungen an gemeinsame Erfahrungen. Die Mitglieder unterhalten ein kompliziertes Geflecht von persönlichen Beziehungen. Alle sind achtsam und vorsichtig (ausgenommen die ganz Kleinen), so daß die in einem Haushalt leicht möglichen Schäden durch Feuer, Wasser, Beschmutzung und Zerstörung vermieden werden. Die Familienmitglieder vertrauen ferner darauf, daß keiner von ihnen irgendeines der letalen Mittel, die im Haushalt zur Verfügung stehen, gegen die anderen oder sich selbst verwendet. Als besonderes Merkmal der Familie als einer sozialen Organisation sei schließlich noch erwähnt, daß jedes Mitglied sich in seinen Gefühlen und Engagements an dem orientiert, was es als die persönlichen Interessen und die persönlichen Nöte der anderen Familienmitglieder ansieht.

Betrachtet man das Verhalten irgendeines Mitglieds – besonders dann, wenn andere Familienmitglieder anwesend sind – genauer, so entdeckt man einen expressiven Stil, der die skizzierte Verteilung der Verpflichtungen bestätigt. Die Respektierung und Aufrechterhaltung dieses Stils durch jedes der Mitglieder gibt den anderen Familienmitgliedern die ständige Sicherheit, daß ihren Erwartungen entsprochen werden wird und daß alles in Ordnung ist. Kurz, die Aktivität eines jeden Mitglieds bringt in der Regel zum Ausdruck, daß es seinen sozialen Platz

in der Familie kennt und daß es an ihm festhält. Wenn eines der Mitglieder organisch erkrankt ist, wird es natürlich mit großer Wahrscheinlichkeit besondere Forderungen stellen. In solchen Fällen kann das Gefühl der Sicherheit dadurch aufrechterhalten werden, daß das betreffende Mitglied rituelle Handlungen vollzieht, durch die solchen Forderungen der Charakter des die normative Ordnung der Familie Bedrohenden genommen und den Mitgliedern ein Gefühl der Konstanz in bezug auf die Persönlichkeit des kranken Individuums vermittelt wird. Nichtorganische Krisen, wie zum Beispiel die lange Abwesenheit eines Familienmitgliedes, das seinen Militärdienst ableistet, können auf ähnliche Weise gemeistert werden, sofern nur angemessene rituelle Handlungen vollzogen werden.

Bei der Untersuchung der externen Ökonomie der Familie stoßen wir auf ähnliches. Ressourcen, die in der externen Umwelt Wert haben, werden von den Mitgliedern sorgfältig und in einer als gerecht empfundenen Weise verwaltet. Die Fülle an Privatinformationen über die Familie, über die die Mitglieder verfügen, wird gut gehütet und eine gemeinsame, leicht falsche Fassade vor der Welt aufrechterhalten – als gäbe es eine Regel für Familieninformationen. Die Beziehungen und Arbeits-/Schulverpflichtungen, die die einzelnen Mitglieder an Personen und Organisationen außerhalb der Familie binden, sind den etablierten Regelungen unterworfen, durch die sich die Familie gewisse Rechte vorbehält. Das Familienmitglied verläßt den Familienraum nur zugunsten realer Or-

ganisationen und realer Personen, die einen realen Platz für es bereithalten. Kurz, die nichtfamilialen Ansprüche an Familienmitglieder sind begrenzt und geregelt.

Die Aufrechterhaltung des internen und externen Funktionierens der Familie ist etwas so Zentrales, daß die Familienmitglieder bei dem Gedanken an den essentiellen Charakter, die dauerhafte Persönlichkeit eines Mitgliedes gewöhnlich an seine habituellen Unterstützungshandlungen für die Familienaktivitäten und -beziehungen, an den Stil seiner Akzeptierung seines Platzes in der Familie denken. Jeder deutliche Wechsel dieser Unterstützungsstruktur wird tendenziell als eine signifikante Veränderung des Charakters des betreffenden Mitglieds angesehen. Der Charakter eines Individuums ist immer nur so stark wie die Haut der anderen Familienmitglieder.

Bei Rückzügen – Depressionen und Regressionen – leidet hauptsächlich das interne Funktionieren der Familie. Die Bürde der Begeisterung und der Hausarbeit lastet nun auf weniger Mitgliedern. Allerdings kann eine Familie durch geschickte Einschränkungen ihres sozialen Lebens solche Störungen vor der Öffentlichkeit verbergen und nach außen hin weiterhin wie üblich funktionieren. »Stiller Suff« kann auf ähnliche Weise vor der Öffentlichkeit verborgen gehalten werden, sofern nur die ökonomischen Mittel nicht gefährdet sind. Zu wirklichen Unannehmlichkeiten kommt es erst bei manisch Kranken und bei den aktiven Phasen Paranoider. Diese Strukturen konstituieren die Verrücktheit des Platzes. Die Anfänge sind undeutlich

und verschiedenartig. In einigen Fällen ruft irgend etwas bei dem Präpatienten – gleichgültig, ob Mann, Frau oder Kind – das Gefühl hervor, daß das Leben, das die anderen ihm gewähren, nicht ausreiche, nicht in Ordnung und nicht länger zu ertragen sei. Er bringt konventionelle Forderungen nach Erleichterungen und Veränderungen vor, denen nicht nachgekommen wird, ja, die vielleicht nicht einmal beachtet werden. Statt eines Rückfalls auf den Status quo ante folgt dann der Beginn seiner manischen Aktivität. Wie bereits erwähnt, gibt es zweifellos noch andere Ätiologien, aber alle enden an demselben Punkt – der manischen Aktivität, mit der sich die Familie befassen muß. Wir wollen hier ansetzen, obgleich dieser Punkt unter gewissen Perspektiven bereits ein sehr später ist.

Die Manie beginnt damit, daß der Betreffende sich selber innerhalb der Familienhierarchie befördert. Er ist der Ansicht, daß er nicht mehr die Zeit hat, seinen gewohnten Anteil an den täglichen Arbeiten der Familie zu leisten. Er erteilt in zunehmendem Maße den anderen Familienmitgliedern Befehle, zeigt Ärger und Ungeduld, macht Versprechungen, die er brechen zu können glaubt, leistet sich Übergriffe auf die Gegenstände und den Raum anderer Mitglieder, zeigt je nach Laune Zuneigung oder Achtung und ist überzeugt, er brauche sich nicht länger an die in der Familie für Essen, Zubettgehen und Aufstehen geltenden Regelungen zu halten. Er wird übertrieben kritisch gegenüber den anderen Familienmitgliedern und äußert sich abfällig über sie. Er stellt übertriebene Behauptungen über

den hohen Rang und die großartigen Eigenschaften seiner Vorfahren auf und äußert ekstatisch Ansichten über das, was er bald vollbringen wird. Er fängt an, nichtassimilierte Fachausdrücke in seine Reden einzustreuen. Er spricht laut und unaufhörlich, wobei er sich selber im Mittelpunkt dessen sieht, wovon er spricht. Die großen Ereignisse und Persönlichkeiten des Tages provozieren ihn auf einmal zu gewichtigen und definitiven Meinungen. Begierig greift er Berichte in Illustrierten, Filmen und Fernsehsendungen auf, als enthielten sie wichtige Weisheiten, die sich jeder auf der Stelle im Detail anhören sollte.

Neben diesen Rangstörungen gibt es solche, die sich auf die kleinen Verpflichtungen beziehen, die Mitgliedschaft und Verwandtschaft symbolisieren. Der manisch Kranke beginnt in der Sorgfalt nachzulassen, durch die die Sicherheit der Haushaltsgegenstände und die Sicherheit der Familienmitglieder vor diesen Gegenständen gewährleistet wird. Er unterläßt je nach Laune die kleinen höflichen Gefälligkeiten, die alle erwachsenen Mitglieder einander schon allein deshalb erweisen, weil die Mühe, die sie den Gebenden kosten, so gering ist, verglichen mit dem Wert, den sie für den Empfänger haben. Und er äußert unbegründete Ansichten – manchmal in Reaktion auf Halluzinationen –, die seinen Verwandten signalisieren, daß er aufgehört hat, sich bei seinen Gedanken an den Standards zu orientieren, die den gemeinsamen Boden für alle die bilden, mit denen sie in enger Beziehung stehen.

Ich weise noch einmal darauf hin, daß die Ansprüche und Handlungen der kranken Person für sich genommen nicht wunderlich zu sein brauchen, sondern nur wunderlich sind, wenn sie ein bestimmter Patient gegenüber einer bestimmten, nämlich seiner Familie äußert oder vollzieht. Die Bizarrität als solche ist gar nicht das entscheidende Problem. Der Patient mag noch so sehr halluzinieren oder befremdende Ansichten äußern, was die Familie beunruhigt, ist nicht einfach, daß er verrückte Vorstellungen hat, sondern daß er seinen Platz in den Beziehungen nicht einnimmt. Von jemandem, zu dem wir eine sehr enge Beziehung haben, erwarten wir, daß er keine Überzeugungen hat, die ihn uns entfremden. Das gleiche gilt für die verschiedenen Formen von Übertreibungen.

Die hartnäckigen Bemühungen der Familie, den Patienten von seinen lächerlichen Vorstellungen abzubringen, seine Behauptungen zu widerlegen, ihn zu veranlassen, einen vernünftigen Standpunkt einzunehmen – ein Versuch, der gewisse Therapeuten zur Verzweiflung bringt –, können als ein Versuch der Familie aufgefaßt werden, den Patienten dazu zu bringen, wieder in eine angemessene Beziehung zu ihnen zu treten. Sie können ihm seine falschen Ansichten nicht lassen. Wenn er sein Verhalten ändert und wieder zu sich kommt, müssen sie versuchen, ihn dazu zu bringen zuzugeben, daß er krank war, denn sonst würden angesichts seiner nunmehrigen Normalität Zweifel daran aufkommen, ob die Familie ihn zu Recht so behandelte, wie sie ihn behandelte, Zweifel an ihren Mo-

tiven und *ihrem* Verhältnis zu ihm. Aus diesem Grunde wird versucht, den Patienten dazu zu bringen, daß er seine Geisteskrankheit zugibt. Was da von ihm erwartet wird, ist etwas Außerordentliches. Ist rituelles Handeln ein Mittel, angesichts abweichender Verhaltensweisen sein Image zu wahren, so ist das Eingeständnis, man sei geisteskrank, die schwerstwiegende rituelle Handlung, die man sich überhaupt vorstellen kann, da diese Beurteilung des eigenen Verhaltens der Neutralisierung der schwerstwiegenden Abweichungen dient. Eine Woche der Selbstbeschädigung einer Familie kann in dem Augenblick ad acta gelegt und vergessen werden, in dem der Regelübertreter einräumt, er sei krank gewesen. Deshalb ist es kaum verwunderlich, daß der Patient ordentlich unter Druck gesetzt wird, um der Diagnose zuzustimmen, und daß er häufig nachgibt, obwohl dies bedeuten kann, daß er für immer mit einer niedrigeren Einschätzung seines eigenen Charakters herumlaufen muß und niemals mehr unnachgiebig seine Ansichten vertreten kann.

Das Problem besteht hier nicht darin, daß die Familie meint, das Leben zu Hause würde durch die kranke Person unerquicklich. Vielleicht sind die meisten Familienleben unerquicklich. Das Problem liegt vielmehr in der Bedrohung der Bedeutungsorganisation. Die Definitionen, die die kranke Person stillschweigend den Familienmitgliedern zuordnet, sind weniger wünschenswert als die, die zuvor bestanden, und implizieren, daß die Familienmitglieder mit ihr weniger verbunden sind, als sie geglaubt

hatten. Akzeptieren sie diese Revision, kann es zur Herstellung einer neuen Bedeutungsorganisation kommen – das geschieht zum Beispiel dort, wo es zu Familienkultbildungen oder zur folie à menage kommt. Akzeptieren sie sie aber nicht, gibt es Ärger.<sup>18</sup>

Um es zu wiederholen: Das Selbst ist der Code, der fast allen Handlungen des Individuums Sinn verleiht und eine Basis für ihre Organisation liefert. Dieses Selbst ist erkennbar mittels einer Interpretation des Platzes, den das Individuum in einer Organisation sozialen Handelns einnimmt und durch sein Ausdrucksverhalten bestätigt. Die Unfähigkeit des Individuums, mittels seiner Taten und Ausdruckssignale eine *brauchbare* Definition seines Selbst zu enkodieren – das heißt eine, die ihm in einer engen Beziehung zu ihm stehende Andere durch die Achtung, die sie seiner Person bezeugen, zuordnen können –, muß sie bei fast jedem ihrer Schritte hemmen, straucheln lassen und bedrohen. Die Selbsts, die seine Gegenstücke waren, sind unterminiert. Und das, was sich niemals ändern dürfte – der Charakter einer geliebten Person, mit der sie zusammen leben –, erscheint als etwas, was sich grundlegend ändert, und noch dazu vor ihren Augen. In dem Maße, in dem sie aufhören, die kranke Person zu begreifen, hören sie auf, sich ihrer selbst sicher zu sein. In dem Maße, in dem sie aufhören, sich jener Person und ihrer selbst sicher zu sein, können sie unter Umständen sogar aufhören, sich ihrer Wahrnehmungen und Einsichten sicher zu sein. Das Ergebnis ist eine tiefe Verwirrung. Die Antwort auf die

Frage, was eigentlich vorgeht, kann nicht mehr ohne weiteres gegeben werden, sondern muß jedesmal von neuem gesucht werden. Das Leben wird zu einem bösen Traum – denn für das, was sich abspielt, ist kein Platz in den möglichen Realitäten.

Hier wird deutlich, in welcher Hinsicht psychische Symptome von anderen Abweichungen abweichen. Mit einer Person, die plötzlich egoistisch, gefühllos, illoyal, treulos oder süchtig wird, kann man in irgendeiner Weise fertig werden. Wenn sie plausible Gründe für ihr Tun angibt oder Reue zeigt, kann ihr verziehen werden; ist sie nicht zur Reue bereit, aber die Möglichkeit zur Distanzierung gegeben, so kann ihr eine neue Definition zugeordnet werden. In beiden Fällen können sich ihre Gegenüber dahingehend mit ihr einigen, daß die Expressionen, die sie vollzieht, um ihre Definition von sich und ihnen zum Ausdruck zu bringen, Indikatoren sind, die die Beziehung bestätigen, die ihrer Ansicht nach nunmehr zwischen ihnen besteht. Auf diese Weise bleibt die Grammatikalität der Handlung gewahrt. Die psychischen Symptome eines Patienten jedoch sind etwas, worüber sich seine Gegenüber nicht mit ihm einigen können. Weder der Patient noch die ihm gegenüberstehenden Anderen ziehen sich so weit aus der Organisation oder Beziehung zurück, daß seine Expression bestätigen könnte, was sein Status impliziert. So verstößt sein Verhalten gegen die Syntax des Verhaltens und derangiert die gewöhnliche Übereinstimmung zwischen Haltung und Platz, Ausdruck und Position.

Die durch eine kranke Person hervorgerufene häusliche Desorganisation macht einen wichtigen, die soziale Kontrolle in einer Einheit wie der Familie betreffenden Sachverhalt deutlich. Jedes erwachsene Mitglied einer Familie kann das Haus gegen den Willen und den Rat der Familie verlassen. Abgesehen von bestimmten finanziellen Forderungen kann die Familie nichts dagegen tun. Die Position des die Familie Verlassenden ist besonders stark, wenn er sich in angemessener Weise entfernt und seine Absichten vorher in angemessener Form bekanntgegeben hat. Auf der anderen Seite gibt es gewisse Umstände (die in Amerika von Staat zu Staat verschieden sind), unter denen eine Familie ein Mitglied körperlich entfernen und an einen Aufbewahrungsort bringen lassen kann. Wo es jedoch, aus welchem Grund auch immer, zu keiner dieser Formen eines sozial anerkannten Weggangs kommt, zeigt sich in extremem Maße die Verwundbarkeit der Familie. Denn in einem solchen Fall wird die Standardvorstellung von der durch einen korrekten Zyklus bewirkten sozialen Kontrolle völlig unhaltbar. Der Sachverhalt ist einfach der: Wenn ein Regelübertreter verurteilt und bestraft worden ist und warnend darauf hingewiesen wurde, was geschehen werde, wenn er in seinem Tun fortfahre, wird stillschweigend angenommen, daß er genügend Respekt vor dem Leben der Gruppe und ihren Autoritäten hat, *um freiwillig* die Warnungen zu beherzigen und von dem fraglichen Vergehen – sei es nun bereitwillig oder widerwillig – Abstand zu nehmen. Wenn nun das gegen die Regeln verstoßende

Familienmitglied sich entschließt, einer solchen Warnung keine Beachtung zu schenken, gibt es nichts, womit man auf es einwirken könnte. Eine grobe Behandlung, die nicht auf stillschweigende Kooperationsbereitschaft stößt, erfordert den vollen Einsatz von mindestens zwei kräftigen Erwachsenen und ist selbst dann nur kurzfristig möglich. Man kann damit allenfalls jemanden aus dem Haus schaffen, aber mehr auch nicht. Schon jemanden zu bewachen erfordert mehr, als ein Haushalt gewöhnlich über längere Zeit leisten kann. Und der Haushalt selber kann kaum funktionieren, wenn alles, was beschädigt oder gefährlich werden könnte, aus der Reichweite eines Erwachsenen entfernt werden muß.

Haushalte können kaum in Gang gehalten werden, wenn es nicht möglich ist, sich auf den guten Willen der Bewohner zu verlassen.<sup>19</sup> Interessanterweise ist die Familie gerade im Augenblick der Bestrafung und Drohung am deutlichsten von der Selbstunterwerfung des Regelverletzers unter die Familienautorität abhängig. Strafaktionen zwingen den Regelverletzer, entweder zu kapitulieren und damit sein Gesicht zu verlieren oder seine Opponenten von ihrem irrigen Glauben zu befreien, sie hätten Macht über ihn. Gerade in dem Moment, in dem sein Zorn auf sie am größten ist, wird ihm klar, daß er allein ihre Illusionen hinsichtlich ihrer Macht über ihn retten kann.

Im Kontext einer Familie vollzogene negative Sanktionen konstituieren eine Art Weltgerichts-Mechanismus, bei dem die letzte noch vorhandene Gelegenheit dazu benutzt

werden muß, einen Zusammenbruch der Ordnung über der stärkeren der beiden Parteien zu verhindern, die so handeln muß, als sei sie die schwächere. Offensichtlich ist sie gelegentlich recht unbesonnen. Diese Verwundbarkeit der Familienorganisation wird noch dadurch verstärkt, daß der Regelverletzer seinem eigenen körperlichen Wohlergehen und seinen eigenen Interessen gewöhnlich weniger Aufmerksamkeit schenkt als die, die ihn kontrollieren müssen. Ich habe einige der desorganisierenden Folgen aufgezeigt, die sich aus der fehlenden Bereitschaft des Patienten ergeben, die innere Ordnung der Familie aufrechtzuerhalten. Erst bei der Untersuchung des externen Funktionierens der Familie jedoch zeigt sich das ganze Ausmaß des Derangements.

Der soziale Platz einer Familie im Ganzen der Gemeinschaft ist eine heikle Angelegenheit, da er von der persönlichen und informellen Kontrolle der verschiedenen Ressourcen der Familie abhängt, für die es tausend mögliche Märkte gibt – Märkte, denen gegenüber die Familie sich klug verhalten muß, wenn sie ihre langfristigen Interessen von der Art, wie man sie gewöhnlich antrifft, so erfolgreich wie möglich durchsetzen will. Genau diese normalerweise selbstaufgelegte Vorsicht wird von dem manischen Patienten außer acht gelassen. Es kommt zu unangebrachten Unternehmungen. Familiengelder werden für abenteuerliche Spekulationen vergeudet. Es werden großartige Dienstleistungen und Ausrüstungsgegenstände gekauft oder gemietet – ein Beweis für die demokratische, liberale Einstel-

lung jener, die solche Dinge und die persönliche Kontrolle, die wir gewöhnlich alle aufrechterhalten, verkaufen.<sup>20</sup> Es kommt zu exzessiven telephonischen Bestellungen von in Zeitungen annoncierten Sonderangeboten.<sup>21</sup> Dem Haushalt wird ein unnötiges Büro- und Betriebsgehebe aufgepfropft. Der Patient kommt zu der Ansicht, daß ihn seine berufliche Arbeit einzwänge, und gibt seine Stellung auf, oder er wird gefeuert.<sup>22</sup> Ein Projekt nach dem anderen wird entworfen. Eine neue Beschäftigung wird dringlich. Die Kontakte werden gesteigert. Das Telephon wird häufiger benutzt. Die Anrufe werden immer länger. Lieblingsempfänger werden immer häufiger angerufen. Wenn die Tageszeit Ortsgespräche als eine grobe Verletzung der informellen Regeln erscheinen ließe, werden Gespräche aus großen Entfernungen vorgetäuscht; wenn der Zeitpunkt sogar diese verbietet, werden Nachttelegramme abgeschickt.<sup>23</sup> Es kann zu einer Flut von Briefen kommen.

Die Partizipation wird ausgedehnt. Personen und Organisationen wird freiwillig Hilfe angeboten, die sie von dieser Seite gar nicht haben wollen – während der Patient darin ein akzeptables Mittel sieht, um mit dem Empfänger in Kontakt zu kommen. Am öffentlichen Leben wird durch die am wenigsten bewachten Pforten teilgenommen –: es werden Briefe an Politiker, Verleger und große Korporationen geschickt, Berühmtheiten verfolgt und Prozesse geführt. Entscheidende nationale Ereignisse, zum Beispiel Wahlen, Erklärungen zur Kriegspolitik und politische Morde, werden ganz persönlich genommen. Es

wird möglicherweise versucht, persönlich im Radio oder Fernsehen aufzutreten, Pressekonferenzen und Presseverlautbarungen zu lancieren. Vermeintliche Kränkungen an öffentlichen Plätzen führen zu Szenen und zu offiziellen Beschwerden des Patienten bei den Behörden. Das Beisammensein wird intensiviert. Nachbarn werden zu unpassenden Zeiten aufgesucht. Bei Parties kommt der Patient als erster und geht als letzter. Es kann zu einer ganzen Flut von häuslichen Festen kommen, die entstabilisierende Wirkungen haben – in einer angemessenen Beziehung zu dem Patienten stehende Freunde schieben andere Verpflichtungen vor, um sich loszusagen; neue Freunde treten an ihre Stelle, aber jede neue Reihe von Freundschaften erschöpft sich schneller als die vorherige und macht eine Rekrutierung aus immer ungeeigneteren Quellen erforderlich, bis die Zusammenkünfte schließlich in sozialer Hinsicht äußerst bizarr werden. In zunehmendem Maße werden halböffentliche, dem Gemeinwohl dienende Zwecke als Anlaß der häuslichen Zusammenkünfte verwendet, die eine teilweise Rechtfertigung dafür geben sollen, daß der Patient Personen einlädt, von denen er bisher nur gehört hat, und die von ganz verschiedenem sozialen Rang sind. Einladungslisten werden noch im letzten Augenblick erweitert, als bestünde das Bedürfnis, mit allen Bekannten in Kontakt zu sein und die Räume mit Leuten vollzustopfen. Es werden wiederholt kommerzielle Abendveranstaltungen und Wochenendausflüge organisiert, wobei alte Kontakte wiederaufgenommen und unbekannte

Personen aufs Geratewohl zusammengebracht werden.

Schließlich wird das In-Beziehung-zu-jemandem-Treten ausgedehnt. Aus Höflichkeit erfolgende Vorstellungen und flüchtige Empfehlungen werden ernstgenommen und ausgebaut. Der Patient pocht auf seine Bekanntschaften und stellt ohne Rücksicht auf verwandtschaftliche Beziehungen anmaßende Forderungen an die Gattinnen von Freunden. Er tritt als »Mittelsmann« auf und versucht, Personen, von denen er annimmt, daß sie einander nützlich sein könnten, miteinander in Kontakt zu bringen. Es kommt zur Mißachtung der spezifischen Funktionen von Dienstleistungsbeziehungen. Dem Dienstleistungspersonal werden Ratschläge angeboten und Ratschläge abverlangt; es wird vorgeschlagen, sich gegenseitig beim Vornamen zu nennen; soziale Einladungen werden ausgesprochen. Auf der anderen Seite werden persönliche Freunde mit der Bitte um gewisse Dienstleistungen eingeladen und mit Plänen und Projekten behelligt. Vom Patienten für bestimmte Projekte angeheuerte Gelegenheitsarbeiter werden in Freunde verwandelt, um die Lücken zu füllen, die entstanden sind, wobei es sich nun aber um Freunde handelt, denen befohlen werden kann, wann sie kommen und wann sie gehen sollen, was zu einer Art Speichellekerei auf seiten des sozialen Kreises des Patienten führt.<sup>24</sup> Bei informellen Zusammenkünften werden Personen, die bloße Bekannte sind, vertrauliche Familiengeheimnisse mitgeteilt. Neue Freunde werden vor der Familie enthusiastisch gepriesen – ein Anzeichen dafür, daß intensive En-

gagements des Patienten sehr unbeständig sind. Ist der Patient ein Einzelner, kann es im Hinblick auf Alters-, Rassen- oder Klassenschranken zu unangemessenen Paarbeziehungen kommen. Ist er verheiratet, kann es zu unangemessenen weiteren Paarbeziehungen kommen. Es kann zu sexueller Promiskuität von jener Art kommen, die jederzeit realisiert werden kann, weil sie sich signifikante Statusunterschiede zunutze macht. In all diesen Fällen verhält es sich so, daß der Patient entweder selbst die anderen ausnutzt oder die anderen in die Lage versetzt, ihn ausnutzen zu können, was beides für die Familie ein Grund zur Beunruhigung und zum Ärger ist.

Hier wird ein allgemeiner Sachverhalt im Hinblick auf die Sucht des Patienten nach Beziehungen und gesellschaftlichem Rang deutlich. Da seine Entfernung von dem ihm zugeteilten Platz ganz von der Macht der Selbstliebe bestimmt ist, sind es vor allem zwei Kategorien von Personen, zu denen er sich hingezogen fühlt. Zu der einen gehören lokale Personen, die sozial gesehen deutlich unter ihm stehen und es akzeptieren, daß man sich ihnen nach Belieben nähert, weil sich aus diesem Umgang für sie ein ökonomischer Gewinn oder eine soziale Erhöhung ergeben kann. Die andere Kategorie besteht aus mächtigen und berühmten Persönlichkeiten. Natürlich ist mit diesen Persönlichkeiten nur ein sehr substitutiver und abgeschwächter Kontakt möglich – in Form von Verehrerbriefen, Telegrammen, Anwesenheit bei persönlichem Erscheinen, nichtangenenommenen Einladungen zu Parties usw. Wenn

die angemessenen sozialen Beziehungen gestört und unzureichend sind, stehen diese Figuren zur Verfügung. Sie erlangen eine bestürzende Realität und werden zu Bezugspunkten für die Selbst-Organisation.

Der Patient hat also die Möglichkeit, sich in zwei Richtungen zu bewegen: nach unten mittels käuflicher sozialer Ausnutzung, nach oben mittels substitutiver oder mißlungener Kontakte. Je mehr Unannehmlichkeiten der Patient zu Hause hat, um so größer ist sein Bedürfnis, sich in das Leben von Freunden einzumischen; je mehr er dies tut, desto mehr wird sich der Freundeskreis vor ihm verschließen, weil er zu hohe Anforderungen an ihn stellt; und je weiter diese Entwicklung fortschreitet, desto mehr flüchtet sich der Patient in unpassende und substitutive Beziehungen. Ferner: Durch die verzweifelten Expansionsversuche wird das, was bereits in seinem Besitz war, unterhöhlt und reduziert, was wiederum zu einem gesteigerten Bedürfnis führt, den neuen Kreis zu konsolidieren. Alle diese Entwicklungen führen in ihrer Gesamtheit zu einer Explosion der Beziehungen. Es kommt zu einer Flucht in die Gemeinschaft.

Ohne diese Übertreibungen nun im einzelnen zu untersuchen oder auf die klinische Hypothese einzugehen, daß der Patient nach jeder möglichen externen Unterstützung für einen vor dem Zusammenbruch stehenden inneren Zustand sucht, wollen wir hier nur feststellen, daß der im Hinblick auf die Familienorganisation wichtige Sachverhalt darin besteht, daß die Grenze zwischen ihr und der

Gemeinschaft bedroht ist. Im Extremfall wird die Familie als eine Einheit, die sich von der sie umgebenden Welt abgrenzt, einfach hinweggespült, werden die Mitglieder durch eine Flut von Nichtmitgliedern und durch die organisatorische Aktivität der kranken Person aus der häuslichen Einrichtung verdrängt.

Der Gemeinschaftskontext des Familienlebens ist so beschaffen, daß eine solche Diffusion jederzeit möglich ist. Der Patient konstruiert seine Zugangswege nicht selber; er benutzt nur exzessiv jene Mittel, die jedem, der sich in seiner Position befindet, zugänglich sind. Um diese Tatsache richtig einschätzen zu können, müssen wir uns die Gemeinschaft als ein System von Zäunen und Pforten vorstellen, als ein System zur Regulierung der Herausbildung und der Entwicklung sozialer Beziehungen.

Eine Beziehung kann sich nur dann herausbilden, wenn mindestens zwei Personen in persönlichen Kontakt irgendeiner Art miteinander kommen können (sei es von Angesicht zu Angesicht oder vermittelt), und sie kann sich nur dann entwickeln, wenn die Beteiligten über eine bestimmte Zeitperiode hinweg miteinander interagieren. Es gibt bestimmte grundlegende Formen der organisatorischen Erleichterung von Kontakten. Bei der gegenwärtigen sozialen Organisation ist dafür gesorgt, daß Wohn- und Arbeitsplätze per Telephon, Telegraph, Post und durch persönliche Besuche erreichbar sind. Die notwendigerweise gemeinsame Benutzung öffentlicher und halböffentlicher Einrichtungen, besonders von Straßen, bringt die ver-

schiedensten Leute in eine Kontakte von Angesicht zu Angesicht erlaubende gegenseitige Reichweite. Die Institution der Bekanntschaft (welche häufig dadurch zustande kommt, daß man vorgestellt wird oder sich vorstellt) verleiht Vorrechte im Hinblick auf Kontakte. Dank solcher Einrichtungen gibt es zahlreiche Möglichkeiten zu Kontakten, die ihrerseits die Entwicklung von Beziehungen ermöglichen. Diese Möglichkeiten werden allerdings durch verschiedene Faktoren stark eingeschränkt. Von vielen, mit denen wir gern in Berührung kommen würden, kennen wir weder Aussehen noch Adresse. Wir sind an Regeln gebunden, die die Initiierung von Gesprächen mit Unbekannten nur bei bestimmten plausiblen Anlässen zulassen. Meistens wissen wir nicht, wo und wann sich solche sozialen Anlässe ergeben, bei denen die, deren Bekanntschaft wir suchen, anwesend sind und die bloße Anwesenheit die Initiierung eines Gesprächs erlaubt. Wissen wir es, fehlt uns vielleicht, um hingehen zu können, die nötige Qualifikation durch Geld, Mitgliedschaft oder eine Einladung. Darüber hinaus gibt es all die verschiedenen Mittel zur Verhinderung von Kontakten: Tarnung der persönlichen Erscheinung, Meidung öffentlicher Plätze, Nichteintragung der Telephonnummer ins Telephonbuch, die Postierung von Pfortnern an Wohn- und Arbeitsplätzen, Trennung durch räumliche Entfernung und zu große Kosten usw.<sup>25</sup> Es sei jedoch angemerkt, daß derartige Blockierungen niemals total sein können. Jede Tür, die unerwünschte Personen *völlig* aussperrt, sperrt auch eini-

ge erwünschte aus; jedes Mittel, durch das man sich völlig abschließt, schließt auch Kontakte aus, die sich vielleicht lohnten. Sieht man näher hin, so stellt man fest: Enge Beziehungen können sich aus einer Einführung oder einer Vorstellung entwickelt haben; zufriedenstellende Dienstleistungsbeziehungen können auf den Anruf eines unbekanntem Klienten oder Kunden zurückgehen; wertvolle Publizität für eine berühmte Person auf einen der vielen Telephonanrufe, die sie empfängt; der Hinweis, daß man seine Briefftasche fallen ließ, auf einen Fremden, der einen auf der Straße anspricht. Wer kann wissen, von wem der nächste Telephonanruf oder Brief kommt und was er enthält? Noch die sorgfältigste Abschirmung ist durchlässig für *jeden*, der sich ernstlich bemüht, einen Kontakt herzustellen. Wir müssen stets zumindest einen Augenblick lang in unserer Ablehnung eines andern innehalten, um den Belästiger genauer zu überprüfen. Es gibt keine Wahl: soziales Leben muß sich ständig ungerechtfertigten Initiierungen und Einführungen aussetzen.

Die Mechanismen zur Erleichterung und Beschränkung der Herausbildung von Beziehungen werden ergänzt durch formale legale Kontrollen, die es erlauben, legalen Druck auf Personen auszuüben, die sich weigern, sich an bestimmten Beziehungen zu beteiligen oder bestimmte Zudringlichkeiten zu unterlassen. Und was noch wichtiger ist: Diese Mechanismen werden durch persönliche und informelle Kontrollen verstärkt, was zu einem stillschweigenden so-

zialen Kontrakt führt: Eine Person ist verpflichtet, sich für Kontaktaufnahmen und Beziehungsbildungen zur Verfügung zu stellen. Dafür sind die anderen dazu verpflichtet, keinen Vorteil aus der Zugänglichkeit des Betreffenden zu ziehen. Dadurch kann er in manchen Fällen die Illusion aufrechterhalten, daß er niemanden ausschließt, und sie die Illusion, daß sie nicht abgewiesen wurden.

Das Funktionieren dieses Beziehungskontaktes hängt von der Berücksichtigung prognostischer Expressionen ab. Ein offenes und freundliches Benehmen besagt, daß Einführungen willkommen sind, eine argwöhnische und starre Miene, daß Behelligungen auf offene Ablehnung stoßen würden. Wir alle orientieren uns bei unseren täglichen Handlungen nicht nur an unseren eigenen Interessen, sondern auch an solchen Expressionen. Wir vermeiden es, subtil angedeutete Einladungen zu akzeptieren, die zu unangemessenen Beziehungen führen könnten, und Übertretungen zu begehen, wo subtil angedeutete Warnungen erteilt wurden. Wir gehen sparsam mit uns um, weil es auf allen Seiten etwas zu verlieren gibt.

Es ist also verständlich, wieso der Patient sich in einer zerbrechlichen Welt befindet. Wenn er nur ein wenig mehr wagt, als andere mit ihm vergleichbare Personen gewöhnlich zu wagen gewillt sind – indem er entweder unangemessene Beziehungen oder beleidigende Zurückweisungen riskiert –, befindet er sich sogleich in einer Position, in der er alle möglichen sozialen Grenzen ein wenig überschreitet. Gleichgültig, wer der andere ist, es gibt stets

plausible Gründe, um eine Beziehung zu ihm zu rechtfertigen, und damit einen Deckmantel, unter dem – wie rasch er auch diskreditiert werden mag – eine Interaktion mit ihm begonnen werden kann.

Noch eine letzte Bemerkung. Die manischen Aktivitäten, die ich beschrieben habe, treten offensichtlich vor allem bei privilegierten, den mittleren und höheren Schichten angehörenden Personen auf.<sup>26</sup> Ich glaube, daß dieser offensichtlichen Einseitigkeit bei der Auswahl von Illustrationen eine tiefere Berechtigung zugrunde liegt. Man muß im Besitz sozialer Ressourcen sein, bevor man sie in der von mir untersuchten Weise handhaben kann. Daher scheint die Manie eine Krankheit von sozial privilegierten Personen zu sein – Personen mit Geld, Stammbaum, Ämtern, akademischen Berufen, Bildung, attraktivem Aussehen und einem Netz von sozialen und familiären Beziehungen. Ärmere Personen, die wenig haben, was sie im Austausch dagegen, ernstgenommen zu werden, hergeben könnten, sind wahrscheinlich schon bald gezwungen, lächerliche Angebote zu machen, durch die sie alle Personen in ihrer Umgebung in skeptische Wärter verwandeln. Auf diese Weise könnte man erklären, wieso privilegierte Personen besonders anfällig oder zumindest überrepräsentiert sind. Die Verrücktheit des Platzes ist eine Funktion der Position.

Ich hatte bereits kurz auf einige Merkmale der Reaktion der Familie auf das Leben mit dem Patienten hingewiesen. Die Familienmitglieder kommen zu der Ansicht, daß

sie sich nicht mehr in einer voraussagbaren Umgebung befinden. Sie sind durch die vorgefallene Charakter- und Persönlichkeitsveränderung verwirrt. Da sich die dramatische Veränderung bei einer Person ereignet hat, die sie ihrer Ansicht nach am besten kennen müssten, entstehen bei ihnen Zweifel an ihrer Erkenntnisfähigkeit. Die grundlegenden Prinzipien der Beurteilung, die einem das Gefühl geben, daß man einen Charakter zu erkennen vermag und fähig ist, ihn zu beurteilen, können bedroht sein. Untersuchen wir nun noch einige weitere Aspekte der Reaktion der Familie.

Ein wichtiger Punkt ist die Struktur der Aufmerksamkeit. Schlicht gesagt, der Patient wird jemand, der beobachtet werden muß. Jedesmal, wenn er einen scharfen oder schweren Gegenstand in die Hand nimmt, jedesmal, wenn er ein Telefongespräch beantwortet, jedesmal, wenn er sich dem Fenster nähert, jedesmal, wenn er eine Tasse Kaffee über einen Teppich hält, jedesmal, wenn in seiner Anwesenheit jemand an die Tür kommt oder einen kurzen Besuch abstattet, jedesmal, wenn er sich mit den Autoschlüsseln beschäftigt, jedesmal, wenn er Waschwasser in ein Waschbecken oder eine Badewanne laufen läßt, jedesmal, wenn er ein Streichholz anzündet – jedesmal muß die Familie sprungbereit sein. Und wenn keiner weiß, wo er steckt, oder man weiß, daß er sich hinter einer verschlossenen Tür aufhält, muß auf jedes Zeichen geachtet werden, das ein Unglück signalisieren könnte. Die Tatsache, daß mit der Möglichkeit gerechnet werden muß, daß

der Patient bösartig oder unachtsam ist, daß er absichtlich oder unabsichtlich sich, dem Haushalt oder den anderen Familienmitgliedern Schaden zufügen könnte, zeigt, daß die üblichen Haushaltsarrangements voller Gefahren sein können. Es ist offensichtlich die stillschweigende Überzeugung, daß alles auf die gewöhnliche Weise gehandhabt und benutzt wird, was uns dazu veranlaßt, zu glauben, die gewöhnlichen Haushaltsarrangements wären sicher.<sup>27</sup>

Im Zusammenhang mit der Wachsamkeit der Familie können drei Punkte unterschieden werden. Erstens: Haushalte sind in der Regel informell organisiert. Jedes Mitglied hat weitgehende Freiheit im Hinblick auf die Gestaltung seiner Aufgaben und seine Beschäftigung mit seinen eigenen Interessen, denen es Aufmerksamkeit widmet, weil es das Bedürfnis hat, sich damit zu befassen. Die Notwendigkeit, auf den Patienten zu achten, durchkreuzt die legitime und vergnügliche Befriedigung dieser Bedürfnisse und erzeugt ein erstaunliches Maß an Mühsal, Ungeduld und Feindseligkeit. Zweitens: Die Bewachung muß verheimlicht und getarnt werden, damit der Patient nicht argwöhnt, er werde ständig bewacht. Diese Tarnungsmaßnahmen erfordern zusätzliche Mühe und zusätzliche Aufmerksamkeit. Drittens: Um die Effizienz ihrer Maßnahmen zu steigern und ihre Moral aufrechtzuerhalten, werden sich die Bewacher wahrscheinlich miteinander verschwören, wobei diese Verschwörung notwendigerweise kollusiv sein muß. Die Familie muß nicht nur auf das Verhalten des Patienten im internen Leben der Familie reagieren, sondern auch auf

die Darstellung, die er von sich in der Gemeinschaft gibt. Zunächst gilt die Sorge der Familie vor allem der Möglichkeit, daß einer ihrer Emissäre sie verraten könnte.

Sie versucht deshalb, die Krankheit des Patienten zu vertuschen und so zu intervenieren, daß sein und ihr Image nach außen gewahrt bleiben. Das verstärkt das kollusive Arrangement innerhalb der Familie gegen den Patienten.

Wenn der Disput innerhalb der Familie über die Selbsts, in Übereinstimmung mit denen die Aktivitäten organisiert werden sollten, sich fortsetzt und zunimmt, beginnt die Familie sich an Außenstehende zu wenden – zuerst an die Verwandten des Patienten, dann an Freunde, Ärzte, Arbeitgeber. Die Absicht der Familie ist dabei nicht bloß, Hilfe bei der heimlichen Kontrolle des Patienten zu erhalten, sondern auch, die so dringend benötigte Bestätigung ihrer Auffassung der Ereignisse zu bekommen. Es kommt zu einer Umkehrung der für Familieninformationen geltenden Regel. Bekannte oder andere potentielle Hilfsquellen, die einst in persönlicher Distanz zu der Familie standen, rücken nun ins Zentrum als Teil einer neuen Solidarität zwischen jenen, die bei der Kontrolle des Patienten behilflich sind, während andere Personen, die der Familien einst nahestanden, jetzt unter Umständen fallengelassen werden, weil sie nicht die Situationsdefinition der Familie bestätigen.

Schließlich hält die Familie es für nötig, relativ fernstehende Personen in das Familiengeheimnis einzuweißen, um zu verhindern, daß andere die initiatorische Aktivi-

tät des Patienten in folgenreicher Weise ernst nehmen. Es kann sogar nötig werden, sich ans Gericht zu wenden, um Extravaganzen durch die Maßnahmen eines Vormunds zu blockieren, um eine unangemessene Heirat durch Annullierung aufzuheben und ähnliches mehr. Die Familie gibt offen zu verstehen, daß sie ihre Probleme nicht mehr allein bewältigen kann. Inzwischen haben die Familienmitglieder gelernt, ein exponiertes Leben zu führen. Stolz und Selbstachtung sind geringer geworden. Sie beginnen sich daran zu gewöhnen, daß eins ihrer Mitglieder geisteskrank ist, und sind bereit, es auf sich zu nehmen, daß man sie zu jener Art von Familien zählt, die Geisteskranke hervorbringen.

Während die Familie die Informationsgrenze zwischen sich und der Gesellschaft durchbricht – die Anrufung eines Therapeuten ist nur ein Beispiel dafür –, beginnt sie möglicherweise, ihr kollusives Netz zu verfeinern und zu erweitern. Die Telephonanrufe des Patienten werden teilweise abgehört, Briefe geöffnet und gelesen. Es werden heimlich Nachforschungen über Bemerkungen des Patienten gegenüber anderen Personen angestellt und ihre Unsinnigkeit aufgezeigt. Erfahrungen mit dem Patienten werden einem immer größer werdenden Personenkreis mitgeteilt, um unangemessene Verhaltensmuster deutlich zu machen und zu bestätigen. Heimlich geplante Aktionen werden dem Patienten gegenüber als ungeplante und spontane Handlungen hingestellt. Diese Verschwörung ist ein einleuchtendes Resultat des Bedürfnisses der Familie,

den nächsten Schritt des Patienten im voraus zu kennen, um ihn verhindern zu können.

Betrachtet man die Reaktion der Familie auf den Patienten, so wird deutlich, daß die Mitglieder viele Gründe dafür haben, sich über den Patienten zu ärgern. Außer diesem Ärger existieren noch andere, häufig stärkere Gefühle. Die Dinge, die der Patient – insbesondere aufgrund seiner Übertreibungen außerhalb der Familie – anrichtet, schaden seinen eigenen Interessen mehr als denen der übrigen Familienmitglieder. Das verschafft indes der Familie weder grimmige Befriedigung, noch gleicht es die Dinge wieder aus. Es verschlimmert die Sache möglicherweise nur. Wie bereits erwähnt, besteht das spezifische Merkmal der Familie darin, daß die Mitglieder sich nicht nur für jedes in Not befindliche Mitglied verantwortlich fühlen, sondern sich auch persönlich mit seiner Situation identifizieren. Wann immer der Patient sich allein außerhalb der Familie in der Gemeinschaft aufhält und die Möglichkeit besteht, daß er Dinge tut oder erleidet, die als Selbstkontamination oder Selbstdegradierung aufgefaßt werden könnten; wann immer der Patient allein zu Hause gelassen werden muß und die Möglichkeit besteht, daß er sich und den Haushalt beabsichtigten und unbeabsichtigten Gefahren aussetzt, schwebt die Familie in Angst und Sorge. Wir haben gesehen, daß eine Familie, in der ein Mitglied manisch krank ist, mit großer Wahrscheinlichkeit ein kollusives Netz bildet, aus dem der Patient ausgeschlossen ist.<sup>28</sup>

Wie stellt sich die Angelegenheit nun vom Standpunkt des Patienten aus dar?

Die Verschwörung der Familie ist gut gemeint, hat aber Konsequenzen für das Verhalten der anderen Seite. Der Patient stellt fest, daß er sich in einer Welt befindet, die nur scheinbar unschuldig ist, in der es geringfügige Anzeichen dafür gibt, daß die Dinge alles andere als das sind, was sie scheinen. Wenn der Patient zu Hause plötzlich in eine Unterhaltung hineinplatzt, findet er unter Umständen einen schlagenden Beweis für eine gegen ihn gerichtete kollusive Zusammenarbeit – eine Zusammenarbeit, die nichts mit jenem Einverständnis zu tun hat, das sich sofort verflüchtigt, wenn jemand, über den ein gutmütiger Scherz gemacht wurde, plötzlich herzutritt.<sup>29</sup> Er gewinnt zu Recht den Eindruck, daß bei an ihn gerichteten Bemerkungen dafür gesorgt wird, daß sie von den anderen Anwesenden mitgehört werden können, damit sie sehen, daß an der Kontrolle über ihn ohne Unterlaß festgehalten wird, und daß in seiner Gegenwart an andere gerichtete Bemerkungen dazu bestimmt sind, von ihm mit angehört zu werden. Diese Kommunikationsanordnung wird ihm als sehr beunruhigend erscheinen, und er wird das Gefühl haben, daß er bewußt von dem ferngehalten wird, was eigentlich vorgeht.

Ferner wird der Patient in der Regel entdecken, daß er beobachtet wird, und zwar besonders dann, wenn er sich einem Haushaltsgerät nähert, mit dem er sich oder anderen Schaden zufügen könnte oder das wertvoll ist und leicht

beschädigt werden kann. Er wird das Gefühl haben, daß er wie ein Kind behandelt wird, auf das man ständig aufpassen muß, aber wie eines, bei dem man aufpassen muß, daß man nicht offen zeigt, daß man auf es aufpaßt. Wenn er ein Streichholz anzündet oder ein Messer in die Hand nimmt, wird er unter Umständen anschließend feststellen, daß die anwesenden Anderen ihn offensichtlich beobachtet haben und nun versuchen, ihre Wachsamkeit zu verbergen.

In Reaktion auf die Reaktion, die er hervorruft, wird sich auch bei dem Patienten das Gefühl einstellen, daß das Leben in der Familie in Unordnung geraten ist. Er wird wahrscheinlich versuchen, ein gewisses Maß an Unterstützung für seine eigene Ansicht über das, was seine Angehörigen im Schilde führen, zu finden. Und wahrscheinlich wird er dabei einen gewissen Erfolg haben.

Das Ergebnis sind zwei kollusive Parteien, von denen jede die andere in Ungewißheit beläßt, von denen jede eine neue und wechselnde Gruppe geheimer Mitglieder an sich zieht. Der Haushalt hört auf, ein Ort zu sein, an dem die mühelose Realisierung Tausender wechselseitig antizipierter angemessener Handlungen möglich ist. Er hört auf, eine solide, von einer stabilen Gruppe von Personen gegen die Welt errichtete und von einer stabilen Gruppe von Freunden und Dienenden befestigte und abgesicherte Front zu sein. Der Haushalt wird zu einem Niemandsland, in dem wechselnde Parteien gezwungen sind, täglich zu verhandeln, wobei ihre Waffe in kollusiver Kommunikation und ihr Schild in selektiver Gleichgültigkeit gegenüber

den Machenschaften der anderen Seite bestehen – eine Gleichgültigkeit, die schwer zu realisieren ist, da jede Partei sich mit der Interpretation der heimlichen Zeichen der anderen Seite beschäftigen muß. Das Heim, in dem Wunden geheilt werden sollten, wird zu dem Ort, an dem sie beigebracht werden. Die Grenzen sind zerstört. Das Innere der Familie ist nach außen gekehrt.

Wir haben gesehen, daß das manische Familienmitglied Ursache und Ergebnis eines organisatorischen Derangements ist, das offen auf der Hand liegt. Die klinischen Berichte sind in dieser Hinsicht sehr dürftig. Ich möchte hier eine Durkheimsche Darstellung wagen.

Es kommt häufig vor, daß hospitalisierte Patienten, die sich zu Hause auf die exotischste und schwierigste Weise benommen haben, nach der Entlassung aus der Anstalt wieder von ihrer Familie aufgenommen werden und daß ihnen, wie zögernd sie auch immer empfangen werden mögen, eine Art Probeaufnahme gewährt wird. Nicht weniger häufig ist das Phänomen, daß vor der Hospitalisierung die Familie in ihrer Ansicht, daß die ärgerniserregende Person geisteskrank sei, hin und her schwankt. Bei jedem Ausbruch sieht sich die Familie erneut der Vorstellung konfrontiert, daß es sich offenbar um eine Geisteskrankheit handelt, aber während jeder Phase, in der sich der Patient gewöhnlich und ruhig verhält, stellt sich wieder die Hoffnung ein, daß sich wieder alles normalisiert. Es wäre falsch, in diesem Hinundherschwanken, in dieser Bereitschaft, immer wieder von neuem zu hoffen, vor allem

einen Beweis für den guten Willen der Familie oder ihre Angst vor einem schlechten Ruf zu sehen. Unter anderen Umständen würden die meisten Familien wahrscheinlich nicht zögern, sich eine rigide und stereotype Ansicht über einen Regelverletzer zu eigen zu machen. In diesem Fall aber gibt es kein Stereotyp, das es der Familie erlauben würde, sich ein Leben vorzustellen, in dem ein Mitglied sich geisteskrank verhält. Die Familie ist jederzeit bereit, die Unruhe und die Unsicherheiten um die kranke Person zu vergessen und sich von neuem auf die alte, funktionsfähige Ordnung der Dinge einzustellen.

Gäbe es einen vorstellbaren und akzeptablen Platz für das kranke Verhalten, wäre es kein krankes Verhalten. Es ist, als ob die Auffassungskraft nur dort funktionieren könnte, wo eine soziale Organisation vorhanden ist, als ob die Erfahrung der Desorganisation erlebt, aber nicht festgehalten und mitgeteilt werden könnte. Wenn das Derangement seinen Höhepunkt erreicht hat, finden die Beteiligten wahrscheinlich niemanden, der sich auch nur im geringsten vorstellen könnte, was es bedeutet, darin zu leben. Wenn der Aufruhr schließlich vorbei ist, sind die Beteiligten selber unfähig, genau zu sagen, was sie eigentlich so aus der Fassung gebracht hat. Angesichts dessen ist es kein Wunder, daß der Familie während der Phase der Desorganisation die Realität als ein Traum und die häusliche Routine, von der sie nur träumen kann, als die wahre Realität erscheinen.

## VI

Wir wollen uns nun wieder den anfangs diskutierten kollusiven Elementen in der Arzt-Patient-Beziehung zuwenden. Wir kommen damit zurück auf das Dilemma des Arztes.

Nach der traditionellen Vorstellung von psychiatrischer Hospitalisierung und anderen psychiatrischen Dienstleistungen gibt es eine verantwortliche Person, meist aus der nächsten Verwandtschaft des Kranken, die den künftigen Patienten durch Überredung, List, Betrug oder Druck dazu bringt, daß er einen Psychiater aufsucht. Es wird eine Diagnose gestellt. In diesem Augenblick beginnt der Psychiater wahrscheinlich bereits, eine Kollusion mit den nächsten Verwandten herzustellen, und zwar auf der Basis, daß man dem Patienten nicht zutrauen könne, daß er seine eigenen Interessen zu erkennen in der Lage sei, und daß es dem Patienten nichts nütze, wenn er Namen und Ausmaß seiner Krankheit erfahre.<sup>30</sup> Der Patient wird höchstwahrscheinlich das Gefühl haben, er werde getäuscht und sei das Opfer einer gegen ihn gerichteten Verschwörung. Dieses Gefühl hat er unter Umständen so lange, bis er wieder gesund genug ist, um einzusehen, daß die Kollusion in seinem eigenen Interesse erfolgte.

Diese kollusive Behandlung des psychisch Kranken wurde von den Psychoanalytikern kritisiert. Sie gehen von der Annahme aus, daß eine wirkliche Beziehung zu dem Patienten, eine, die es dem Therapeuten und dem Patien-

ten erlaubt, erfolgreich zusammenzuarbeiten, nur möglich ist, wenn sie nicht unterhöhlt wird durch eine gleichzeitige kollusive Beziehung des Therapeuten zu den für den Patienten verantwortlichen anderen Personen. Wo ein Kontakt zwischen dem Therapeuten und der Verwandtschaft des Patienten notwendig ist, ist die Verwandtschaft darauf aufmerksam zu machen, daß der Patient über alles, was vorgefallen ist und was der Therapeut zu der Verwandtschaft gesagt hat, unterrichtet werden muß. Die Psychoanalytiker sehen richtig, daß Informationen über den Patienten, die in die Hände seiner Lieben gelangen, leicht gegen ihn benutzt werden könnten. Diese Kommunikationspolitik schneidet den Therapeuten von vielen Quellen, die Informationen über den Patienten liefern könnten, ab. Dieser Nachteil erscheint dem Psychoanalytiker indes als nicht besonders tragisch, da die Schwierigkeiten des Patienten in seiner Manier des Projizierens und In-Beziehung-Tretens liegen, wofür genügend Beispiele in den privaten Sitzungen gesammelt werden können. Wir haben hier eine gewisse Parallele zur sogenannten Hotelanthropologie.

So richtig vor allem die Anhänger der Psychoanalyse die kollusiven Implikationen von Kontakten mit der dritten Partei beurteilen und so richtig es ist, wenn sie den Patienten vor dieser Kollusion schützen, sie tragen auf diese Weise zur Konsolidierung einer anderen kollusiven Beziehung bei, nämlich einer zwischen sich und dem Patienten, die sich gegen die für ihn verantwortlichen Anderen richtet. Der Versuch, den Standpunkt des Patienten ein-

zunehmen, das Bestreben, von offensichtlich moralischen Urteilen abzusehen, und die strikte Verpflichtung des Patienten, alle irgendwie wichtig erscheinenden Geheimnisse zu verraten – alle diese Fakten fördern in Verbindung mit der Privatheit der therapeutischen Sitzung in einem Maße, das selbst den nächsten Verwandten nicht richtig zu Bewußtsein kommt, die Bildung einer kollusiven Koalition. (Während gewöhnliche Beziehungen zu kollusiven Koalitionen führen können, ist die therapeutische Situation eine Kollusion, die zu einer Beziehung führt.) Das Ganze ähnelt einem häuslichen Ausgleichssystem, bei dem dem schwächsten Team beim Familienturnier ein Extramann gewährt wird. Man könnte noch anfügen, daß eine käufliche Kollusion eine nicht ganz geheure Angelegenheit ist, die aber vielleicht mehr nützt als schadet.

Das bisher Gesagte kann auf folgende Formel gebracht werden. Die Behandlung eines Psychotikers besteht traditionellerweise in der Herausbildung einer kollusiven Beziehung zwischen einem Therapeuten und seiner Familie und endet mit der Einlieferung des exkolludierten Patienten in eine psychiatrische Anstalt, während ein Neurotiker (der privilegiert ist und es sich leisten kann) in eine sich gegen seine Familie oder seinen Arbeitgeber richtende kollusive Beziehung zu seinem Therapeuten tritt und in der Gemeinschaft bleibt.<sup>31</sup>

Es gibt also eine Kollusion bei Psychotikern, die in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen werden, und eine bei Neurotikern, die in der Gemeinschaft verbleiben – und der

Psychiater ist gezwungen, sich für eine der beiden Formen zu entscheiden, wobei seine Entscheidung davon abhängt, was für einen Patienten er hat, und darüber hinaus davon, welche Praxis er bevorzugt. Was hier untersucht werden soll, ist indes die Kollusion, zu der es kommt, wenn manische Psychotiker in der Gemeinschaft verbleiben.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß die therapeutische oder Patient-Analytiker-Kollusion Schwächen hat. Private Gespräche mit dem Patienten unterrichten den Therapeuten nicht darüber, was sich in der Familie ereignet oder was deren dringende Bedürfnisse sind. Das schlägt sich zum Beispiel in der bereits erwähnten Tatsache nieder, daß Psychotherapeuten kaum jemals etwas über die organisatorische Bedeutung der Krankheit für die Einheiten der sozialen Organisationen sagen, in der es zu der Krankheit gekommen ist. Da der Patient auch nach dem Beginn der Therapie mit seinen ärgerniserregenden Handlungen unvermindert fortfahren wird, wird sich bei der Familie das Gefühl einstellen, der Therapeut sei zu einem Mitglied der Partei des Patienten geworden. Das darf nicht auf die leichte Schulter genommen werden. Die häuslichen Opponenten des Patienten fühlen sich an die Wand der Gesundheit gedrückt – gezwungen, eine ihnen nahestehende Person zu betrügen, damit deren unangemessene Selbstannahmen nicht ihr Leben unwirklich machen. Ihr sozialer Platz ist unterhöhlt, und die Standards, die sie immer benutzt haben, um Charakter und Identität zu beurteilen, sind in Frage gestellt. Die Weigerung einer anderen Per-

son, ihre Ansicht über den Patienten zu bestätigen, selbst wenn sie nur als Weigerung gemeint ist, Partei zu ergreifen, verstärkt die Angst, daß sie unrecht haben und sich der Zerstörung des Patienten schuldig machen könnten. Der Familie fernstehende Personen werden die Position der Familie mit Gewißheit nicht unterstützen. An dieser Stelle muß ein für die weitere Gemeinschaft charakteristischer Sachverhalt berücksichtigt werden. Wenn der Patient nicht sehr krank ist, werden diejenigen, die ihn nur wenig kennen – und noch mehr die, die ihn überhaupt nicht kennen –, wahrscheinlich nicht das Gefühl haben, daß irgend etwas nicht stimmt, und das aus einem einleuchtenden Grund. Zumindest eine Zeitlang ist alles, was sie bemerken, daß ein Individuum auffallend freundlich, mitteilbar und zugänglich ist. Diejenigen in der Gemeinschaft, bei denen wirklich Zweifel in bezug auf den Patienten aufkommen, werden es wahrscheinlich aus Höflichkeit unterlassen, ihnen direkten Ausdruck zu verleihen. Schließlich brauchen sie, wenn er ihnen lästig wird, bloß den Kontakt mit ihm abubrechen. Das Schlimmste, was ihnen passieren kann, ist, daß sie für einen Augenblick die Erfahrung machen, wie beschränkt ihr Interesse für einen anderen ist – beschränkt nämlich auf seine Bereitwilligkeit, sich auf ihre Andeutungen und Winke hin zurückzuziehen.

Die andere Form psychiatrischer Kollusion ist kaum besser. Wenn der Familie von psychiatrischer Seite bestätigt wird, daß der Patient verrückt ist und nicht die Familienmitglieder, mildert das wohl ihr Bedürfnis nach Bestätigung

ihrer Position durch Freunde und Kollegen und ihre Flucht in die Gemeinschaft. Um aber den Patienten zu zügeln und zu disziplinieren und dadurch die Möglichkeit offenzuhalten, später die alten Beziehungen wiederherzustellen, werden sie sich gezwungen fühlen, ihm zu sagen, daß er nicht er selbst ist und daß das auch der Psychiater meine. Das ist keine besondere Hilfe. Es ist so gut wie sicher, daß die Familie diesen Knüppel benutzt. Es ist aber nicht der richtige. Der Patient wird das Gefühl haben, daß die Sorge der Familienmitglieder nicht seiner Krankheit, sondern ihrem eigenen eingeschränkten Zustand gilt. Und damit wird er im großen und ganzen recht haben. Der Patient muß sich dann die Vorstellung, er sei geisteskrank, zu eigen machen, also eine destruktive Konzeption seines Charakters, oder er muß weiteres Beweismaterial dafür sammeln, daß sich seine Nächsten plötzlich gegen ihn gewendet haben.

Der Arzt, so läßt sich zusammenfassend sagen, stellt also fest, daß er entweder für die Familie oder für den Patienten Partei ergreifen muß und daß keine der beiden Möglichkeiten wirklich akzeptabel ist. Das ist das Dilemma des Arztes.

## VII

In diesem Aufsatz habe ich einige der Bedeutungen zu skizzieren versucht, die psychische Symptome für die Organisation, in der sie vorkommen, haben können. Das

Motiv dafür war, daß diese Bedeutungen in der gängigen Doktrin und Praxis der Psychiatrie vernachlässigt werden. Den Kampf um den sozialen Platz in einer geplagten Familie auf Termini wie »ausagieren« oder »manisch« zu reduzieren, läßt die Dinge zwar als etwas Geordnetes und Begreifliches erscheinen, aber meist wird durch solche Termini nicht mehr erreicht als die *splendid isolation* der Person, die sie benutzt. Ein Begriff wie »Hyperaktivität«, der in der Psychiatrie genau das von mir untersuchte Verhalten bezeichnet, scheint eine Art mechanischer Funktionsstörung zu bedeuten, ohne daß dabei genügend auf die sozialen Übertreibungen, die dabei wesentlich impliziert sind, eingegangen würde.

Nun ein letztes Problem. Ich habe immerzu von dem geisteskranken Patienten und seinen psychischen Symptomen gesprochen. Damit habe ich es mir recht einfach gemacht. Die organischen Symptome und die sogenannten psychischen Symptome sind grundverschiedene Dinge. Wie ich gezeigt habe, sind die Funktionsstörungen, die die organischen Symptome darstellen, Funktionsstörungen des menschlichen Organismus, die nur sehr selten eine Verweigerung sozialen Funktionierens einschließen. Wie geschädigt die organisch kranke Person körperlich auch sein mag, sie kann fast immer zum Ausdruck bringen, daß sie nicht absichtlich und offen gegen ihren Platz in der sozialen Organisation opponiert. Die sogenannten psychischen Symptome dagegen betreffen wesentlich soziale Verpflichtungen.

Psychische Symptome sind Ausdruck der verschiedensten sozialen Arrangements trennender Art: Entfremdung, Rebellion, Überheblichkeit, Unzuverlässigkeit, Feindschaft, Apathie, Belästigung, Zudringlichkeit und so weiter. Diese trennenden Arrangements führen in erster Linie weniger zu Funktionsstörungen des Individuums als vielmehr zu Störungen und Verwirrungen in einer Beziehung oder einer Organisation. Es wird in der Regel allgemeine Übereinstimmung darin bestehen, daß alles getan werden sollte, um Körper zu heilen und am Leben zu erhalten, aber sicher nicht darin, daß alle sozialen Organisationen, gleich welcher Art, erhalten bleiben sollten. Außerdem gibt es, wie bereits erwähnt, eine Vielzahl von Gründen, warum jemand, der nicht psychisch krank ist, der aber zu dem Ergebnis gekommen ist, daß er eine Organisation weder verlassen noch grundlegend verändern kann, genau dieselben Störungen herbeizuführen versuchen kann wie ein Patient.<sup>32</sup> Sämtliche Ausdrücke, die ich verwendet habe, um das abweichende Verhalten des Patienten zu beschreiben – sowie der Ausdruck »Patient« selber –, sind Ausdrücke, die die Standpunkte von Parteien mit besonderen Interessen widerspiegeln. Eigentlich wären in all diesen Fällen Anführungszeichen nötig gewesen, aber das wären doch zu viele geworden. Die konventionelle psychiatrische Doktrin liefert der Psychiatrie natürlich gleichzeitig eine Daseinsberechtigung. Es heißt, daß ein Individuum den anderen Familienmitgliedern, den Arbeitskollegen oder der Nachbarschaft mehr oder weniger normal erscheinen,

in Wirklichkeit aber sehr krank sein könne – und hilfsbedürftig. Der Präpatient und seine nächsten Vertrauten können unfähig sein, zu erkennen, daß irgend etwas Wichtiges nicht in Ordnung ist, während es für das Auge des Fachmanns eindeutig ist, daß der Betreffende, wie es heißt, recht krank ist. Bis der Präpatient und die ihm Nahestehenden erkennen, daß etwas nicht in Ordnung ist, kann er bereits – so argumentieren die Psychiater – sehr krank sein. Dann bestrafen ihn seine nächsten Angehörigen wahrscheinlich schon auf alle möglichen Arten für seine Krankheit und machen ihn für etwas verantwortlich, das sie wahrscheinlich selber mit verursacht haben. Deshalb müssen die Dinge so früh wie möglich erkannt werden, bevor die Symptome zu auffallend werden, die Persönlichkeit beeinträchtigt wird und irreparabler Schaden angerichtet worden ist.

Diese konventionelle Sicht kann jedoch auf verhängnisvolle Weise falsch sein, und zwar sowohl für den Patienten als auch für die anderen.

Wenn jemand, der sich nicht in einer Anstalt befindet, eine manische Phase hat, sollten folgende Möglichkeiten in Betracht gezogen werden. Zum einen: Vielleicht ist an der psychologischen Ausstattung des Abweichenden nur sehr wenig defekt. Die Schwierigkeiten haben vielleicht nur relativ oberflächliche psychologische Bedeutung für ihn und sind teilweise im Hinblick auf seine sich verändernden Beziehungen zu den außerhalb der gestörten Organisation befindlichen Individuen zu verstehen. Die

Verwirrung, die der Manische hervorruft, entspringt schließlich nicht seinem Kopf, sondern der Verwundbarkeit von häuslichen und Gemeinschafts-Organisationen gegenüber Personen, die soziale Ressourcen verausgaben und nutzen wollen.<sup>33</sup> Zum anderen: Diejenigen, die den manisch Kranken in ihrer sozialen Organisation behalten müssen, können aufgrund seines sozialen Verhaltens in eine Situation kommen, in der sie um ihr soziales Leben kämpfen. Die soziale Bedeutung der Verwirrung, die er schafft, kann unter Umständen genauso grundlegend sein wie die soziale Existenz.

Das Schlimmste bei einem gesunden Organismus ist, daß er sich eine tödliche ansteckende Krankheit zuzieht. Das Schlimmste bei einer Person ist, daß sie aufhört, einen Platz einzunehmen, den sie nach Ansicht anderer einzunehmen hat. Was immer die Ursache für den psychologischen Zustand des Abweichenden sein mag – und natürlich kann er manchmal organischer Art sein –, die soziale Bedeutung der Krankheit besteht darin, daß ihr Träger eine Verhaltensweise zeigt, die dazu führen kann, daß uns der Boden unter den Füßen heiß wird. Die soziologische Bedeutung dieses Sachverhalts besteht in der Einsicht, daß das soziale Leben so organisiert ist, daß so etwas möglich ist.

Der manisch Kranke ist jemand, der eindringt, wo er nicht erwünscht ist oder wo er nur um den Preis einer Degradierung in seinem Wert und Status akzeptiert wird. Er beschränkt sich nicht auf die ihm zugeteilten Bereiche

und Territorien. Er geht zu weit. Er bleibt nicht an seinem Platz.

Aber es spielen noch mehr Dinge eine Rolle als bloß der Platz und das Selbst, das ihn einnimmt. Der manisch Kranke geht nicht auf den Austausch von taktvoller Behandlung gegen ein Nicht-zu-weit-Gehen ein. Und er versäumt es nicht nur, an dem ihm von ihm und den anderen zugeteilten Platz zu bleiben, sondern er weigert sich auch – offenbar bewußt –, die rituellen Handlungen zu vollziehen, die es den anderen erlauben würden, sein Fehlverhalten zu übergehen. In Reaktion darauf stellt sich bei den anderen das Gefühl ein, daß sein Charakter und seine Persönlichkeit sich plötzlich verändert haben, daß er nicht mehr er selber ist, und zwar in einer Weise, die es seinen Nächsten nicht mehr erlaubt, das zu sein, was sie ihrer Ansicht nach sein sollten. Indem er sein Selbst für seine Person ungeeignet macht, macht er die Personen der anderen um sich herum für deren Selbsts ungeeignet. Wo immer er Beziehungen unterhält, entsteht Verwirrung. Der manisch Kranke lehnt es ab, sich auf das soziale Spiel zu beschränken, das Ordnung und Sinn in unser Leben bringt. Durch seine abweichenden Handlungen gibt er »seine« Selbstachtung auf – die Achtung vor sich selbst, die wir ihm als Belohnung dafür zugestehen würden, daß er seinen sozialen Platz beibehält, der unter Umständen keine weitere Befriedigung für ihn mit sich bringt.

Der manisch Kranke gibt alles auf, was eine Person sein kann, und dazu das Allerwichtigste, was nur durch gemein-

sam aufrechterhaltene Beziehungen erreicht werden kann. Seine Handlungsweise, der die verschiedensten Gründe zugrunde liegen können, bringt uns zu Bewußtsein, was das Allerwichtigste für uns ist, und zugleich, daß dieses Allerwichtigste nicht sehr viel ist. Eine ähnliche Lektion verdanken wir auch anderen Kategorien von Unruhestiftern, die nicht bereit sind, an ihrem Platz zu verharren.

*Aus dem Amerikanischen übersetzt von  
R. und R. Wiggershaus.*

Thomas S. Szasz  
**Wem dient die Psychiatrie?**

*Vom Schlachthaus zum Irrenhaus*

Der Glaube, daß »Geisteskrankheit« ein medizinischer Sachverhalt sei, ist, wie alle weitverbreiteten Ansichten mit wichtigen gesellschaftlichen Konsequenzen, in unserer Sprache verwurzelt und wird durch diese sowohl gefördert als auch reflektiert. Wir nennen bestimmte Schwierigkeiten, sein Leben zu führen, »Geisteskrankheiten«, und Menschen, die Psychiater freiwillig konsultieren oder dazu mit Gewalt gezwungen werden, »psychiatrische Patienten«. Die Eigenarten dieser Menschen oder die Beschwerden anderer über sie sind »psychische Symptome«, und die Phänomene, die angeblich ihr Verhalten »verursachen« oder »erklären«, gelten als »psychische Krankheiten« (unter diesen nimmt die »Schizophrenie« einen besonders wichtigen Platz ein): Psychiatrische Untersuchungen, ob sie nun mit Zustimmung oder gegen den Willen eines Klienten geschehen, werden als »Diagnosen« und psychiatrische Eingriffe als »Behandlung« bezeichnet. Und schließlich nennen wir die Umgebung, in der psychiatrische Aktivitäten stattfinden, »Arztpraxen«, »Anstalten« und »Hospitäler«. Da wir sogar ein National Institute of Mental Health besitzen, ist leicht verständlich, warum sich ein denkender Mensch kaum vorstellen kann, daß es

geistige Gesundheit oder Geisteskrankheit gar nicht gibt. Wäre dies nämlich der Fall, dann wären wir die Opfer unserer eigenen Verblendung (Szasz, 1961). Da ist es schon besser, wir bewahren und, wenn nötig, verstärken unsere Fiktionen.

Eine Vielzahl bekannter Mediziner arbeitete und arbeitet noch daran, die medizinische Fiktion Geisteskrankheit zu verfestigen: Das Resultat ist die äußerst reale Bastion der Institutionellen Psychiatrie (Szasz, 1970). Die meistgeschätzten Psychiater sind, wie in *The Manufacture of Madness* (1963) von mir dargestellt wurde, diejenigen, die die besten Waffen zur Verteidigung und Erweiterung der Rechtfertigungsstrategien ihres eigenen Berufsstandes für dessen medizinische Forderungen und Ansprüche geschmiedet haben. Ihre »Entdeckungen« – die von der Methode der »Befreiung der Irren« über die des Schocks und der Gehirnchirurgie bis hin zu dem Verfahren der »Ruhigstellung« reichen – bilden die Geschichte der psychiatrischen »Behandlungsmethoden« der »Geisteskrankheit«.

Ich möchte hier eine dieser Entdeckungen, nämlich die der Elektroschock-Behandlung, kritisch beleuchten. Meine These ist, daß diese Prozedur beispielhaft für die Eingriffe der Institutionellen Psychiatrie ist: Auf Zwang und Betrug gegründet und durch »medizinische Erfordernisse« legitimiert, besteht das Hauptziel psychiatrischer »Therapie«-Formen – ob sie nun Drogen, elektrischen Strom, die Chirurgie oder die Einschließung, zumal gegen den ausdrücklichen Willen von Klienten, anwenden

– darin, den Menschen als »Patienten«, den Psychiater als »Arzt« und die Intervention als »Heil-« Methode rechtmäßig zu etablieren. Der Preis für diese Fiktionalisierung ist hoch: Es werden der Patient in seiner Menschlichkeit, der Psychiater als kritisch denkende und moralisch handelnde Person und das Recht als Schutz des Bürgers vor Mißbrauchen der Staatsgewalt geopfert (Szasz, 1963).

## II

Der italienische Psychiater Ugo Cerletti hat das Verdienst, die Elektroschock-Therapie in die Psychiatrie eingeführt zu haben. In einem Bericht über diese Entdeckung beschreibt er die Arbeit, die zur Entwicklung dieser Behandlungsform führte, folgendermaßen:

»Vanni informierte mich davon, daß im Schlachthaus von Rom Schweine durch elektrischen Strom getötet wurden. Diese Information schien meine Zweifel hinsichtlich der Gefahren elektrischer Behandlung von Menschen zu bestätigen. Ich fuhr zum Schlachthof, um diese sogenannte elektrische Schlachtung zu beobachten. Ich sah, daß den Schweinen große metallene, elektrisch geladene Zangen (125 Volt) an den Schläfen befestigt wurden. Sobald die Schweine mit den Zangen in Berührung kamen, fielen sie bewußtlos um, erstarrten und wurden nach einigen Sekunden von denselben Krämpfen geschüttelt wie unsere Versuchshunde. Während dieser Zeit der Bewußtlosigkeit (dem epileptischen Koma) stach der Schlachter die Tiere ohne Schwierigkeiten ab und ließ sie ausbluten. Deshalb stimmt es nicht, daß die Tiere durch den elektrischen Strom

getötet wurden. Elektrizität wurde vielmehr auf Vorschlag des Tierschutzverbandes verwendet, um eine schmerzlose Tötung der Schweine zu bewerkstelligen. Mir schien, daß die Schweine im Schlachthof das wertvollste Material für meine Versuche bilden könnten. Auch kam mir die Idee, den Ablauf meiner früheren Experimente umzukehren. Während bei den Hunden mein Ziel bisher gewesen war, ohne Schädigung des Tieres mit Hilfe einer minimalen Stromstärke einen Anfall auszulösen, setzte ich nun Zeitdauer, Voltzahl und Anwendungsmethode fest, die nötig waren, um den Tod des Tieres herbeizuführen. Deshalb leitete ich mehrere Minuten lang elektrischen Strom in verschiedenen Richtungen durch Schädel und Rumpf. Meine erste Beobachtung war, daß die Tiere selten starben, und wenn, dann nur, wenn der Strom durch den Körper und nicht durch den Kopf geleitet wurde. Diejenigen Tiere, die die stärkste Dosis empfangen, erstarrten während des Stromstoßes, blieben nach einem heftigen Krampfanfall manchmal minutenlang auf der Seite liegen und versuchten schließlich, sich aufzurichten. Nach vielen, zunehmend verstärkten Anstrengungen gelang es ihnen, aufzustehen, einige zögernde Schritte zu machen und schließlich davonzulaufen. Diese Beobachtungen lieferten mir den überzeugenden Beweis für die Harmlosigkeit eines 125-Volt-Stromstoßes durch den Kopf von einigen Zehntelsekunden Dauer, der mehr als ausreichend war, um einen vollständigen Krampfanfall auszulösen.

Zu diesem Zeitpunkt schien es mir, daß wir unsere Experimente auf Menschen ausdehnen könnten, und ich gab meinen Assistenten Anweisung, nach einer geeigneten Versuchsperson Ausschau zu halten.

Am 15. April 1938 schickte der Polizeikommissar von Rom einen Mann in unser Institut, mit folgender Notiz: ›S. E., 39 Jahre, Maschinist, wohnhaft in Mailand, wurde auf dem Bahnhof verhaftet, weil er ohne Fahrkarte kurz vor der Abfahrt in Zügen umherlief. Er scheint nicht im Vollbesitz seiner geistigen

Kräfte zu sein. Ich schicke ihn in Ihre Klinik, damit er unter Beobachtung gestellt wird.« Die Verfassung des Patienten war am 18. April folgende: Klares, gutes Orientierungsvermögen. Er beschreibt unter Verwendung von Neologismen deliriöse Vorstellungen, telepathisch beeinflusst zu werden, und hat entsprechende Sinnesstörungen. Seine Mimik entspricht dem Sinn seiner Worte. Er ist gleichgültig gegenüber seiner Umgebung, hat geringe affektive Reserven. Medizinische und neurologische Diagnose negativ. Täuscht bei der körperlichen Untersuchung Schwerhörigkeit und Sehstörungen vor. Aufgrund seiner Passivität, der Konzentrationsschwäche, der geringen affektiven Reserven, der Halluzinationen, der deliriösen Vorstellungen, beeinflusst zu werden, und seiner Neologismen wurde ein schizophreses Syndrom diagnostiziert.

Dieser Mann wurde für das erste Experiment zur Anwendung von Elektroschock am Menschen ausgewählt. Zwei große Elektroden wurden an den vorderen Kopfreionen angebracht. Ich entschloß mich, vorsichtig mit einem niedrigen Stromstoß von 80 Volt und 0,2 Sekunden Dauer zu beginnen. Sobald der Stromstoß ausgelöst wurde, reagierte der Patient mit einem Zucken, und seine Muskulatur erstarrte; dann fiel er, ohne daß er das Bewußtsein verloren hatte, auf das Bett zurück. Er begann abrupt, in den höchsten Stimmlagen zu singen, und wurde dann ruhig.

Natürlich befanden wir, die wir das Experiment durchführten, uns unter höchster emotionaler Anspannung und dachten, daß wir bereits ein ziemliches Risiko in Kauf genommen hatten. Trotzdem war uns allen klar, daß wir eine zu geringe Voltzahl gebraucht hatten. Es wurde vorgeschlagen, dem Patienten ein wenig Ruhe zu gönnen und das Experiment am folgenden Tag zu wiederholen. Plötzlich sagte der Patient, der unserer Unterhaltung offensichtlich gefolgt war, klar und bestimmt, ohne das bisher von ihm gewohnte Kauderwelsch: ›Nicht noch einmal! Es ist tödlich !«

Ich gebe zu, daß eine solch ausdrückliche Warnung, unter solchen Umständen so emphatisch und bestimmt von einer Person geäußert, deren rätselhafte Sprechweise bis dahin nur schwer verständlich gewesen war, meinen Entschluß zur Fortsetzung des Experiments ins Wanken brachte. Aber eben meine Angst, einer Täuschung anheimzufallen, brachte mich dazu, fest zu bleiben. Die Elektroden wurden wieder angesetzt und ein 110 Volt starker Stromstoß angewandt.« (Cerletti, 1956)

### III

Cerlettis Bericht von seiner Entdeckung der Elektroschock-Behandlung ist wie alle ehrlichen Bekenntnisse vielleicht aufschlußreicher, als er es seiner Absicht nach war oder sein sollte. Ich werde einige Tatsachen und daraus gezogene Schlußfolgerungen zusammenstellen, die mir besonders bedeutsam zu sein scheinen.

1. Die Anwendung des Elektroschocks bei Schweinen war eine empirisch entdeckte Methode, die der Beruhigung und Bändigung der Tiere diene, damit sie ohne die sonst übliche lärmende Unruhe geschlachtet werden konnten.

2. Der erste Mensch, an dem der Elektroschock ausprobiert wurde, war ein Mann, der nur durch seine Initialen (»S. B.«), seinen Beruf (»Maschinist«), seinen Wohnsitz (»Mailand«) und, bezeichnenderweise, durch die ihm zugeschriebene psychiatrische Diagnose (»Schizophrenie«) identifiziert wurde.

3. S. E. war Cerletti unbekannt, erwünschte keineswegs seine Hilfe (undwies sie später zurück). S.E. war in Wirklichkeit ein Gefangener: Er war von der Polizei »verhaftet« worden, weil er »umherlief«; anstatt ihn für sein Vergehen vor Gericht zu stellen, hat man ihn zu Cerletti geschickt.

4. Obwohl man S. E. zur »Beobachtung« in die Klinik eingewiesen hatte, widersetzte sich Cerletti offen der Anweisung des Polizeikommissars von Rom: Er beobachtete S. E. nicht, sondern benutzte ihn als Versuchsperson für Elektroschocks.

5. Cerletti erwähnt nicht, ob er für sein Experiment von irgend jemandem eine Erlaubnis einholte. Es sieht so aus, als habe er, sobald er den Gefangenen von der Polizei übernommen hatte, diesen als seinen »Patienten« betrachtet und sich selbst als den einzig Befugten, der zu entscheiden vermochte, welche »Behandlung« sein »Patient« erhalten solle. So schreibt Cerletti, daß »wir, die wir das Experiment durchführten, uns unter höchster emotionaler Anspannung befanden und dachten, daß wir bereits ein ziemliches Risiko in Kauf genommen hatten«; aber er sagt kein Wort über das Risiko, dem S. E. gegen seinen Willen ausgesetzt worden war.

6. Im Verlauf des Experiments wurde S. E. wie ein Gegenstand oder ein Tier behandelt. Er hatte keinerlei Kontrolle über sein Schicksal. Als er nach dem ersten Stromstoß ausrief »Nicht noch einmal! Es ist tödlich!«, blieb diese fraglos völlig vernünftige Äußerung ohne Wirkung auf diejenigen, die an ihm experimentierten.

7. Der erste Mensch, an dem die Elektroschock-Therapie erprobt wurde, war weder ein Freiwilliger noch ein regulärer (freiwilliger odereingelieferter) psychiatrischer Patient, mit dessen Geschichte, Individualität und Familie die Psychiater vertraut gewesen wären, noch ein Gefangener, der für ein Verbrechen angeklagt, dann für geisteskrankbefunden und der Rechtsprechung eines Gerichts zugeführt worden wäre. Diese Tatsachen sind deshalb wichtig, weil Cerletti als Professor für Psychiatrie an der Universität von Rom Zugang zu vielen »schizophrenen« Patienten gehabt haben muß, die mögliche Kandidaten für seine Experimente hätten sein können.

#### IV

Obwohl schon die Umstände der Entdeckung der Elektroschock-Therapie überaus signifikant sind, wollen wir sie in einen breiteren Rahmen stellen, indem wir einige Tatsachen über den Entdecker Ugo Cerletti anmerken.

Cerletti wurde am 26. September 1877 im italienischen Cornigliano geboren und starb am 25. Juli 1963 in Rom. Er studierte in Turin und Rom Medizin und legte 1901 in Rom sein medizinisches Examen ab. Er leistete zunächst spezielle Arbeit auf dem Gebiet der Histopathologie und Neuropathologie, studierte dann klinische Psychiatrie bei Kraepelin, von dem er begeistert war. 1933 begann er sich für Medunas Arbeiten über Schizophrenie zu interessie-

ren und wurde zum enthusiastischen Verfechter der Hypothese von der Differenz zwischen Schizophrenie und Epilepsie. Nach seiner Ernennung zum Professor für Psychiatrie an der Universität von Rom begann Cerletti 1935 seine Experimente mit künstlich erzeugten Krämpfen. In Zusammenarbeit mit Professor Bini entwickelte er den ersten Apparat für Elektroschocks, und im April 1938 führten sie den ersten, oben beschriebenen Elektroschock am Menschen aus.

Ferruccio di Cori schätzte 1963 in seinem Nachruf auf Cerletti die Bedeutung der Elektroschock-Behandlung folgendermaßen ein: »[Cerlettis] neue Methode wurde auf der ganzen Welt breit erforscht und generell anerkannt. [...] Zahllose Leben waren gerettet, Leiden und Tragödien verhindert worden.« Cerletti setzte seine Arbeit am Elektroschock bis zu seinem Tode fort.

»Er formulierte die Theorie, daß die Veränderungen im Flüssigkeits- und Hormonhaushalt, die durch den epileptischen Anfall im Gehirn hervorgerufen werden, zur Bildung von Substanzen führen, die ex »Akroagonines« nannte – Substanzen extremer Abwehr. Diese Substanzen würden, wenn sie dem Patienten injiziert würden, die gleiche therapeutische Wirkung haben wie der Elektroschock.« (di Cori, 1963)

Ayd (1963) berichtet von einem anderen, interessanten Aspekt der ersten Elektroschock-Behandlung der Geschichte. Cerletti beschrieb dieses denkwürdige Ereignis offensichtlich immer wieder. Bei Ayd lesen wir: »Bei der

Beschreibung dessen, was passiert war, bemerkte er: ›Als ich die Reaktion des Patienten sah, sagte: ich mir: Dies muß abgeschafft werden. Seitdem freue ich mich auf die Zeit, in der eine andere Behandlungsform den Elektroschock ersetzen wird.« Warum aber sagte Cerletti, wenn er dies tatsächlich dachte, es nur zu sich selbst? Weder Cerletti noch andere Verfechter des Elektroschocks sind jemals öffentlich für die Abschaffung dieser »Behandlung« eingetreten.

## V

So wie die Geschichte von Anna O. und Breuer (Szasz, 1963) beispielhaft für eine wahrhaft *persönliche Begegnung* zwischen Patient und Arzt ist, so ist die Geschichte von S. E. und Cerletti exemplarisch für einen fundamental *unpersönlichen Kontakt* zwischen entwürdigtem Subjekt und medizinischem Experimentator. Belegt jene die freiwillige Beziehung zwischen »Neurotiker« und »Psychotherapeut«, so diese die unfreiwillige Beziehung zwischen »Psychotiker« und »institutionellem Psychiater«. Es ist ein Indiz für das Ausmaß des moralischen Verfalls des psychiatrischen Berufsstandes, daß diese fundamentalen Unterscheidungen – zwischen Person und Objekt, Arzt und Irrenarzt, freiwillig und unfreiwillig durchgeführten psychiatrischen Interventionen – in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts wenn nicht in der Theorie, so

doch in der Praxis eher wahrgenommen wurden als heute. (Szasz, 1970) Die Erfindung des Elektroschocks ist moderner therapeutischer Totalitarismus *in statu nascendi*: Der psychiatrische Patient, ein Nichts, wird von der Polizei an die Psychiater übergeben und von diesen ohne Einwilligung »behandelt«. Die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen die Elektroschock-Behandlung entwickelt wurde, stimmen mit der »therapeutischen« Verfahrensweise überein. Wenn ein Mensch einen anderen bestrafen und unterwerfen will, dann holt er dazu nicht vorher dessen Meinung ein. Ebenso wenig kann die Öffentlichkeit, in einer Gesellschaft, die diese Form menschlicher Beziehungen erlaubt, ja sogar ermutigt, weil sie »therapeutisch« sei, vom Gesetz den Schutz des Opfers erwarten.

### *Sprache, Gesetz und Irrsinn*

Nur allzu oft liefert die Sprache, mit der ein individuelles oder gesellschaftliches Problem beschrieben wird, subtil, aber unausweichlich gleich dessen Lösung mit. Dies ist nirgendwo so offenkundig wie auf dem Gebiet der sogenannten Geisteskrankheit. Früher, als »das Problem« noch die Hexerei war – zu einer Zeit also, in der Menschen, die bestimmter abweichender Handlungen wegen bestraft oder aus anderen Gründen zu Sündenböcken gestempelt wurden, als Besessene bezeichnet wurden –, lautete die Lösung Exorzismus oder Verbrennung auf dem Schei-

terhaufen. Heute, da »das Problem« als Geisteskrankheit bezeichnet wird – d. h. von solchen Menschen behauptet wird, sie seien psychiatrische Patienten und litten an einer Geisteskrankheit –, lautet die Lösung: Einsperrung in Gebäude, die man Hospitäler nennt, und wo unter dem Vorwand der Behandlung Menschenrechte verletzt werden. In keinem der Fälle war die »Lösung« das Ergebnis einer eindringlichen Untersuchung des Problems. In diesem Kontext müssen wir das betrachten, was heute als »das Problem der Menschenrechte psychiatrischer Patienten« beschrieben wird.

Ich räume ein, daß dieses Problem primär linguistischer Natur ist, womit allerdings nicht gesagt ist, daß es »nur« eines der Semantik oder der Wörter sei. Vielmehr geht es darum, wie Wörter benutzt werden, um die öffentliche Meinung zu formen und juristisches Handeln und politische Strategien zu rechtfertigen. Die beiden Begriffe »Geisteskrankheit« und »psychiatrischer Patient« verbinden und vermengen zwei völlig unterschiedliche und im Grunde widersprüchliche Ideen- und Eingriffskonzepte: Krankheit und Heilung auf der einen, Abweichung und Kontrolle auf der anderen Seite.

## I

Wenn wir uns einmal vorurteilslos die traditionelle, allgemein verbreitete Bedeutung der Ausdrücke »krank«

und »verrückt« vor Augen halten, dann zeigt sich, daß sie zwei gänzlich verschiedene Bilder heraufbeschwören und sich auf zwei ganz unterschiedliche Vorstellungen beziehen. »Krankheit« meint, daß mit dem Körper der Person, von der man sagt, sie sei krank, etwas nicht in Ordnung ist, während »Verrücktsein« bedeutet, daß am Verhalten der Person, von der man sagt, sie sei verrückt, etwas nicht stimmt. Die erste Vorstellung führt traditionell zu Eingriffen, die als »Behandlung« und »Heilung« bezeichnet werden, die zweite zu Eingriffen, die als »Zwang« und »Kontrolle« erscheinen.

In den modernen freiheitlichen Gesellschaften gibt es nach aller praktischen Vernunft keinerlei unfreiwillige medizinische Behandlung Erwachsener. Der soziale Akt medizinischer Behandlung hat zur Voraussetzung, daß der Betroffene eine Behandlung wünscht und bereit ist, sich ihr zu unterziehen. Kurz, was eine medizinische Behandlung letztlich rechtfertigt, ist nicht Krankheit, sondern Einwilligung. Demgegenüber sind psychiatrische Diagnose, Einweisung in eine Anstalt und psychiatrische Behandlung dadurch charakterisiert, daß nicht der angebliche Patient sie wünscht oder sich bereit erklärt, sich ihnen zu unterziehen, sondern daß ein anderer behauptet, der »Patient« sei »psychisch krank«.

Die gegenwärtige Situation der Psychiatrie kann nicht ohne Kenntnis der Psychiatriegeschichte begriffen werden. Die moderne Psychiatrie entstand im 17. Jahrhundert mit der Errichtung der Irrenasyle, in denen Aufsässige

und »Unerwünschte« eingesperrt wurden. Die Psychiatrie wurde also ursprünglich »institutionalisiert« als ein außergesetzliches Strafverfahren. Im Laufe ihrer dreihundertjährigen Geschichte, insbesondere im letzten Jahrhundert, hat man immense Anstrengungen unternommen, um psychiatrische Haft als »Krankenhausaufenthalt« und psychiatrische Kontrolle als »Behandlung« neu zu definieren. Vielleicht sind diese Medizinalisierung menschlicher Probleme und deren zwangsförmige Kontrolle durch die staatliche Polizeigewalt deshalb so erfolgreich gewesen, weil die Intelligenz und die Erfindungsgabe der engagiertesten Psychologen – von Philippe Pinel und Benjamin Rush bis zu Sigmund Freud und Karl Menninger – an die Bewältigung dieser Aufgabe gewandt wurden (vgl. Szasz, *The Myth of Mental Illness* 1961; *The Manufacture of Madness* 1970; *The Age of Madness* 1973). In der Folge ist keine andere Personengruppe ähnlich beständig und unerbittlich verfolgt, geächtet und ihrer menschlichen und verfassungsmäßigen Rechte beraubt worden wie die »Verrückten« oder die »Geisteskranken«.

## II

Die wichtigste Verletzung der Menschen- und verfassungsmäßigen Rechte, die man Personen, die als »geisteskrank« eingestuft werden, zufügt, ist ihre unfreiwillige Unterbringung in einem psychiatrischen Krankenhaus, d. h.

ihre zwangsweise Einweisung in eine Institution, die als psychiatrisches Krankenhaus bezeichnet wird. Viele Tausende werden heute in den Vereinigten Staaten auf diese Weise unter Verschluss gehalten, und unzählige mehr in anderen Ländern. Während die gesetzlichen Bestimmungen für eine solche Einweisung von Staat zu Staat und von Nation zu Nation variieren, ist das Verfahren selbst in seinen Grundmerkmalen identisch – es gründet sich auf die eng miteinander verknüpften Vorstellungen von Geisteskrankheit und von Gefährlichkeit und wird mit ihnen legitimiert. Dies wird an dem amerikanischen Gesetzestext, der diese Einweisung regelt, ganz deutlich. Es heißt dort, daß der angebliche Patient an einer »psychischen Krankheit oder Störung« leide und »für sich selbst und andere eine Gefahr« darstelle. Ungeachtet der variablen juristischen Phraseologie, in die die gesetzlichen Vorschriften für die Einweisung gekleidet sind, hängen die Auslegung und die Anwendung dieser Vorschriften fast gänzlich von der Ideologie der Psychiater und der Richter ab, die diese Art von »Medizin« praktizieren. Deren Ideologie ist schlicht paternalistisch. Ein prominenter Psychiater machte im Jahre 1971 vor einem Komitee des U.S. Senats folgende Aussage:

»Wenn ein Mann aus Kalifornien seine Tochter zu mir bringt, weil sie offensichtlich Gefahr läuft, einem Laster zu verfallen oder sich auf andere Weise zu entehren, dann erwartet er von mir nicht, daß ich sie in meiner Heimatstadt frei herumlaufen lasse, damit genau das dann passiert.« (*Constitutional Rights of*

*the Mentally Ill*, Washington D.C., U.S. Government Printing Office 1971, S. 71)

Juristen haben die gleiche Ansicht zu diesem Thema vertreten. Ein Berufungsrichter wies in Connecticut die Klage eines Mannes auf Schadenersatz ab, der freiwillig in ein psychiatrisches Krankenhaus gegangen war, daran gehindert wurde, es wieder zu verlassen, und daraufhin klagte. Der Richter befand, daß »psychiatrische Patienten oft nicht in der Lage sind, zu erkennen, was für sie in ihrem eigenen Interesse am besten ist oder worin ihre eigentlichen Bedürfnisse bestehen«. (Robert v. Pain, 124 Conn. 173, 199 A. 115, 1938)

Obwohl die meisten derjenigen, die gegen ihren Willen in psychiatrische Krankenhäuser eingewiesen werden, arm oder alt sind, haben auch sogenannte Prominente dieses Schicksal erlitten: König Ludwig II. von Bayern, Mary Todd Lincoln, die Witwe Präsident Lincolns, der amerikanische Verteidigungsminister James Forrestal, Ernest Hemingway und die intellektuellen Dissidenten in der UdSSR sind nur einige der berühmteren Opfer psychiatrischer Haft als einer Methode sozialer Kontrolle.

Personen, die in psychiatrische Krankenhäuser eingeliefert werden, verlieren in vielen Fällen scheinbar »nur« das Recht, die Anstalt zu verlassen; tatsächlich jedoch gehen sie häufig ihrer sämtlichen Bürgerrechte verlustig. Sie können für unfähig erklärt werden, mit Menschen oder mit Vermögenswerten umzugehen, sie können das Recht

zu wählen, ein Auto zu fahren oder ihren Beruf auszuüben, verlieren, sie können den brutalsten und verletzendsten Handlungen ausgesetzt werden – die psychiatrische Behandlung genannt werden –, welche die Zivilisation sich hat ausdenken können, und sie sind für immer als »ehemalige psychiatrische Patienten« gebrandmarkt. Und obwohl manche psychiatrischen Einweisungen nach Wort und Bedeutung »freiwillig« vonstatten gehen, erleiden die sogenannten freiwilligen Patienten den gleichen Entzug der Bürgerrechte wie die unfreiwilligen. Da die »freiwillige Einweisung« in psychiatrische Krankenhäuser potentiell immer und oft auch real eine verdeckte Version der zwangsweisen ist – und weil dieser Modus der Einweisung gegenwärtig wesentlich mehr Leute betrifft als die unfreiwillige Einweisung –, ist dieser psychiatrische Eingriff wahrscheinlich eine massivere Bedrohung bürgerlicher Freiheiten als die unfreiwillige Einweisung. Sowohl in der Praxis als auch nach dem Gesetz werden freiwillige psychiatrische Patienten in aller Regel in der gleichen Weise behandelt wie unfreiwillige. Im übrigen begeben sich »freiwillige Patienten« oft nur unter dem Druck einer angedrohten Zwangseinweisung in eine psychiatrische Institution. Sobald sie einmal aufgenommen sind, können sie nicht, wie etwa medizinische Patienten, ihrer Entlassung gewiß sein. Sollten sie gegen den Rat des Psychiaters auf ihrer Entlassung bestehen, so können sie von ihren Verwandten oder Ärzten zum Aufenthalt in der Anstalt gezwungen werden. 1971 wurde der Gefangenensstatus solcher Patien-

ten in einer Entscheidung des Supreme Court von Utah offen zugegeben; es wurde festgestellt, »daß ein freiwilliger Patient in einem [psychiatrischen] Krankenhaus ebenso ›inhaftiert‹ ist und ebensowenig Freiheiten besitzt wie ein psychisch gesunder Insasse eines Gefängnisses oder Zuchthauses«. (Emery v. State, 483 P2d., 4296)

Psychiatrische Eingriffe können gegen einen wegen eines Verbrechens Angeklagten zu jedem Zeitpunkt, an dem auch die Justiz auf ihn einwirkt, verfügt werden. Zu jedem dieser Zeitpunkte kann die Psychiatrie dazu instrumentalisiert werden, den Angeklagten sowohl im Namen des Schutzes seiner »geistigen Gesundheit« als auch der Behandlung einer »Geisteskrankheit« seiner Freiheit und Würde zu berauben. Eine eines Verbrechens angeklagte Person kann für unfähig erklärt werden, der Gerichtsverhandlung zu folgen, und so lange in einem psychiatrischen Krankenhaus festgehalten werden, bis ihr »Zustand sich gebessert hat«. Ihr wird somit die im 6. Zusatz zur amerikanischen Verfassung festgeschriebene Garantie einer zügigen und öffentlichen Gerichtsverhandlung verweigert – sie kann ohne Verhandlung, natürlich unter einem psychiatrischen Vorwand, in Haft gehalten werden. Auf diese Weise ist Ezra Pound dreizehn Jahre lang gefangen gehalten worden. Zehntausende Amerikaner wurden und werden so in Verwahrung gehalten, einige von ihnen sitzen eine lebenslange psychiatrische Haft wegen eines Bagatelvergehens ab. Ein Angeklagter, dem eine Verhandlung zugestanden wird, mag wegen »geistiger Gestörtheit« auf nicht-

schuldig plädieren (oder seinen Anwalt plädieren lassen), ohne die Folgen dieses Schritts bedacht oder begriffen zu haben – eine der möglichen Folgen ist, daß eine unbefristete psychiatrische Haft statt einer befristeten Haftstrafe über ihn verhängt wird. Und selbst noch im Gefängnis kann er für psychotisch erklärt und in eine Anstalt für kriminelle Geisteskranke verlegt werden.

Diese Skizze erfaßt bei weitem nicht sämtliche Anwendungsformen psychiatrischer Eingriffe als Methoden sozialer Kontrolle durch Gesetzgeber und Gerichte, durch medizinische Organisationen und psychiatrische Institutionen und, last not least, durch individuelle Kontrollbedürfnisse gegenüber anderen. Unsere Gesellschaft ist von psychiatrischen Anschuldigungen und Entschuldigungen durchsetzt. Die Skala reicht von Fällen, vermögende Angehörige für geistig unzurechnungsfähig oder ihr Testament für ungültig erklären zu lassen, bis zu Versuchen, Wehrdienst- und Abtreibungsgesetze zu umgehen (vgl. Szasz, *Law, Liberty, and Psychiatry* 1963; *Psychiatry Justice* 1965; *Ideology and Insanity* 1970).

### III

Jahrhundertlang haben psychiatrische Eingriffe eher als Handlungen *zum Nutzen* des sogenannten Patienten gegolten, nicht als etwas, das ihm *angetan* wird. Dieses Vorurteil, das nach wie vor die offizielle psychiatrische Einstellung

bezeichnet, schließt tatsächlich Reformen auf dem Gebiet des psychiatrischen Gesundheitswesens aus. In jüngster Zeit jedoch gewinnt die Erkenntnis allmählich an Boden, daß zwangsweise psychiatrische Eingriffe Instrumente und Ausdruck sozialer Kontrolle sind. Angesichts dieser Erkenntnis lautet die zentrale Frage der Psychiatrie-Reformen, ob wir die bekannten Methoden beibehalten und lediglich bestimmte Sicherheitsvorkehrungen in ihre Anwendung einbauen oder ob wir ihre Anwendung abschaffen sollen. Ich bin sowohl aus moralischen als auch aus praktischen Gründen für die Abschaffung aller Zwangs-Psychiatrie.

Dieses Ziel könnte leicht erreicht werden. Um es zu erreichen, müßten wir freilich zunächst einmal einsehen und akzeptieren, daß die Probleme der sogenannten »geistigen Gesundheit« nicht medizinischer, sondern menschlicher Natur sind; sie sind ökonomische, moralische, gesellschaftliche und politische Probleme. Mit anderen Worten: Psychische Krankheiten sind metaphorische Krankheiten.

Es ist allerdings unmöglich, die metaphorische Natur des Konzepts der psychischen Krankheit zu verstehen, ohne sich mit der wörtlichen Bedeutung des Konzepts der gewöhnlichen oder körperlichen Krankheit auseinanderzusetzen. Wenn wir sagen, eine Person sei krank, meinen wir in aller Regel zwei ganz verschiedene Dinge: Erstens, daß sie, ihr Arzt oder beide zusammen glauben, daß sie an einer Anomalität oder Fehlfunktion ihres Körpers lei-

det, und zweitens, daß sie medizinische Hilfe für ihr Leiden wünscht oder zumindest bereit ist, sie anzunehmen. Der Begriff Krankheit ist also primär auf einen anomalen biologischen Zustand gemünzt, dessen Existenz, ob wahrheitsgemäß oder nicht, von Patient, Arzt oder anderen behauptet werden kann. Sekundär ist er auf die soziale Rolle des Patienten bezogen, die von ihm gewählt oder ihm zugewiesen sein kann. Wörtlich bedeutet das Wort »Krankheit« somit einen anomalen biologischen Zustand, z. B. einen Myokardinfarkt. Werden nun aber Klagen – z. B. die Klagen einer Person über ihren Körper oder über die Körper oder Verhaltensweisen anderer Personen – als Krankheiten definiert, so sind wir mit der metaphorischen Verwendung und Bedeutung des Worts »Krankheit« konfrontiert. D. h. kurz gesagt: Körperliche Krankheit steht zu psychischer im gleichen Verhältnis wie ein defekter Fernseher zu einem schlechten Fernsehprogramm. Natürlich wird das Wort »krank« oft metaphorisch gebraucht. Entertainer erzählen »kranke« Witze, Wirtschaftssysteme werden »krank«, bisweilen scheint sogar die ganze Welt »krank« zu sein. Doch nur dann, wenn man Psychen als »krank« bezeichnet, wird die Metapher systematisch als Tatsache mißverstanden und strategisch fehlinterpretiert, so daß man nach dem Arzt ruft, um die »Krankheit« zu »kurieren«. Dies ist dasselbe, wie wenn ein Fernsehzuschauer nach dem Fernbedienungsdienst schickt, weil ihm das Programm auf dem Bildschirm mißfällt (vgl. Szasz, »Mental Illness as a Metaphor«, in: *Nature*, 30. März 1973, S. 242 und 305–307).

Um die Abschaffung zwangsweiser psychiatrischer Behandlung durchzusetzen, müßte auch erkannt und einbekannt werden, daß sogenannte psychiatrische Diagnosen, Prognosen, Einweisungen und Behandlungen, sofern sie nicht ausdrücklich vom Klienten selbst gewünscht werden, erzwungen sind. Mit anderen Worten: Zwangspsychiatrie ist ebenso wie das Strafsystem, nicht jedoch die Medizin, Ausübung sozialer Kontrolle. Und schließlich liegt es auf der Hand, daß der psychiatrische Zwangseingriff die Schutzgarantien der Verfassung der Vereinigten Staaten außer Kraft setzt (und den Grundprinzipien von Fairneß und Gerechtigkeit zuwiderläuft).

Schon das bloße Reden über die »Menschenrechte psychiatrischer Patienten« verletzt deren Menschenrechte. Indem man über die »Menschenrechte von Sklaven« spricht, legitimiert man implizit die gesetzliche Unterscheidung zwischen Sklaven und freien Bürgern, nimmt jenen die Freiheiten und die Würde, die diese selbstverständlich genießen. Heute akzeptieren wir, daß der Status des Sklaven bedeutet, keinerlei oder zumindest weniger Rechte zu haben als der freie Bürger. Die Menschenrechte von Personen, die der »Geisteskrankheit« bezichtigt werden und/oder zwangsmäßigen psychiatrischen Eingriffen ausgesetzt sind, werden so lange nicht geschützt sein, solange nicht wirklich akzeptiert ist, daß Menschenrechte unabhängig von psychiatrischen Kriterien gelten, so wie sie heute bereits unabhängig von religiösen Kriterien gelten und allmählich unabhängig von rassistischen und ge-

schlechtsspezifischen Kriterien zu gelten beginnen, und solange nicht der Gesetzgeber den Ärzten, insbesondere den Psychiatern, die Macht nimmt, soziale Kontrolle quasi mittels medizinischer Sanktionen auszuüben. Was würde aus der Psychiatrie werden, wenn zwangsmäßige psychiatrische Diagnosen, Einweisungen und Behandlungen abgeschafft wären? Im Prinzip würde die Psychiatrie dann wohl anderen medizinischen Spezialdisziplinen ähneln, z. B. der Dermatologie oder der Augenheilkunde, die nur an freiwilligen Klienten praktiziert werden. Noch allgemeiner gesehen würde sie zu einem Beruf wie jeder andere werden, etwa wie die Buchhaltung oder die Architektur, die qua Vertrag bestimmte Dienste und Produkte an informierte Käufer auf einem freien Markt verkaufen. Praktisch müßte die Psychiatrie dann die Dienste, die sie zum Kauf anbietet, identifizieren und definieren, wozu sie bislang niemals verpflichtet war. Eine solche Veränderung würde das Ende der Psychiatrie, so wie wir sie heute kennen, bedeuten. Sollte sie jedoch diese Veränderung überleben, was zweifelhaft erscheint, so würde sie daraus als ein System angewandter weltlicher Ethik hervorgehen, und diejenigen, die es praktizierten, fänden sich in einem Wettbewerb nicht mit Medizinern, sondern mit Geistlichen wieder.

*Aus dem Amerikanischen übersetzt von Iris Klose.*

## Quellen

F. T. Jr. Ayd, »Guest Editorial«, Ugo Cerletti, M.D. 1877–1963, in: *Psychosomatics*, 4, A-6-A-7, Nov.-Dec. 1963.

U. Cerletti, »Electroshock Therapy«, in: A.M.Sackler, M. D. Sackler, R. R. Sackler, und Marti-Ibanez F. (Eds.), *The Great Physiodynamic Therapies in Psychiatry: An Historical Reappraisal*, Kap. 4, S. 91–120, New York 1956, S. 92–94.

Ferruccio di Cori, »In Memoriam [Cerletti]«, in: *Journal of Neuropsychiatry*, 5, S. 1–2, Sept. Okt., 1963.

T. S. Szasz, *The Myth of Mental Illness*, New York 1963.

T. S. Szasz, »The concept of transference«, in: *Internat. J. Psychoanal.*, 44, S. 432–443, 1963.

T. S. Szasz, *The Manufacture of Madness*, New York 1970, S. XVII.

T. S. Szasz, *Law, Liberty, and Psychiatry; Psychiatric Justice*, New York 1965; und *Ideology and Insanity*, Garden City, N.Y. 1970.

Stanley Cohen  
**Futuristische Szenarios für das System  
des Strafvollzugs**

Sozialwissenschaftler, Journalisten, Politiker haben zu ihrer Bestürzung und Verwirrung entdeckt, daß jede Prognose, wie sich eine bestimmte Institution der Gesellschaft entwickeln wird, außerordentlich gewagt ist. Vergangene Trends sind nicht notwendig ein zuverlässiger Indikator künftiger Entwicklungen, und Voraussagen sind selbst dann nicht immer möglich, wenn man Tendenzen in unterschiedlich entwickelten Gesellschaften miteinander vergleicht. Obwohl ich mir also der Risiken eines solchen Unterfangens bewußt bin, möchte ich (im Rahmen eines Projekts zu Formen sozialer Kontrolle in fortgeschrittenen Industriegesellschaften) ein Szenario einiger künftiger Entwicklungen im britischen Gefängnisssystem entwerfen und dabei zum Leitfaden die Verhältnisse nehmen, die sich in weiter entfalteteten Gefängnisssystemen des Westens, besonders in den USA, bereits ausgebildet haben oder gerade anbahnen. Indem ich mich an diesen Leitfaden halte, hoffe ich die Analyse gegen Einflüsterungen der Science fiction wappnen zu können.

Jedes der unterschiedlichen Szenarios, die ich entwickle, beruht auf der Annahme, daß der Kernbestand des Strafvollzugssystems – die Einschließung von straffällig Gewordenen in Gebäuden, abgeschieden von der Gesell-

schaft – nicht geändert werden kann. Bei der Sache genommen geht es hier um folgendes: Entweder man entledigt sich gänzlich der Institution oder man behält sie mit all den Widersprüchen und Paradoxien, die auftreten, wenn man sie zu reformieren versucht, bei. Ich argumentiere nicht gegen die Ziele solcher Reformen, noch stelle ich die Ernsthaftigkeit, mit der sie verfochten werden, in Frage; ich behaupte lediglich, daß sie als Reformen in der strengen Bedeutung des Begriffs – »eine Institution durch Abschaffung oder Überwindung von Unvollkommenheiten, Fehlern oder Irrtümern verbessern« – die Institution nicht wirklich reformieren. Die Form des Gefängnisystems ist – im Sinne meiner Definition – einer Kunstform wie etwa dem Kino ähnlich: Fraglos lassen sich Mängel beheben (z. B. durch kompliziertere Hilfsmittel), gibt es Innovationen der Technik (Farbfilm, Dreidimensionalität), ja sogar radikale neue ästhetische Konzepte (etwa den Surrealismus oder das Cinema verité), aber der Rahmen bleibt dennoch derselbe und intakt.

### *Lärm hinter der Bühne*

John Conrad gebraucht in seinem Kompendium der Politik der Bestrafung, das er vor zehn Jahren verfaßte<sup>1</sup>, folgende Parabel, um die Veränderung des Strafvollzugssystems zu illustrieren:

»Ungefähr siebzig Jahre lang stand das Leben des kalifornischen Zuchthauses in San Quentin unter der Herrschaft einer Jute-Fabrik. Riesengroß, schmutzig, laut und gefährlich, hielt sie Tausende von Insassen mit einer Arbeit beschäftigt, die man als hart ansah. Während der Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts entwickelte sich die Fabrik von Überalterung zu Antiquiertheit »weiter«. Die Maschinenbaufirma in Schottland, die ursprünglich die Maschinen produziert hatte, stellte ihre Produktion von Ersatzteilen ein. Die Fabrik, die bislang einzigartig in Kalifornien gewesen war, war von nun an auf sich selbst angewiesen, um die Produktion aufrechtzuerhalten. Die Maschinenteile wurden in einer nur zu diesem Zweck errichteten Gefängnisgießerei hergestellt. Die Insassen wurden ausgebildet, Webstühle in Gang zu halten, wie es sie nirgendwo sonst in der westlichen Hemisphäre gab. Im Laufe der Jahre übertrafen die Einzelhandelspreise der in der Fabrik produzierten Jutesäcke trotz der niedrigen Gefängnislöhne die Preise der aus Indien importierten Säcke. Daß die Fabrik unökonomisch und veraltet war, spielte keine Rolle. Sie hielt die Insassen, wenn auch gegen ihren Willen, beschäftigt. Schon allein dies wurde als Vorteil erachtet.

1951 brannte die Fabrik trotz erheblicher Vorkehrungen gegen Feuersbrünste nieder. Die Ursache des Feuers wird nie genau geklärt werden. Der Betrieb wurde schließlich durch eine moderne Baumwollfabrik ersetzt.«

Conrads Hauptthese lautet: »Trägheit, das Gesetz und der inhärente bürokratische Widerstand gegen den Wandel lassen nicht nur die physischen Strukturen, sondern auch die Vorstellungen, die Organisation und die Erwartungshaltungen des Systems unangetastet.« Kommt es zu Veränderungen, dann sind sie dem System entweder durch dramatische »innere« Ereignisse oder durch äußere, ins-

besondere politische Entwicklungen und deren verzweigte Folgewirkungen in den Gefängnissen aufgezwungen. Es mag fruchtbar sein, das Gefängnis als totale Institution zu beschreiben; dann hat man freilich nur vor Augen, was sich auf der Bühne abspielt. In der Welt des Verbrechens, der Geschichte und der Politik jedoch wird der Lärm, der dem, was sich an der Oberfläche und im Vordergrund abspielt, das Gepräge gibt, *hinter* der Bühne erzeugt.

Ein Beispiel ist das Phänomen der Information: Menschen innerhalb des Systems wissen genau, was um sie herum vorgeht; aber diese angesammelten Kenntnisse dringen kaum, es sei denn in Form dramatischer Enthüllungen, nach außen. Erst die Inhaftierung von Kriegsdienstverweigerern während des Ersten Weltkriegs offenbarte das vollständige, düstere Bild des englischen Gefängnisses. Und in den USA wurde gegen Ende der sechziger Jahre die Situation in den Gefängnissen hauptsächlich durch das wachsende politische Bewußtsein einiger militanter Gefängnisinsassen aufgedeckt. Schriften wie die von George Jackson und Ereignisse wie die von Attica legten den Zustand der Gefängnisse in einer Weise offen, die noch ein Jahrzehnt früher nicht vorhersehbar war. Die Zahl der eindeutig politischen Gefangenen stieg, sogenannte »unpolitische« Gefangene entwickelten, während sie »ihre Zeit absaßen«, politisches Bewußtsein, und die revolutionäre Linke – vorher an der Gefängnisszene noch gänzlich uninteressiert – bezog die Gefangenenbewegung in ihren Kampf mit ein. Dies nahm derart romantisch über-

stilisierte Züge an, daß die Gefangenen schließlich als die Avantgarde der Revolution gepriesen wurden. Ähnliche Entwicklungen gab es in Westeuropa, besonders in Frankreich und Italien nach den Ereignissen vom Mai 1968. Die Antwort des Kontrollapparates – nämlich die Herausbildung raffinierterer Befriedungsmaßnahmen – war und ist voraussagbar.

In der Nachfolge des *Mountbatton Reports* von 1966 kam es in England zu Veränderungen von geringerer ideologischer Bedeutung: Nach Jahrzehnten »progressiver« Reformen wurden die Lebensbedingungen für den Durchschnittsgefangenen in geschlossenen Vollzugsanstalten unbestreitbar nicht nur nicht mehr besser, sondern verschlechterten sich sogar. Verantwortlich dafür war nicht irgendein bewußter Wandel der internen Politik oder eine rigide Disziplinierungspraxis der Gefängnisbeamten, sondern neuer Lärm hinter den Kulissen: teils kumulativ und teils dramatisch. Die Abschaffung der Todesstrafe in Verbindung mit den lange betriebenen Versuchen, Kurzzeit-Insassen aus den Gefängnissen auszugliedern, hatte eine Gefängnispopulation zur Folge, die mehr und mehr aus Langzeit-Insassen bestand. Die Explosion des organisierten Verbrechens brachte überdies Leute in das System, die für lange Zeitspannen unter »Hochsicherheitsbedingungen« verwahrt werden mußten – ein Problem, das es bis Mitte der sechziger Jahre schlicht nicht gegeben hatte. Erst der Ausbruch der »Posträuber« und, wichtiger noch,

der des »Meisterspions« George Blake trieben den Druck auf das Justizministerium zu einem Höhepunkt. Seit dem *Mountbatton Report* – aber nicht allein seinetwegen – »ist das Pendel zu einer neuen Methodik der Verwahrung hin ausgeschlagen, in der der Gedanke der Sicherheit überwiegt.«<sup>2</sup> Die Aktivitäten und Forderungen von Militanten (innerhalb und außerhalb der Gefängnisse), die Ausbreitung von professionalisierten und anderen Formen des Gewaltverbrechens, die Judikatur der Gerichte und das Verlangen der Öffentlichkeit und der Massenmedien, »die Zügel in den Gefängnissen straffer anzuziehen« (z. B. nach Rückfällen von vorzeitig Beurlaubten, von denen es nunmehr hieß, sie seien verfrüht freigelassen worden) erzeugen gemeinsam und in Wechselwirkung den Lärm, der dann auf die Ereignisse innerhalb der Gefängnisszenerie zurückschlägt.

Meine erste Prognose lautet also, daß Veränderungen innerhalb des Gefängnisystems nicht infolge »neuer Denkweisen« oder innovatorischer Politik in Gang kommen, sondern als Konsequenz kumulativer äußerer Prozesse, etwa des Zustroms neuer Verbrechertypen in das System, der Aktivität politisch einflußreicher Gruppen oder aufgrund dramatischer Ereignisse wie z. B. Rebellion (oder Flucht), die der Öffentlichkeit bekannt werden und Untersuchungen nach sich ziehen. Das Gefängnis ist, in mehr als dem offensichtlichen Sinn, der letzte Ort, an dem sich Veränderungen, die anderswo stattfinden, abbilden. Wir haben erst in jüngster Zeit damit begonnen, die Ent-

wicklung des Gefängnisses in ihrem angemessenen historischen Kontext zu analysieren.<sup>3</sup>

Diese Entwicklung präsentiert sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Herausbildung neuer Knoten der Sozialstruktur: Asyl, Gefängnis, Arbeitshaus, Armenhaus und Waisenhaus – allesamt Institutionen, die den gesellschaftlichen Auftrag haben, abweichende Gruppen entweder zu versorgen oder auszugrenzen (eine Praxis, die später durch eine umfassende Wohlfahrts- und Rehabilitationsideologie legitimiert wurde). Von Belang ist hier nicht so sehr, daß solche Institutionen gemeinsame innere Merkmale haben – wie Goffman und andere annehmen –, sondern daß ihre Ursprünge in gemeinsamen äußeren sozialen Entwicklungen und Wertvorstellungen liegen. So entstand, wie Rothman dargelegt hat, das Asyl im Amerika der Ära Jackson als Reaktion auf Abweichler und Abhängige, und zwar um gesellschaftliche Stabilität zu einem Zeitpunkt zu gewährleisten, da traditionelle Vorstellungen und Praktiken ihre Gültigkeit verloren: »Das wohlgeordnete Asyl exemplifizierte die richtigen Prinzipien der sozialen Organisation, garantierte die Sicherheit der Öffentlichkeit und förderte so ihren Ruhm.« In Großbritannien war das Ende der Deportationen unmittelbar mit der Erfindung des Gefängnisses als Ort der Bestrafung, als innerstaatliche Kolonie verbunden (wenn nicht sogar die direkte Ursache dafür). Für Foucault, der einen weitaus größeren historischen Rahmen spannt, ist die »Große Gefangenschaft« im 19. Jahrhundert – Verrückte in Asylen,

Diebe in Gefängnissen, Rekruten in Baracken, Arbeiter in Fabriken und Kinder in Schulen – Bestandteil einer immensen Strategie, die eng mit der Industriellen Revolution und dem Geist des Kapitalismus verknüpft ist. Eigentum mußte verteidigt werden, die Produktion mußte durch Reglementierungen standardisiert werden, die Jugendlichen mußten in Institutionen zusammengefaßt werden, die insbesondere den Zweck hatten, ihnen die Ideologie von Sparsamkeit und Erfolg einzubleuen. Ob wir nun das Argument einer ausgreifenden Strategie akzeptieren oder nicht – es enthält auch historische Fehler, etwa den, daß es Gefängnisse schon in anderen, vorindustriellen Gesellschaften gab –, wir können nicht umhin, das Gefängnis von heute als einen kleinen – und nicht notwendig dauerhaften – Endpunkt eines umfassenden Prozesses sozialer Veränderung anzusehen.

### *Erste Szene: ein Lagerhaus*

Obwohl die jährliche Gefängnispopulation in England bis zu ihrem heutigen Stand von 40 000 ständig gewachsen ist, weisen laufende Trends darauf hin, daß die Wachstumsrate im Abnehmen begriffen ist. Die durchschnittliche Gefängnispopulation 1971 betrug 39 708 – ein Wachstum von 1,7 % im Vergleich zu 1970, aber viel geringer im Vergleich zum Jahr davor, als es einen sprunghaften Anstieg von 12,6 % gab. 1972 war der Durchschnitt niedriger als in

den beiden vorangegangenen Jahren. In amerikanischen Bundesstaaten wie z. B. in Kalifornien wird diese Tendenz bereits sichtbar, und die Gefängnispopulation in einigen europäischen Staaten nimmt gegenwärtig tatsächlich ab. In den USA verringerte sich die Zahl der Insassen in Staats- und Bundesgefängnissen von einem Höchststand von 220 000 1961 auf 195 000 1967, trotz des Bevölkerungswachstums und einer Erhöhung der Gesamtzahl der Verbrechen. In psychiatrischen Kliniken verringerte sich die Zahl der Patienten vom Höchststand von 560 000 1950 auf ca. 400 000 1970 (aus wohlbekanntem Gründen, etwa der Anwendung der Chemotherapie, der »shakedown Workshops«, der »halfway houses« und anderer Fürsorgemodellen des Gemeinwesens). In Großbritannien sind die Gründe für solche Veränderungen ziemlich komplex, doch für unser Szenario sind insbesondere zwei unmittelbar bedeutsam, beide »Erfolgs-Stories« für die Akzeptierung der Strafreform im offiziellen System.

1. Etwa im Verlauf der letzten dreißig Jahre war ein Großteil der Anstrengungen von Strafreformern und – minder engagiert – jeder erfolgreichen Regierung darauf gerichtet, Kurzzeit-Insassen aus den Gefängnissen auszugliedern. Ein längst akzeptiertes Dogma der offiziellen Politik lautet, daß die Anwesenheit von Kurzzeit-Insassen und die daraus resultierenden Probleme der Überbelegung die Haupthindernisse eines fortschrittlichen Strafvollzugs darstellen. So werden etwa die Pläne für eine erhebliche Erweiterung der Gefängnis Kapazität (ein Fünf-

jahres-Etat von 111,5 Millionen Pfund bis 1975/76) damit gerechtfertigt, daß man »neue Plätze« schaffen wolle, um einer Überfüllung durch Mehrfachbelegung der Zellen zu begegnen. D. h. die Plätze werden benötigt, auch wenn die Gefängnispopulation sich nicht verändert.

Dieses Erweiterungsprogramm soll mit der Entwicklung von Strafformen, die keine Haft implizieren, verbunden werden, zum Beispiel mit der Errichtung von Heimen für Obdachlose und Alkoholiker, die andernfalls im Gefängnis landen würden, sowie der Einführung von Reformen wie etwa der »Bewährungsstrafe«. Alle diese Maßnahmen sollen die Gefängnisse von Kurzzeit-Insassen freihalten. Gegenwärtig bilden Personen mit mehr als fünfjähriger Haftstrafe weniger als 3 % der jährlichen Aufnahmequote in den Gefängnissen. Von den ca. 150 000, die das Gefängnis jedes Jahr durchlaufen, gelangt die überwiegende Mehrheit nicht weiter als hinter die Gittertür der lokalen Gefängnisse. Traditionell gilt diese Gruppe als repräsentativ für die »Krise des Systems«. Es wäre wenig sinnvoll, die Debatte über den totalen Bankrott der Verwahrung als einer Methode, mit »solchen Missetätern fertigzuwerden«, hier noch einmal aufzunehmen. Gefängnisreformer konzentrieren sich zu Recht auf das Problem, die Gefängnisse von Kurzzeit-Insassen freizuhalten, müssen aber gleichzeitig beachten, daß diese Botschaft ohnehin langsam nach außen dringt.

2. Eine zusätzliche Tendenz äußert sich in der Bewegung gegen Gefängnisstrafen für ganze Verbrecherka-

tegorien. Im Falle der sogenannten »Verbrechen ohne Opfer«, etwa bei Drogenmißbrauch, Abtreibung oder Homosexualität, wird zunehmend nicht nur gegen eine Gefängnisstrafe plädiert, sondern auch für eine Entkriminalisierung dieser Taten, d.h. für eine »Behandlung« im Rahmen eines Wohlfahrts- oder Rehabilitationsmodells. Derlei Vorschläge kommen keinesfalls nur von Liberalen oder Gefängnisreformern. Die American Correctional Association schätzte kürzlich die Zahl der Gefangenen, die in regulären Sicherheitsgefängnissen verwahrt werden müssen, auf 15–20 %. Solche Schätzungen müssen, auch im Zusammenhang mit der allmählichen Entwicklung von stützenden und unterstützenden Einrichtungen im Gemeinwesen, als Teil einer sich verdichtenden Reaktion gegen den Triumph des Asyls gelesen werden: Bewegungen mit dem Ziel, die psychisch Kranken, die Waisen, die körperlich Behinderten, die Milieugeschädigten und die Alten aus ihren Institutionen zurück in die Gemeinden zu bringen, repräsentieren – obschon sie keinesfalls erfolgreich sind – nicht nur isolierte Konzepte einiger reformistischer Wirtköpfe. Es gibt keinen vernünftigen Grund anzunehmen, daß die Gefängnisse diesem Trend gegenüber immun bleiben werden – wobei natürlich die wesentlichen Beschränkungen, die durch die Erfordernisse von Vergeltung und Schutz gesetzt sind, nicht unterschlagen werden können. Diese Beschränkungen sind problematisch – einige werden dazu beitragen, daß die Mauern nicht fallen werden.

Was passiert nun mit der Gruppe, die in den Gefängnissen *zurückbleibt*? In Großbritannien gibt es gegenwärtig eine Neigung, mehr Personen für längere Fristen im Gefängnis zu behalten, und ich habe bereits einige der »äußeren« Faktoren erwähnt, die diese Konstellation bewirkt haben: 1. die Abschaffung der Todesstrafe, was zu lebenslangen Freiheitsstrafen für solche Verbrecher führt, die vor 1957 zweifellos gehängt worden wären. (Es gibt heute mehr als 850 lebenslange Gefangene wegen Mordes gegenüber 120 im Jahre 1957.) Verbrecher mit lebenslanger Freiheitsstrafe werden durchschnittlich nicht nur länger als früher in Haft behalten, sondern es werden auch Minimal-Haftzeiten bis zu dreißig Jahren beantragt; 2. das Anwachsen der organisierten und professionellen Kriminalität und die dramatischen (wenn auch, gemessen an den Raten anderer Länder, seltenen) Fälle von Polizistenmord; 3. die Sicherheits-Paranoia nach einer Reihe von spektakulären Ausbrüchen Mitte der sechziger Jahre.

Dies alles bedeutet, daß wir in eine neue Ära der Strafvollzugspolitik eintreten, eine, in der nicht die Kurzzeit-Insassen, jene bedauernswerten Menschen, die in unseren Pentonvilles, den überfüllten lokalen Gefängnissen, ein- und ausgehen, das »Problem« sein werden, sondern die Existenz einer steigenden Zahl von Langzeit-Insassen, »gefährlichen« Tätern, die ganz neue Schwierigkeiten für Kontrolle, Sicherheit und Disziplin schaffen. Paradoxerweise wird diese Gruppe gerade wegen des Erfolgs der Liberalisierung noch massiver als destruktiv definiert

werden. Sie wird den »harten Kern«, »den Bodensatz« der Widerspenstigen und Unverbesserlichen darstellen, für die man nichts mehr tun kann, als sie in abgelegenen Gefängnissen oder in Sicherheitstrakten einzuriegeln. 1972 sagte der Sekretär der Prison Officers Association, als er härtere Strafen für Langzeit-Insassen verlangte, die sich an Unruhen beteiligt hatten: »Das Gefängnis ist nicht einfach eine neue Adresse.« Das ist es wirklich nicht, und Gefängnisse für diese Täterkategorie werden zwangsläufig zu *menschlichen Lagerhäusern* werden: Orte, wo Menschen aufbewahrt werden, bis sich die Gesellschaft etwas Neues ausgedacht hat, um sie von sich fernzuhalten.

Wir befinden uns in einer Übergangsperiode. In der nahen Zukunft werden Gefängnisse unverändert als letzte Bestrafungs- und Abschreckungsinstanzen für die unterschiedlichsten Straftäter fungieren. Einige Veränderungen – z. B. die Abschaffung der Möglichkeit, die Verbüßung bestimmter Strafen auszusetzen – können tatsächlich kurzfristig die Zahl der Inhaftierten erhöhen. Kurze Haftstrafen werden weiterhin »abgesessen« werden, solange nicht-haftgebundene Strafmethoden im Experimentierstadium bleiben oder für die Abschreckungs- und Vergeltungsforderungen des Justizsystems inakzeptabel sind. Die Gefängnisse, in denen sich solche Täter wiederfinden, werden im Sog eines scheinbar rehabilitativen Modells weiterhin »moderner« werden. Es wird neue Vorteile, z. B. die Gruppentherapie, geben, die Arbeitsbedingungen werden sich verbessern, das Personal wird besser geschult sein – all das

bedeutet freilich nicht, daß sich die täglichen Entwürdigungen und Deprivationen des Gefängnislebens verringern werden. Eine charakteristische Entwicklung – mit Parallelen in den psychiatrischen Krankenhäusern – wird das industrialisierte Gefängnis repräsentieren, in dem die Insassen als billige Arbeitskräfte ausgebeutet werden.

Doch in dieser Übergangsperiode werden die »Lagerhäuser« neben diesen Renommiergefängnissen weiterexistieren und sich – in der Sprache von Aufständen, Störungen, Fluchtversuchen – dem öffentlichen Bewußtsein aufdrängen (wie es in Europa und in den USA in den späten sechziger Jahren der Fall war). Langfristig, so glaube ich, ist das, was sich in diesen »Lagerhäusern« abspielt, die Generalprobe für die endgültige Inszenierung. Angesichts eines allgemeinen Trends gegen Institutionalisierung werden Gefängnisse nicht länger selektiv sein können. Sie werden nur die »endgültigen Fälle« aufnehmen, die sich die Gesellschaft vom Halse zu schaffen wünscht.

### *Eine Chinesische Box auf der Bühne*

In dem Maße, wie das Lagerhaus-Szenario langsam aufgebaut wird, werden innerhalb des Gefängnisystems neue Imperative erzeugt werden. Einer dieser Imperative wird in der weiteren Klassifizierung und Aussonderung von Verbrechern bestehen. Von Gefängnisreformern wird schon lange mit dem Zauberstab der Klassifizierung han-

tiert: Rehabilitation und Besserung werden nur dann für möglich und aussichtsreich gehalten, wenn die Gefängnispopulation eingeteilt wird in solche, die von einem bestimmten Führungsstil profitieren, solche, die einen solchen Führungsstil verhindern, und solche, die »hohe Risikofaktoren« darstellen. So sind z. B. Langzeit-Insassen, Personen, die ein hohes Sicherheitsrisiko darstellen, Gewalttäter, notorische Ausbrecher und psychisch Gestörte allesamt Gruppen, die als potentielle Unruhestifter ausgesondert werden: Wenn es nur gelänge, sie in besonderen Institutionen einzuschließen, dann könnte das Personal ungehindert seinen Geschäften nachgehen. Unter Gefängnisreformern, Politikern und Gefängnispersonal besteht nahezu vollständige Einmütigkeit in dem Glauben, daß Aussonderung einer der Hauptschlüssel zu einem »effizienten« System sei. In anderen Kontrollinstitutionen gibt es ein ähnliches Streben nach Klassifizierung, man denke z. B. an die ausgefeilte Hierarchie von »Aufnahme«-Stationen, Stationen für »chronische« Fälle, Stationen für »akute« Fälle und Stationen für »unklare« Fälle in psychiatrischen Krankenhäusern.

Die meisten Gefängnisse verfügen bereits über ein ansehnliches Repertoire der Klassifizierung: Langzeit-Insassen, Sexualtäter, Mörder oder Ersttäter sind in verschiedenen oder in derselben Institution getrennt untergebracht. Im Verlauf des letzten Jahrzehnts wurde der rationale Impuls zur Aussonderung durch die Beschwörung von Sicherheits- und Kontrollbedürfnissen verstärkt. Wann

immer ein Aufstand, Unruhe oder ein Fluchtplan bekannt werden, wird das Argument ins Feld geführt, die Urheberschaft liege beim »harten Kern« der Störer. Wenn diese identifiziert und separiert werden könnten, dann könne das Leben der anderen Gefangenen und des Personals weiter in geordneten Bahnen verlaufen. Die charakteristische gesellschaftliche Reaktionsweise auf abweichendes Verhalten besteht darin, es als Eigenschaft einer besonders »veranlagten« Personengruppe zu deklarieren, die dingfest gemacht und isoliert werden muß. Daher rühren das Prestige und die angebliche Bedeutung von Forschungen, die nach einer neuen Methode suchen, »potentielle« oder »prädisponierte« Abweichende zu lokalisieren, noch bevor diese tatsächlich irgendwelche Regeln gebrochen haben.

In dem Gefängnis-Szenario ist die einzige heftig diskutierte Frage die nach der Art der Aussonderung. Der Konflikt besteht zwischen der sogenannten Politik der Konzentration auf der einen und der der Streuung auf der anderen Seite. Der *Mountbatton Report* schlug die Isolierung in einem einzigen »Hochsicherheitsgefängnis« vor – ein Plan, der von fast allen Gefängnisbeamten unterstützt wurde. Die Regierung war jedoch anscheinend mehr von Argumenten beeindruckt – wie sie insbesondere im späteren Report des Radzinowicz Committee dargelegt wurden –, die sich gegen die Errichtung eines Alcatraz oder eines Devil's Island richteten, und plädierte schließlich für eine Verteilung »gefährlicher Personen« auf eine Reihe besonderer Gefängnisse.<sup>4</sup> Der Begriff der Streuung

wird jedoch häufig mißverstanden. Tatsächlich ist eine beträchtliche Aussonderung durch Konzentration bereits ein Merkmal des Systems. Diese findet in mindestens drei Formen statt: 1. durch die formale Klassifizierung von Gefangenen nach »Gefährlichkeit« und »Sicherheitsrisiko« und insbesondere durch die Existenz einer A-Kategorie, die strengen Einschränkungen und Deprivationen unterworfen ist; 2. durch die Errichtung von konzentrierten, abgeschlossenen Institutionen: die ursprünglichen vier Sicherheitstrakte (von denen es zwei immer noch gibt) und die sechs speziellen »Streuungs«-Gefängnisse; 3. gibt es die Aussonderung von Verbrechern *innerhalb* der Institution: in Strafblöcken, Isolationszellen etc. (Nach den Störungen in Albany – einem speziellen »Streuungs«-Gefängnis – 1972 wurden 30 Gefangene dort in einem besonderen Flügel eingesperrt. Im nahegelegenen Parkhurst wurde nach dem Aufstand von 1969 ein besonderer Trakt für »junge aggressive Männer mit hohen Haftstrafen« und für »solche, die geistig gestört sind, aber nicht in Krankenhäuser eingewiesen werden«, eingerichtet.)

Eine genauere Prüfung zeigt, daß solche Arrangements keineswegs zufällig sind; sie offenbaren vielmehr den essentiellen Charakter des Strafvollzugs-Systems. Denn was immer die »letzten Zwecke« von Inhaftierungen – Zwecke, wie sie auf Konferenzen, in Leitartikeln, im Parlament und in der Richterschaft diskutiert werden – sein mögen, die tägliche Aufgabe der Verwaltung ist es, »die Sicherheit zu gewährleisten«: durch Verhinderung von Flucht und

Störungen. Doch sind die Forderungen, welche die Gesellschaft an die Gefängnisbeamten richtet, weitgehend miteinander unvereinbar. Ein Home-Office-Beamter hat das so ausgedrückt: »Wenn ich den Tag hinter mich gebracht habe, ohne daß das Telefon geläutet hat, dann war es ein guter Tag.« Sein Problem ist, legt man die Handlungskriterien der Administration zugrunde, durchaus realistisch formuliert: Wie garantiert man Ruhe und Ordnung angesichts so vieler unwägbarer Störfaktoren und so weniger Möglichkeiten, Konformität unter den Insassen herzustellen? Die Antwort lautet: Verwaltung durch Aussonderung. In seiner Studie über »Kontrollstrategien«, die im kalifornischen Gefängnisssystem in den letzten fünfzehn Jahren entwickelt wurden, vertritt Sheldon Messinger<sup>5</sup> die Auffassung, daß diese Antwort die *Logik* der Kontrolle bündig zum Vorschein bringt. Die potentiellen oder tatsächlichen Störer (»Sicherheitsrisiken«) werden an einem Ort konzentriert, um den besonderen Charakter des Systems, zu dem ihnen der Zugang verweigert wird (oder von dem sie ausgeschlossen werden), zu schützen, in der Hoffnung, sie im Kollektiv bändigen zu können. In Kalifornien wurde dies erreicht, indem man einerseits Personen, die ein hohes Sicherheitsrisiko darstellten, in einem Gefängnis versammelte, und andererseits zusätzlich abgetrennte Einheiten innerhalb der Gefängnisse schuf: Eingliederungszentren, Gettoisierungszonen und Isolationstrakte. Diese Aussonderungsstrategie erzeugt unterschiedliche institutionelle Formen von Deprivation, Überwachung und

Restriktion: »Belohnungseinheiten« und »Bestrafungseinheiten«, Isolationszellen zur kurzfristigen Separierung, Eingliederungszentren zu länger andauernder Aussonderung und sogar Einheiten zur »Aussonderung auf unbestimmte Zeit«. Messinger beschreibt, wie eins dieser Eingliederungszentren schließlich seinerseits wieder eine eigene »Aussonderungseinheit« hervorbrachte, um sich derer zu entledigen, auf die man keinen Einfluß mehr hatte. Der »komplizierte Effekt der Chinesischen Box«, der zur Folge hat, daß »Insassen der innersten Box auf dem Weg zu relativer Freiheit im Idealfall sämtliche äußeren Boxen zu durchlaufen hatten«, prägt unverkennbar das englische Gefängnisssystem.

Messinger behauptet, die Maxime der Aussonderungsstrategie sei schlicht folgende: »Man identifiziere potentielle Störenfriede so frühzeitig wie möglich, versuche, sie zur Raison zu bringen, und wenn dies nicht gelingt, sende man sie aus.« Einmal abgesehen davon, ob dieses Konzept aufgeht oder nicht, seine Anwendung erzwingt immer weitere Aussonderung. Da organisatorische Kontrolle unerlässlich ist, weisen Beamte immer wieder darauf hin, daß andere Strategien wirkungslos sind: Gewalt kann nur in seltenen Fällen eingesetzt werden (bei Aufständen und Unruhen), die Beeinflussung von Einstellungen und Motivationen durch Bestrafungen und Belohnungen ist überaus schwierig, und man kann innerhalb der Institution nicht frei auslesen oder abweisen. Mit den Einschränkungen der

legitimen Anwendung von Gewalt löst sich das Kontrollproblem – das die tägliche Routine von Gefängnisbeamten auf allen Ebenen beherrscht – von selbst in der Alternative auf, entweder die Gefangenen zu motivieren, sich dem zu fügen, was die Verwaltung anordnet, oder aber die Aufsässigen zu neutralisieren«. Kurz, Aussonderung ist die Lösung, die das kalifornische Strafsystem entwickelt hat, und es gibt keinen Grund anzunehmen, daß sich Gefängnisdirektoren im Laufe der nächsten Jahrzehnte etwas gänzlich anderes einfallen lassen werden. Ein bedeutsamer Sachverhalt, der diese Methoden und Formen sozialer Kontrolle begünstigen wird, ist die wachsende Macht der niederen Chargen des Gefängnispersonals. Diese Macht ist stark genug, um jede Liberalisierung »von oben« abzuwehren, und sie hat in merkwürdiger Allianz mit psychiatrischem Personal zur Ausbildung von Konzepten der zwangsweisen »Verhaltenskorrektur« geführt, beispielsweise zur Durchsetzung von Konditionierungsprogrammen. Man liefert die Inhaftierten einschneidenden Deprivationen aus und belohnt sie dann für Wohlverhalten durch schrittweise »Überführung« in eine minder restriktive Umgebung. Die britische Gewerkschaft der Gefängnisbeamten befürwortet ein »abgestuftes Behandlungssystem für Gefangene, wonach diejenigen, die mit hoher Wahrscheinlichkeit Schwierigkeiten bereiten, z. B. die Gewalttätigen, vom Rest der Gefangenen getrennt und im Hochsicherheitstrakt des Gefängnisses untergebracht werden«. Die Gewerkschaft betont, daß die Entscheidung über die »Verlegung der

Aufsässigen weitestgehend von der Befürwortung durch die verantwortlichen Gefängnisbeamten« abhängen müsse; «die »Unruhestifer« müßten in isolierten Einheiten verbleiben, bis »wir davon überzeugt sind, daß sie zur Kooperation bereit sind«. Diese Politik wird selbst von den niederen Gefängnisbeamten – der Gruppe, die traditionell die Rehabilitationsideologie nachdrücklich ablehnt – mit dem Hinweis gerechtfertigt, es gelte, die »Anstalten von den Kräften freizuhalten, die eine konstruktive Rehabilitation verhindern könnten«. Der Effekt der Chinesischen Box wird sich also langsam aus einer Kombination von internen Systemerfordernissen und äußerem Druck entwickeln. Die Hoffnung des Gefangenen in der innersten Box – dem Isolationstrakt – richtet sich nicht auf Entlassung, sondern auf die Verlegung in die nächste Box, sofern er das Personal zufriedenstellt und zu erkennen gibt, daß er »zur Kooperation bereit« ist. Wie der *Radzinowicz-Report* es formulierte: »Man sollte Gefängnisverantwortlichen nie erlauben, hinsichtlich der sinnvollen Nutzung des Isolationsflügels nach Rechtfertigungen zu suchen, und man sollte es ihnen nicht erlauben, ssich tatsächlich zu rechtfertigen.«

Einen expliziten Fall »sinnvoller Nutzung« der Aussonderung zur »Kontrolle und Behandlung« stellt der C-Flügel von Parkhurst dar.<sup>6</sup> Dieser bildete eine »abgeschlossene Einheit«, die nach den Störungen im Oktober 1969 errichtet worden war, um mit dem neuen Typus des gestörten und störenden Gefangenen »zurechtzukommen«. Vier der

fünf Zielsetzungen der Einheit sind auf Behandlungserfordernisse bezogen; die fünfte lautet, »mit einer potentiell störenden Personengruppe fertig zu werden und damit andere Gefängnisabteilungen von einigen ernststen Kontrollproblemen zu entlasten«. Das Kriterium für die Verlegung in diesen Trakt ist »wiederholte Auffälligkeit in folgenden Bereichen«: Gewalt gegen Personal und Mitgefangene, Selbstmord-Versuch, psychischer Zusammenbruch, regelmäßige Hungerstreiks, wiederholte Krankmeldungen, Verstöße gegen die Disziplin, die Berichterstattung an die Gefängnisleitung zur Folge haben, und Sachbeschädigung innerhalb der Institution. Sogar innerhalb des Traktes

»sind die Bedürfnisse der Gemeinschaft solcherart, daß bestimmte Individuen kurzzeitig ausgesondert werden müssen. [...] Aussonderung ist als ein Verwaltungsinstrument akzeptiert, und ihr therapeutischer Wert ist, sofern sie richtig «.angewandt wird, anerkannt«.

Ein den Szenarios von Lagerhaus und Chinesischer Box sind Gefängnisbeamte und ihre Vorgesetzten gehalten, Rollen in einem Spiel zu übernehmen, dessen Vorlage nicht gänzlich aus ihrem eigenen Konzept stammt. Ihre Anstrengungen erscheinen teilweise deshalb so zwanghaft und stilisiert – und manchmal verzweifelt und schädlich –, weil es nur wenig Raum für Improvisationen gibt.

### *Es tritt auf: der Arzt*

Die Verbreitung der liberalen Reformrhetorik hat sich in diesem Jahrhundert mit der Verbreitung der psychiatrischen Ideologie vermischt. Die eine hat die andere unterstützt. In Gefängnissen und anderen Anstalten sozialer Kontrolle hat diese Konvergenz in der Ideologie der Rehabilitation ihren Ausdruck gefunden. Diese Institutionen werden nicht länger bloß an den Begriffen von Vergeltung und Bestrafung gemessen; sie erscheinen nunmehr als Agenturen positiven Wandels:

Das Gefängnis wird zur großen »Korrektur-« Institution. Ein wachsendes Heer von Psychiatern und deren weniger professionellen Anhängseln: klinischen Psychologen und Gruppentherapeuten, wird aufgeboten, um die neue Ideologie zu erklären und zu verwalten. Diese Gruppen haben sich im Machtkampf innerhalb der Infrastruktur der Gefängniswelt zu den alten Wächtern gesellt. Und die Wissenschaftler und Technologen gewinnen allmählich die Oberhand, nicht etwa aufgrund der inhärenten Überlegenheit ihrer Kriminalitätstheorie, sondern weil sie durch ihre Macht beweisen, daß sie die effektiveren Wächter sind. Gefängnisreformer sind allzu schnell auf die Rhetorik der Therapeuten hereingefallen (anstatt sie mit Vorsicht zu betrachten und das Gefängnis als das zu nehmen, was es ist); sie haben sich von Begriffen wie dem der »therapeutischen Gemeinschaft« zu der Annahme verleiten lassen, die gleichen Opfertgaben könnten sowohl den strafenden

Gott als auch den Gott der Therapie zufriedenstellen. Das Szenario, das sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte entfalten wird, ist das des beschleunigten Einzugs von psychiatrischem Personal und psychiatrischen Praktiken in den Strafvollzug. Es gibt in diesem Feld bereits »spezielle Krankenhäuser«, verschiedene Varianten der Gruppentherapie, den Gebrauch von ECT (elektrochemischer Therapie) und Drogentherapie sowie verschiedene Formen von Verhaltenstherapie unter Anwendung von positiven Konditionierungsmodellen, negativer Konditionierung oder Aversionstherapie durch Drogen oder Elektroschock (der beschönigende Ausdruck für Bestrafung).

Was von der Antipsychiatrie zu lernen bleibt, ist, daß sie sich nicht gegen die Möglichkeiten von Hilfe und Heilung richtet, sondern gegen Mißbräuche, die sich im Rahmen der Entwicklung von sozialer Kontrolle unter dem Deckmantel wohlwollender Therapeutik breitmachen. Die schlimmsten Befürchtungen wurden durch die offene Anwendung psychiatrischer Manipulation im Umgang mit politischen Dissidenten bestätigt (z. B. anhand gut dokumentierter jüngster Fälle in der Sowjetunion), und solche Befürchtungen sind offensichtlich immer dann am Platze, wenn Psychiater als Agenten des Strafvollzugssystems fungieren – man denke nur an die Degradierung von Gefangenen zu Objekten psychologischer und medizinischer Experimente. Therapie wird benutzt, um die Anpassung der Inhaftierten an die gesellschaftlichen Normen zu befördern. Sie kann aber auch von den

Gefangenen bewußt als Form des Arrangements mit der Institution manipuliert werden: Man besucht Therapie-sitzungen in der Hoffnung auf Belohnungen (Zigaretten) oder ein angenehmes Gespräch mit dem Arzt oder – wichtiger – in der Hoffnung auf einen Bonus für Urlaub oder vorzeitige Entlassung auf der Grundlage der »Einsicht« in das eigene Problem.

Andere Entwicklungen der Psychiatrie gehen jedoch weit über die bloße Unterstützung des Systems oder die Bereitstellung einer medizinischen Rhetorik zur Besänftigung der Skrupel empfindsamer Leute hinaus. Das gilt fraglos von den technologischen »Errungenschaften« auf dem Gebiet der Verhaltenskontrolle. So wird zum Beispiel die Aversionstherapie – unter Verwendung von Drogen wie Acetin (das Schmerz und Angst, Todesgefühle oder Gefühle des Ertrinkens auslöst) – benutzt, um unerwünschtes Verhalten zu korrigieren, und zwar nicht nur bei Sexualstraftätern. Es werden Experimente mit so starken Tranquilizern wie Prolixin gemacht, das eine Art »Zombie«-Effekt hervorruft. Sowohl starke Sedativa als auch bewußtseinsverändernde Drogen werden eingesetzt, um tatsächliche oder potentielle Gewalttätigkeit in Gefängnissen unter Kontrolle zu bekommen oder zu unterbinden. Mehr noch, es wird (etwa von der MPDU – The Maximum Psychiatrie Diagnostic Unit – in Kalifornien) die Gehirnochirurgie empfohlen, um »Störenfriede zeitweilig ruhigzustellen«, wie es das California Department of Corrections bezeichnete.

Doch selbst solche Techniken wirken noch harmlos angesichts des aller jüngsten technologischen ›Fortschritts‹ der Verhaltenskontrolle, nämlich des Gebrauchs von Elektronik zur Beobachtung und Überwachung von Delinquenten, wovon wir seit mindestens einem Jahrzehnt wissen. Der folgende Text – der, das sollte angemerkt werden, nicht von irrwitzigen Wissenschaftlern stammt, sondern von zwei liberalen Kriminologen<sup>7</sup> – vermittelt einen Eindruck davon, was heute in diesem Bereich erwogen wird:

»In sehr naher Zukunft wird eine Computer-Technologie Alternativen zur Haft ermöglichen. Die Entwicklung von Systemen für die Telemetrisierung von Information durch Sensoren, die im oder am Körper angebracht werden, wird bald die Beobachtung und Kontrolle menschlichen Verhaltens ohne tatsächlichen physischen Kontakt erlauben. Solche telemetrischen Mittel werden die 24-stündige Überwachung eines Menschen gewährleisten und elektronische Interventionen gestatten, um sein Verhalten zu beeinflussen oder zu kontrollieren. Es wird also möglich sein, Kontrolle über menschliches Verhalten auszuüben, und zwar aus der Distanz und ohne physischen Kontakt. Die Implikationen solcher telemetrischen Systeme für Kriminologie und Strafvollzug sind ungewöhnlich bedeutsam.«

Wenn die reformistischen und sozialwissenschaftlichen Argumente gegen das Gefängnis richtig sind, dann ist das Hauptargument für die Annahme dieser neuen Methoden völlig plausibel. Die Gefängnisse könnten abgeschafft werden, selbst »gefährliche Gefangene« könnten in die Gemeinschaft entlassen werden, nachdem man ihnen telemetrische Überwachungsgeräte implantiert hätte, die

Gesellschaft wäre vor ihnen geschützt. Überdies würden sie – und dies ist das in der Tat schlagende Argument in unserer Gesellschaft – wieder zu steuerzahlenden Arbeitskräften werden.

Ein von Ingraham und Smith zitierter Befürworter dieser Technik schreibt:

»Ein so behandelter Entlassener würde wahrscheinlich weit seltener als bisher üblich rückfällig werden, wenn in der Basis-Station laufend Berichte über seinen Aufenthalt eingehen. Aufgrund gegenseitiger Kommunikation könnte eine therapeutische Beziehung hergestellt werden, in der der Entlassene gemäß einem Therapieplan belohnt, gewarnt oder anderweitig benachrichtigt werden könnte.«

Noch befinden sich solche Techniken im Stadium des Versuchs, d.h. die *Kontrolle* von Verhalten ist weiter entwickelt als die *Beeinflussung* von Verhalten. Es wird jedoch bereits angedeutet, daß Fortschritte der Elektrophysiologie zwar vermutlich nicht totale »Gedankenkontrolle« erlauben, aber immerhin die Chance bieten werden, das Gedächtnis und bestimmte Empfindungen zu verändern und die Handlungen auf gebilligten Pfaden zu halten. In Anbetracht der Möglichkeiten, die sich hier eröffnen, zitieren Ingraham und Smith die Bemerkung von Victor Hugo, daß »nichts so machtvoll ist wie eine Idee, deren Zeit gekommen ist«. »Dasselbe«, so folgern sie, »gilt für eine Technologie, deren Zeit angebrochen ist.« Und sie fahren fort:

»Nur Gesellschaften, deren soziales Leben fortschreitet, um mit ihrer Technologie Schritt zu halten, werden in der Welt von morgen überleben; diejenigen, die sich an überkommenen Werten festklammern, werden in dasselbe Stadium der Erniedrigung zurückfallen, das China im 19. und frühen 20. Jahrhundert charakterisiert hat. [...] Nationen, die Verhalten so kontrollieren können, daß sie auch das Problem der Kriminalität in den Griff bekommen, werden einen immensen Vorteil gegenüber denen haben, denen dies nicht gelingt. Ob wir wollen oder nicht, Veränderungen in der Technologie erfordern Veränderungen im politischen und sozialen Leben und in bezug auf Werte, die man solchen Veränderungen anpassen kann.«

Mit anderen Worten: Diejenigen von uns, die an »überkommenen Werten« festhalten, werden im Namen des Fortschritts von der Bildfläche gefegt werden. Und sobald der Fortschritt einmal von Naturwissenschaft und Medizin abgesegnet worden ist, wird er auch das Gefängnis-system erfassen. Der Phantasie sind hier keine Grenzen mehr gezogen. Institutionen wie Gefängnisse und psychiatrische Krankenhäuser sind Testfelder neuer Formen sozialer Kontrolle nicht nur über diejenigen, die die Gesellschaft manifest angegriffen oder bedroht haben, sondern auch über die, die von der wissenschaftlichen Autorität als potentiell gefährlich eingestuft werden. Da die gegenwärtigen Methoden der Bestrafung zunehmend an Effektivität verlieren – und sogar orthodoxe Kriminologen wie Leslie Wilkins den Zusammenbruch des zeitgenössischen Strafvollzugs und Justizsystems noch vor Ende dieses Jahrhunderts vorhersagen<sup>8</sup> –, wird man alsbald die

Kybernetik- und Psychiatrieexperten mobilisieren. Die Gründung nationaler Datenbanken und ähnlicher computerisierter und zentralisierter Informationsspeicherungs- und Überwachungsagenturen bildet nur den Anfang. Die Elektronikindustrie transferiert bereits einen Teil ihrer Budgets von der Verteidigungsforschung auf das, was man beschönigend »Grundlagenstudien im öffentlichen Sektor« nennt. Es wird sich rasch eine neue Technologie zur Registrierung von Abweichungen entwickeln, die genauso wenig öffentlich überprüfbar ist wie die Konstruktion von Waffen. Schwitzgebel beruft sich in seiner Skizze der Zwangsmethoden zur Verhaltensänderung auf einen Vortrag (über die Ausstattung von Bürgern mit Radiosendern, um Signale an die Polizei zu geben), der nicht etwa vor einem Kriminologenpublikum gehalten wurde, sondern am Enrico Fermi Institute for Nuclear Studies ... Schwitzgebel und andere Befürworter erzwingbarer Verhaltensänderung (einschließlich mittels der Implantierung von Geräten in das Gehirn) bemerken milde, daß »sich allmählich ein neues Forschungsgebiet herauschält, das als Verhaltens-Engineering oder als Verhaltens-Instrumentalisierung bekannt ist.«<sup>9</sup> Der Intellektuelle denkt nach, die anderen machen die Schmutzarbeit, und dann verwandelt der Intellektuelle die Schmutzarbeit in ein »Forschungsgebiet«. Sozialreformer der liberaldemokratischen Tradition haben naiverweise geglaubt, man könne das Feld der sozialen Kontrolle ohne Bedenken den Staatstechnologen überlassen.

## *Der Vorhang fällt nicht*

Ende 1972 wurde im britischen Parlament vorgeschlagen, daß von den Richtern *verlangt* werden müsse, was sie informell ohnehin schon jetzt tun: die Minimalstrafe für jeden zu lebenslanger Haft verurteilten Mörder zu empfehlen. Denn »die lebenslange Haft für Mord in ihrer gegenwärtigen Form hat sich als Farce erwiesen«. (Ein Vorschlag, dreißig Jahre als Minimum festzusetzen, wurde fallengelassen, aber es ist klar, daß eine Frist in dieser Größenordnung erneut vorgeschlagen werden wird.) Das Lagerhaus-Szenario zeichnet diese Tendenz vor. Aber es gibt noch eine andere Entwicklung. Es wurde von Experten mehrfach das Argument vorgebracht, daß die Bestrafung nach einer *festgelegten* Zeitskala, die sich an der Schwere des Delikts orientiert, sinnlos wird, wenn es um die Entscheidung geht, zu welchem Zeitpunkt ein Delinquent seine Freiheit zurückerhalten soll. Das Gericht könne zum Zeitpunkt der Verurteilung die Wirkung der Gefängniserfahrung nicht abschätzen und deshalb nicht voraussehen, wie lange jemand in Haft bleiben muß; nur die Gefängnisverwaltung wisse, wann der Betreffende »reif ist« für die Entlassung. Bei der Erlassung eines Teils der Strafe wegen guter Führung und, noch wichtiger, bei der Einführung eines Hafturlaubs kommen diese Prinzipien bereits zum Zuge. Die logische Ausweitung des Prinzips impliziert jedoch die Aufhebung der relativ rigiden gesetzlichen Beschränkungen, innerhalb deren Kategorien wie gute Füh-

rung, Entlassung auf Bewährung oder Hafturlaub funktionieren.

Anfang 1973 empfahl das Criminal Law Revision Committee in Großbritannien, das Gesetz, das einen Richter dazu verpflichtet, bei Mord eine lebenslange Haftstrafe zu verhängen, nicht zu novellieren. Das Committee berief sich dabei auf die abschreckende Wirkung einer lebenslangen Haft ohne absehbares Ende und die hohe Flexibilität dieser Strafzumessung. Es bleibt abzuwarten, ob die Forderung nach maximaler Flexibilität auch auf andere Delikte ausgedehnt wird, die mit mittleren oder langen Haftstrafen geahndet werden. Die Verhängung einer Haftstrafe ohne absehbares Ende bedeutet, daß die Gerichtsbefugnis insoweit eingeschränkt ist, als sie den Gefangenen für eine mehr oder weniger unbestimmte Zeit in Haft schickt; nach einer festgesetzten Zeitspanne (die nur einen Tag betragen kann) kann die Institution oder eine andere Autorität seine sofortige oder seine bedingte Freilassung verfügen. Angesichts der Kritik an der gängigen Strafpolitik erscheint dieses Verfahren vielen Reformern attraktiv, ja, sie scheint sogar die einzig logisch akzeptable zu sein. Martin Miller hat die Geschichte der Idee der zeitlich unbestimmten Haftstrafe in den USA nachgezeichnet<sup>10</sup> und belegt, daß sie lange als Allheilmittel präsentiert wurde. Er zitiert einen Strafreformer, der 1847 schrieb:

»Sie fragen mich, wie lange eine solche Haftstrafe dauern soll. Nun, mir scheint, so lange, bis die schlechte Neigung aus seinem

Herzen verbannt ist, bis die Unfähigkeit, sich auf freiem Fuß zu bewegen, nicht länger existiert, d. h. bis er ein reformierter Mensch geworden ist.«

Wenn man den Kontext der Reformbewegungen des 19. Jahrhunderts und ihrer modernen Versionen betrachtet, erkennt man rasch, warum die Vorstellung attraktiv ist, Menschen so lange einzusperren, bis sie einen Beweis für ihre »Entlassungsreife« geliefert haben. Sie findet Anklang bei denen, die fordern, die Gesellschaft müsse vor den »Gefahren weiterer krimineller Zersetzung« geschützt werden; sie paßt aber auch denen ins Konzept, die das medizinische Modell auf Kriminalität und Gefängnisse angewandt wissen wollen. Der Insasse kann, wie im Krankenhaus, nur dann entlassen werden, wenn er »geheilt« ist. Miller zitiert eine frühe (1905) Darstellung dieser Option:

»Einen Einbrecher zum Zeitpunkt seines Verbrechen zu einer Strafe von 5 Jahren zu verurteilen, ist ebenso irrational, wie einen Verrückten für 5 Jahre ins Asyl oder einen Pockenkranken für genau 3 Wochen ins Krankenhaus einzuweisen. Der Verrückte oder der Mann mit einer ansteckenden Krankheit muß so lange eingesperrt bleiben, bis er geheilt ist – bis die Öffentlichkeit sich in Sicherheit wiegen kann, wenn er entlassen wird. Derselbe Weg ist der einzig vernünftige, der beim Kriminellen einzuschlagen ist.«

Es ist hier nicht der Ort, um sämtliche Formen zu erörtern, die das Modell der zeitlich unbestimmten Haftstrafe – das in der Mehrzahl der amerikanischen Staaten angewandt

wird – angenommen hat. Daraus, wie es in Kalifornien verwirklicht wurde, also dort, wo es der großen Spanne zwischen minimaler und maximaler Haftstrafe wegen und aufgrund der Beschäftigung professionellen Vollzugspersonals den Ruf des fortschrittlichsten und am klarsten behandlungsorientierten Modells des amerikanischen Strafvollzugs erlangt hat, lassen sich jedoch einige wichtige Schlüsse ziehen. Zwei grundlegende Einwände sind hier vorzubringen: 1. die unbestimmte Strafzumessung kann real zu einer *endlosen* Haft werden, so daß Menschen, die nicht mit den Normen der zur Entlassung ermächtigten Autorität konform gehen, im Gefängnis lebenslang aufbewahrt werden; 2. das »Behandlungsprinzip« könnte tatsächlich zur bloßen Fassade werden, hinter der die Gefängnisbeamten eine machtvolle neue Position sozialer Kontrolle aufbauen. Die Unsicherheit oder die Unfähigkeit eines Insassen, für die Zeit der Haft eine angemessene Strategie zu entwickeln, kann dazu mißbraucht werden, ihn zu Gehorsam und zu Konformität zu »erziehen«. Es können »gefährliche Delinquenten« in Gewahrsam gehalten werden, ohne diese Entscheidung in einer öffentlichen oder offenen Anhörung begründen zu müssen. Miller folgert, daß die Rhetorik des medizinischen Modells dem System ein hohes Maß an Flexibilität verschafft:

»Man hat in ihm ein exzellentes Instrument, um Veränderungen in der Population zu kontrollieren, organisatorischen Zugriffen Stabilität zu verleihen, administrative und ideologische Reformen abzumildern und wirksam den Erfordernissen von

Abläufen, Versorgung und Personal des Gefängnisses gerecht zu werden.«

Obwohl ich nicht behaupte, daß dieses System in Großbritannien und Europa sich durchsetzen wird, halte ich es für wahrscheinlich, daß sich modifizierte Formen des Prinzips der unbestimmten Haftstrafe herausbilden werden, die in Einklang mit der Tendenz zur Ausgrenzung von Kurzzeit-Insassen aus der Gefängnispopulation stehen. Es werden zunehmend mehr Gefangene für sehr lange Zeit auf der Bühne bleiben.

### *Die Kritiker schreiben ihre Kritiken*

Die Theater-Metapher sollte keinesfalls allzu wörtlich genommen werden, so als ob der Kritiker nichts tun könnte, um auf den Gang der Dinge einzuwirken. Jedenfalls sollte klargeworden sein, daß Kritiker auf die Art und Weise, wie ein Stück gespielt wird, sehr wohl Einfluß nehmen können – und dies auch tun. Sie können sogar Einfluß darauf nehmen, ob es überhaupt inszeniert wird. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß in fast jeder Konstellation »Außenseiter« die Politik mitbestimmt haben. Im letzten Jahrzehnt gab es in Großbritannien ein massives Anwachsen von Organisationen, die das System des Strafvollzugs zu verändern wünschen. Neben etablierten Reformkörperschaften wie der Howard League haben Gruppen wie die RAP (Radical Alternatives to Prison), PROP (Preservation

of the Rights of Prisoners) und viele kleinere Gemeindeorganisationen in unterschiedlicher Weise eine bedeutende Rolle dabei gespielt, den Gefängnissen öffentliche Aufmerksamkeit zu verschaffen und einige sinnvolle Alternativen zu konzipieren.

Diese Aktivität und dieses Interesse werden zweifellos noch zunehmen, obwohl es schwierig ist, vorherzusagen, welche Richtungen sie einschlagen werden. Wahrscheinlich werden die vorherrschenden Stimmen von außen in absehbarer Zukunft die traditionellen Inhalte der Kritik verstärken, die im System selbst laut wird. Mit anderen Worten, diese Kritiken werden ähnlich klingen wie die in hauseigenen Zeitschriften. Informierte Insider – Verwalter und Technologen – werden gelangweilt gähnen, wenn sie in Leitartikeln, Parteiprogrammen, Jahresberichten und Reden auf Konferenzen folgende »Forderungen« wiederfinden: mehr Geld, mehr gut ausgebildetes Personal, neue Gebäude, höhere Gehälter, mehr berufliches Ansehen, höherer Status für Gefängnisbeamte, mehr Unterstützung der Gefängnisindustrie durch die Gewerkschaften, feinere Klassifizierungs-Kriterien, bessere Nachbetreuungseinrichtungen, mehr Wohlwollen der Öffentlichkeit usw. Doch bloß ein durch und durch indoktrinierter Kritiker kann glauben, derlei Reformen – so wünschenswert einige von ihnen an sich auch immer sein mögen – vermöchten das System des Strafvollzugs wirklich zu verändern. Es wird sicherlich eine »Klärung der Zwecke der Inhaftie-

« gefordert werden. Doch die Konfusion wird andauern; sie ist in das System eingebaut. Es überrascht deshalb nicht, daß die *California Correctional System Study* (die auf einer weitaus intensiveren Analyse beruht, als es sie hierzulande jemals gegeben hat, und die Antworten von 5000 Angestellten und 8000 »Klienten« untersucht hat) zu dem Schluß kam, daß »das gegenwärtige ›Nicht-System‹ keine Übereinstimmung in der allgemeinen Zielsetzung der Korrektur und wenig Übereinstimmung in der Zielsetzung spezieller Komponenten aufweist«. <sup>11</sup> Das, was ich »hauseigene Kritik« genannt habe, wird also weiterhin nach einer »Klärung« suchen, während die konkreten Vorschläge von einer hochgradig vorhersagbaren und traditionellen Qualität sein und lediglich der Förderung der Szenarios dienen werden, die bereits dargestellt wurden.

Wenn die amerikanische und skandinavische Erfahrung als Hinweis genommen werden kann, dann werden die Gruppen, die Druck ausüben, sich wahrscheinlich mit drei Problembereichen befassen: erstens der Auslotung ihres eigenen organisatorischen Status, zweitens der Suche nach einer Position zwischen offizieller Politik von Einflußgruppen (die Druck auf das Parlament ausüben oder Memoranden ausarbeiten) einerseits und militanten Aktivitäten (Sit-ins, Demonstrationen) andererseits, drittens der Entscheidung, ob die Kritik nur auf das Gefängnis konzentriert werden soll oder ob man den Ansatz erweitern und das politische System insgesamt einbeziehen muß. Der Impuls zu den britischen und den skandina-

vischen Gefangenenvereinigungen bildete sich *innerhalb* des Systems. Das politische Interesse draußen war gering und kam aus einer eingeschränkten wohlfahrtsstaatlichen Tradition. In Ländern wie Italien dagegen kam der Anstoß von außen und wurde in spezifisch marxistischen und anarchistischen Traditionen hochgradig politisiert. Diese Unterschiede werden tiefgreifende Folgen für einen Aspekt des Problems haben, der von uns hier völlig vernachlässigt wurde: für den Widerstand derer, die Objekte der neuen Kontrollsysteme sind.

Eine letzte Gruppe von »Kritikern« rekrutiert sich aus Soziologen, Kriminologen, Psychologen und anderen Spezialisten, die das System des Strafvollzugs erforschen. In Anbetracht der engen institutionellen Beziehungen zwischen diesen Forschern und dem Home Office selbst<sup>12</sup> ist schwer vorstellbar, daß fundierte und unabhängige Erkenntnisse aus dieser Quelle fließen könnten. Institutionalisierte Abweichler wie z. B. Gefangene werden zum Eigentum des Home Office und ähnlicher Instanzen, die den Zugang zum Feld und die Veröffentlichung von Daten (durch Gesetze wie den Official Secrets Act) kontrollieren. Diese Kontrolle ist hochzentralisiert und wird von einer unheiligen Allianz beeinflußt, die zwischen den Türstehern des Öffentlichen Dienstes und einem anachronistischen methodologischen Positivismus, der die Kriterien »anständiger« Forschung vorschreibt und festschreibt, besteht. Es gibt einige Sprünge in diesem monolithischen Block, insbesondere gibt es Meinungen, die vom Standpunkt der

informierten obersten Verwaltung abweichen, was die Beschränkungen des Rechts auf Kommunikation über die eigene Arbeit betrifft, und einige Regierungskommissionen in Großbritannien haben neuerdings eine Entschärfung der betreffenden Gesetze empfohlen. Aber die Aussichten auf eine exakte Forschungskontrolle von außen sind für die nahe Zukunft nicht sehr rosig, noch – das muß zugegeben werden – gibt es irgendwelche Hinweise, daß eine solche Kontrolle großen Einfluß darauf nehmen könnte, wie sich das System weiterentwickelt.

Es erscheint sinnvoll, mit dieser Feststellung zu schließen. Niemand, der sich der immensen Menge an Geld, Zeit und Energie bewußt ist, die seit über einem Jahrhundert darauf verwendet worden ist, über Gefängnisse zu sprechen und zu schreiben, kann viel Vertrauen in ein Modell des Fortschritts setzen, das einen rationalen Zusammenhang von Wissen und Politik unterstellt. Im übrigen wird einzig eine gründliche politische Analyse der Rolle von Intellektuellen bei der Verarbeitung von Wissen und der Rolle von Technologen bei der Verwirklichung politischer Konzepte die Ideologie der sozialen Kontrolle erhellen. Das Gefängnis-Drama weist weit über die Bühne, auf der es sich abspielt, hinaus.

*Aus dem Englischen übersetzt von Iris Klose.*

Andrew Gordon, Malcolm Bush,  
John McKnight, Linda Gelberd,  
Tom Dewar, Kathy Fagan,  
Alicia McCareins

## **Jenseits der Bedürfnisse. Der lange Schatten der Dienstleistungsgesellschaft**

### Eine realistische Parabel

In vielen Spielzeuggeschäften wird auf dem Ladentisch eine ungewöhnliche und lehrreiche Maschine feilgeboten, ein batteriebetriebenes, zehn Zentimeter hohes schlichtes Kästchen mit einer Klappe und einem auffälligen Schalter. Knipst man den Schalter an, um die Maschine in Gang zu setzen, so kommt in der Klappe eine Hand zum Vorschein, die nur eine einzige Aufgabe hat: den Schalter wieder auf »Aus« zu stellen. In einer wichtigen Hinsicht ist dies eine perfekte Maschine. Die Hand erfüllt effektiv ihren Zweck, nämlich jede äußere Einmischung in die inneren Vorgänge der Apparatur, welcher Art diese auch immer sein mögen, zu verhindern. Stellen wir uns nun einmal vor, diese Box sei eine Dienstleistungsbürokratie, eine Organisation, deren öffentliche Aufgabe es ist, Menschen, die Hilfe benötigen, Dienste anzubieten, einerlei, ob diese Hilfeleistung der Institutionalisierung bedarf, ob sie öffentlichen oder privaten Charakter hat. Wie müsste diese Box ›Bürokratie‹

organisiert sein, wenn ihr fundamentales Interesse darin bestünde, ihr eigenes reibungsloses Funktionieren zu garantieren und jede Intervention oder Störung von außen zu unterbinden? Das Programm läßt sich in vier Projekte gliedern: 1. Bedürfnisweckung; 2. Verwaltung der Klientel; 3. Informationskontrolle und Rechenschaft gegenüber den Nicht-Klienten; 4. forcierte öffentliche Wahrnehmung des Bedürfnisses.

### *1. Bedürfnisweckung*

Die Box muß den Eindruck erwecken, nicht sich selbst, sondern der Gesellschaft zu dienen und dabei die Öffentlichkeit von einer Bürde zu entlasten. Deshalb muß eine Klasse bedürftiger Leute definiert werden. Diese Definition muß so weit gefaßt sein, daß die potentielle Klientel größer ist als die Dienstleistungskapazität der Box. Nur dann kann die Box sich das Recht auf Selektion gegenüber der Klasse der Bedürftigen vorbehalten und zugleich sicherstellen, daß ihre Dienste denjenigen zugute kommen, die das System am wenigsten irritieren. Ideale Klienten wären also solche, die die angebotene Dienste am wenigsten benötigen. Sie wären überdies persönlich machtlos und ohne ausdrückliche äußeren Interessen; die Gefahr einer Einmischung von außen wäre also relativ gering. Für die idealtypische Rolle des Bedürftigen scheinen die Gebrechlichen, die Alten, die Armen oder die Kinder der

Armen besonders gut geeignet. Da diese Personengruppen offensichtlich wohltätige Fürsorge brauchen, ist der ihnen zugedachte Part ihnen geradezu auf den Leib geschrieben.

Um des öffentlichen Prestiges der Institution willen ist es jedoch erforderlich, hin und wieder auch einige Klienten anzunehmen, die wirklich Hilfe nötig haben. Sollte einmal der Fall eintreten, daß, infolge öffentlichen Drucks oder falscher Werbung zum Beispiel, Klienten aufgenommen wurden, die den selbstgesetzten Zweck der Institution und deren inneren Regelkreis bedrohen, so können, um die Ordnung wiederherzustellen, andere, minder beachtete gesellschaftliche Zwanganstalten als Stabilisierungsagenturen eingespannt werden.

## *2. Verwaltung der Klientel*

Es ist möglich, daß in der perfekt verwalteten Box die Bedürfnisse der Klienten mitunter die Bereitstellung von angemessenen oder ausreichenden Hilfsdiensten verhindern. In solchen Fällen entscheiden die Manager der Box, welche Dienste zum gegenwärtigen Zeitpunkt ohne, große Schwierigkeiten erbracht werden können, und versuchen sodann, die Klienten davon zu überzeugen, daß es eben diese Dienste sind, deren sie bedürfen. Kritische Situationen lassen sich freilich nicht gänzlich ausschließen. Es wird immer einige Klienten geben, welche die Qualität

der gewährten Hilfe bemängeln oder die gar erklären, sie seien nach empfangener »Hilfeleistung« nun in der Lage, für sich selbst zu sorgen. Es gilt daher, den Klienten klarzumachen, daß ihre Wahrnehmung der eigenen Bedürfnisse fehlbar ist, daß sie weder die Ausbildung noch die Fähigkeit besitzen, die empfangenen Dienste hinreichend zu beurteilen, und daß ihre Meinung darüber, ob ihnen ausreichend geholfen worden ist, zwangsläufig von Irrtümern und Vorurteilen entstellt ist.

Die lateinische Wurzel des Wortes »Klient« ist ein Verb, welches mit »hören« oder »gehörchen« übersetzt werden kann. Die Klienten müssen somit lernen, daß sie zu jung, zu krank, zu neurotisch oder zu unwissend sind, um ihrem eigenen Urteilsvermögen vertrauen zu dürfen. Sind sie erst einmal von ihren »wahren Bedürfnissen« überzeugt worden, so ist auch gewährleistet, daß sie keine Alternativen mehr zu den von der Box angebotenen Leistungen erkennen.

Die Etikettierungen, die zur Definition der Klienten verwendet werden, müssen deren Schwächen betonen und deren Stärken ignorieren. Indem die allgemeine Auffassung, daß Klienten sich einzig in ihren gemeinsamen Defekten gleichen, befestigt wird, werden sie daran gehindert, sich ihrer individuellen und kollektiven Stärken bewußt zu werden und sie zu gebrauchen.

Niemals darf Klienten gestattet werden, zu den Berichten, die ihre Fortschritte dokumentieren, eigene Beiträge zu liefern; selbst der Zugang zu diesen Dokumenten muß

ihnen verwehrt werden. Ihr gesamtes Verhalten sollte mißtrauisch beobachtet werden. Was ihnen zuträglich und bekömmlich ist, bestimmt der Apparat, der ihnen zu dienen gegründet wurde.

Sollten einige der Klienten dennoch und unbelehrt die tägliche Routine der Box stören, so müssen sie abgeschreckt werden, indem Verhalten, das dem reibungslosen Ablauf der Dienstleistungsmaschinerie förderlich ist, prämiert wird, und störende Handlungen als Vergehen geahndet werden. Tatsächlich kann unkontrolliertes Verhalten als ein Symptom dafür gedeutet werden, daß dem Klienten noch intensivere Hilfen gewährt werden müssen. Mittels eines Systems von Belohnungen und Bestrafungen, Überredung und Gruppenzwang kann die Box die Einhaltung des ihr genehmen Verhaltenskodex durchsetzen. Sollten subtile Kontrollmechanismen nicht das gewünschte Ergebnis zeitigen, so stehen der Box wahlweise physischer Zwang (Verschluß), physiologische Kontrolle (Drogen) und psychologische Manipulation (Therapie) zur Anwendung offen, um die Klienten zu befrieden.

### *3. Informationskontrolle und Rechenschaft gegenüber den Nicht-Klienten*

Da die Box nach außen überaus nützlich erscheint, werden nur wenige ihre Aktivitäten in Zweifel ziehen. In aller Regel gilt sie sowohl der Öffentlichkeit als auch den

Klienten und Helfern als wohlwollend und fürsorglich. Sie wird gleichwohl gelegentlich der Öffentlichkeit über aufgewendete Gelder, über erworbene und erbrachte Dienste Rechenschaft geben müssen. Man wird von ihr von Fall zu Fall Auskunft über ihre Funktionstüchtigkeit und Belege ihrer Dienstleistungstätigkeit verlangen. Die Box begegnet diesem Ansinnen, indem sie die Öffentlichkeit davon überzeugt, daß es zur Analyse der Funktionsweise der Box bestimmter Qualifikationen und Einsichten bedarf, und nur wer über diese Qualifikationen und Kenntnisse verfügt, sei befähigt, die Methoden des Apparats kompetent zu beurteilen oder dessen Ergebnisse auszuwerten. Als zusätzliche Vorsichtsmaßnahme kann die Box denen, die ihre spezialisierte Sprache nicht verstehen, quasi vorweg jeden Anspruch auf Informationen streitig machen. Und sie kann denjenigen, die starrsinnig auf Auskunft pochen, Informationen verweigern, ja, systematisch die Glaubwürdigkeit dieser Leute unterminieren, indem sie deren Erfahrung, Ausbildung und Ambitionen dem Spott preisgibt.

In manchen Fällen indes mag es unumgänglich sein, durch ein scheinbar unabhängiges Prüfverfahren die Öffentlichkeit über die Funktionstüchtigkeit der Box ins Bild zu setzen. In diesen Fällen kann der Schein unabhängiger Prüfung durch ein Netz voneinander abhängiger Interessen erzeugt werden, das Ausbildungsinstitutionen, Berufsorganisationen, Körperschaften, die bestimmte Zertifikate vergeben, bezahlte Gutachter und professio-

nelle Geldgeber für Auswertungen umfaßt. Diese symbiotischen Interessen, die in einem gemeinsamen Wertsystem verwurzelt sind, sind wie dazu geschaffen, die Illusion von Selbständigkeit und Verantwortlichkeit herzustellen und zu verbreiten. Im übrigen können die professionellen Helfer Organisationen gründen, die das Berufsverhalten zu regulieren vorgeben, in Wirklichkeit jedoch massiven Druck auf Kollegen ausüben, die »geheilte« Prozeduren in Frage gestellt haben. Der Spielraum dieser Berufsorganisationen garantiert Einfluß auf allen Ebenen der Regierung und sichert gleichzeitig maximale öffentliche finanzielle Unterstützung und minimale Verantwortlichkeit. Wäre die Box nun immer noch gezwungen, sich äußerer Kontrolle zu öffnen, so kann sie selbst dieses Erfordernis unschwer in einen Vorteil verwandeln. Sie stimmt einer Auswertung ihrer Methoden und Systeme zu, jedoch nicht der Resultate. Die Box wird Fragen, die mit ihrer eigenen Zielsetzung übereinstimmen, beantworten; Fragen indes, die das Ergebnis ihrer Tätigkeit, also zum Beispiel das Wohlergehen von Klienten, zum Gegenstand haben, wird sie hintertreiben oder umgehen.

Doch sture Außenseiter beharren vielleicht auf Beweisen wirksamer Hilfeleistung. Scheinbare Genesungen, die Minderung von Beschwerden und Fälle von Klienten, die von den Zuwendungen keinen Schaden davontrugen, liefern dann allemal Bestätigungen vermeintlich erfolgreichen Dienstes. Das Monopol der Box, sowohl Bedürfnisse als auch positive Resultate zu diagnostizieren, erhöht

die Wahrscheinlichkeit einer für sie akzeptablen Beurteilung ihrer Tätigkeit.

Die Strategie bei einem offenkundig gewordenen Versagen – Klienten, deren Defekt die Box nicht behoben, verschlimmert oder gar erst erzeugt hat – besteht darin, eine mögliche Peinlichkeit in einen Vorteil zu verkehren. Die Box kann beispielsweise behaupten, das Problem sei durch mangelnde finanzielle Unterstützung verursacht worden, und zur Begründung hohe Verhältnissraten zwischen Klienten und Helfern, niedrige Löhne, unzureichende Technologie und ungenügende Forschung ins Feld führen. Die Funktionsgrundlagen der Box jedenfalls dürfen niemals in Zweifel gezogen werden; die Öffentlichkeit muß vielmehr begreifen lernen, daß mehr solcher Institutionen notwendig sind.

Die Box hat ferner die Möglichkeit, ihren Kritikern deutlich vorzustellen, daß das, was diese als Versagen deuten, in Wahrheit Erfolge sind, denn was immer den »Versager-Klienten« jetzt plagen mag, es wiegt wenig im Vergleich mit den Problemen, die er vor dem professionellen Eingreifen der Box gehabt hat oder ohne dieses haben würde.

Eine andere Methode, mit offenkundigem Versagen umzugehen, besteht darin, die Schuld auf den Klienten zu schieben. Die Box kann beispielsweise erklären, daß dem Klienten bereits zu Beginn der Behandlung nicht mehr wirklich zu helfen war. Vererbung, Nachbarschaftseinflüsse oder die Familienkonstellation hätten das Scheitern der

Dienstleistungen vorgebahnt. Sofern die betroffenen Klienten arm sind oder Minderheiten angehören, wird die Öffentlichkeit solche Erklärungen in aller Regel bereitwillig aufnehmen. Sollte dies ausnahmsweise einmal nicht der Fall sein, so kann die Box sich immer noch mit dem Argument verteidigen, daß ihr nicht genügend Kontrollfunktionen zugestanden wurden, um dem Klienten tatsächlich helfen zu können.

#### *4. Forcierte öffentliche Wahrnehmung des Bedürfnisses*

Soweit also in diesem System noch irgendeine Ungerechtigkeit erkennbar bleibt, so ist sie dadurch verursacht, daß es auf Gruppen von Nicht-Klienten reagieren muß. Diesem Problem darf freilich nicht defensiv begegnet werden. Vielmehr sollte (und wird) die Dienstleistungsbürokratie ihre Anstrengungen darauf konzentrieren, ihre Hegemonie auszudehnen. Indem man die Zahl der Klienten vergrößert, verringert man die Zahl möglicher störender Nicht-Klienten. Kurz, die Box muß den Zustrom potentieller Klienten verstärken und mehr Mittel für ihre gestiegene Verantwortung fordern.

Zu diesem Zweck sollte die Box zunächst die Kontrolle über ihre gegenwärtige Klientel verschärfen. Dies ist zu bewerkstelligen, indem sie darauf beharrt, mit der Behandlung in einem sehr frühen Stadium des Falls zu beginnen, und indem sie längere Behandlungsperioden

vorschlägt. Die Helfer können in dieser Weise ihre Fürsorge und Aufmerksamkeit auf neue Lebensfelder ihrer Patienten ausdehnen. Selbst die Politik von Reformern, die die gängigen Praktiken der Hilfeleistung kritisieren, kann dazu genutzt werden, die Skala der Zugriffe der Box zu erweitern. Beispielsweise behaupten Kritiker, daß Rückschläge vorprogrammiert seien, wenn einer Person nicht in ihrem vertrauten Familienkontext Beistand geleistet werde. Wenn dies so ist, dann muß die gesamte Familie zu Therapiesitzungen eingeladen und so in das Problem mit einbezogen werden. Andere Kritiker mögen die Praxis anprangern, Personen in Institutionen zu isolieren. Dieser Einwand sollte von der Box beherzigt und damit beantwortet werden, daß sie die Eltern und Geschwister von Klienten ebenfalls zu Klienten macht.

Da jedoch auch Personen außerhalb des Familienkreises, die nicht offensichtlich krank sind, den »Krisen« von Kindheit, Adoleszenz, mittlerem Alter oder Alter anheimfallen können, gilt es, die sieben Alter des Menschen so streng wie nur möglich in sieben Krisen umzuformulieren. Der Sinn des Lebens wird so durch eine Serie von Krisen definiert, und jede von ihnen verlangt nach besonderen Helfern und Institutionen, die sich die Überwindung dieser Krisen vorgenommen haben und dafür gerüstet sind.

Das Bedürfniskonzept ist nun bis an seine Grenze ausgeweitet. Doch es gibt immer noch Leute außerhalb der Reichweite der Box. So müssen denn die Helfer diese Üb-

riggebliebenen in mühsamer Arbeit darüber aufklären, daß sie ihre beneidenswerte Position nicht lange werden behaupten können, falls ihnen nicht ebenfalls – und zwar beizeiten – geholfen wird. Kurz, die Box beginnt, auch den »Vor-Bedürftigen« ihre Dienste anzutragen.

Die Logik des Arguments ist entwaffnend einfach. Wenn du schon nicht krank bist, dann bist du wenigstens »vor-krank« und bedarfst deshalb der Zuwendung und der Beobachtung. Wenn du schon nicht gestört bist, dann bist du immerhin »vor-gestört« und solltest beizeiten Rat und Hilfe in Anspruch nehmen. Obschon du dich an die Gesetze hältst, bist du jedenfalls »vor-kriminell« und solltest rechtzeitig therapiert werden, um dem Absturz in die Kriminalität vorzubeugen.

Ein letzter Schritt bleibt noch zu tun. Amorphe Konzepte wie zum Beispiel das der »menschlichen Selbstverwirklichung« gehen über die Erfordernisse von Bedürftigkeit und sogar »Vor-Bedürftigkeit« hinaus. Sie beschreiben Zustände, die niemals voll erreicht werden. Die Box kann jeden Beweis verweigern, der zum Inhalt hätte, es könne sich eine Person jenseits professioneller Zugriffe und gleichsam aus eigener Kraft selbst verwirklichen. Niemand ist »wirklich« ohne ständige fremde Hilfeleistung – so lautet das Programm. Und weil menschliches Verhalten ohne den Stempel des Experten nicht für authentisch erklärt werden kann, wird die Box diesen Segen niemals und niemandem erteilen. Das stabile Stadium einer Dienstleistungsbürokratie ist damit erreicht. Niemand

mehr kann den Schalter an dem Kästchen betätigen, weil es niemanden mehr gibt, der nicht zu ihren Mitgliedern oder Adressaten zählte. Jedermann begreift sich als Klient. Die Leute gehen vertrauensvoll auf die Box zu und verlangen Einlaß, um ganz und Teil des Ganzen zu werden.

Für die Dienstleistungsbürokratie besteht nicht länger die Notwendigkeit, ihre Existenz zu rechtfertigen, um zu überleben und zu expandieren. Der Klient hat nämlich inzwischen »vergessen«, daß es eine Beziehung zwischen Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung gibt oder geben sollte. Man wird die Box nutzen, weil es sie gibt. Man wird sich als unvollständig, unwirklich und mangelhaft erleben, nicht weil man ein Bedürfnis hat, sondern weil man nicht in die Box hineinkommt. Also wird allmählich der Tatbestand der Rechtmäßigkeit als das Recht definiert werden, in die Box zu gelangen. Und schließlich wird das Gesetz dahin verkehrt werden, daß Rechtmäßigkeit als das Recht der *Box* definiert wird, alle zu erfassen und zu umfassen.

*Aus dem Englischen übersetzt von Iris Klose.*

## Anmerkungen

### *Franco Basaglia und Franca Basaglia-Ongaro* *Befriedungsverbrechen*

- 1 Antonio Gramsci, »Gli intellettuali e l'organizzazione della cultura«, in: *Quaderni del carcere*, Turin 1955.
- 2 Vgl. F. und F. Basaglia, Vorwort zu Maxwell Jones, *Ideologia e pratica della Psichiatria Sociale*, Mailand 1969.
- 3 Vgl. Maria Langer und Amando Bauleo, »Algo Mas sobre tortura«, in: *Questiamos 2*, Buenos Aires 1962.
- 4 Vgl. F. und F. Basaglia, *La maggioranza deviante*, Turin 1971: deutsch: *Die abweichende Mehrheit*, Frankfurt/M. 1972, S. 127ff.
- 5 Dies gilt selbstverständlich auch für alle anderen Institutionen unseres Gesellschaftssystems.
- 6 In der Psychiatrischen Anstalt in Görz wurde an der Veränderung der Irrenhauslogik gearbeitet; von hier hat die anti-institutionelle Bewegung ihren Ausgang genommen, die die Psychiatrieproblematik aus dem rein technischen Bereich herausgeholt und in einen soziopolitischen Kontext gestellt hat. Die Erfahrungen wurden in *Che cos'è la psichiatria?* und *L'istituzione negata* (deutsch: *Die negierte Institution*) in der Absicht publiziert, der Öffentlichkeit bewußt zu machen, daß in der Psychiatrie und Fürsorge ein Kampffthema aufscheint, um das sich alle Bürger kümmern müssen.
- 7 Diese Erklärung wurde am 20. Oktober 1972 von Domenico Casagrande, damals beauftragter Direktor der Psychiatrischen Anstalt in Görz, abgegeben.
- 8 Dieser Brief wurde am 23. Oktober 1972 von Franco Basaglia an den Präsidenten der Provinzverwaltung von Görz gerichtet, als Antwort auf eine Erklärung, die dieser der Lo-

- kalzeitung gegenüber abgegeben hatte.
- 9 Der zurückgetretene Ärztstab und die Belegschaft, die in den vorangegangenen Jahren an der Veränderung der Anstalt mitgewirkt hatten, sandten diesen Brief am 20. November 1972 an die Patienten der Psychiatrischen Anstalt in Görz.
  - 10 Dieser Brief wurde am 20. November von Franco Basaglia an den Präsidenten der Provinzverwaltung von Görz geschickt. Basaglia war damals Mitglied der Wettbewerbskommission für die Nominierung des neuen Direktors der psychiatrischen Anstalt.
  - 11 Dieser Lösungsform hat sich das Behandlungsteam in Görz verweigert.
  - 12 Gemeint ist hier besonders die Gründung der Gruppe ›Psi-chiatria democratica‹ (1974).
  - 13 Antonio Gramsci, a.a.O.

### *Michel Foucault*

#### *Macht-Wissen*

- 1 Vgl. Robert Castel, *Le psychanalysme*, Paris 1973, S. 150–53.
- 2 Franco Basaglia, »Die Institutionen der Gewalt«, in: ders. (Hrsg.), *Die negierte Institution oder Die Gemeinschaft der Ausgeschlossenen*, Frankfurt/ Main 1971, S. 114–161, S. 131.

### *Robert Castel*

#### *Vom Widerspruch der Psychiatrie*

- 1 Ich gehe hier chronologisch wie logisch von der ersten Psychiatrie aus, also von jener, die den »sittlich-morali-

schen Ursachen« (d.h. den persönlichen Umständen und soziopolitischen Verhältnissen) und der »sittlich-moralischen Behandlung« (d.h. vor allem der Reorganisation des Milieus, in dem der Kranke lebte) einen bedeutenden Platz eingeräumt hat. Der spätere Organisationsfetischismus und die Konzeption einer Neuropsychiatrie als reine Spezialdisziplin – Tendenzen, die noch heute im universitären Milieu der Psychiatrie weit verbreitet sind – stehen für eine weiter fortgeschrittene Reduktion der psychiatrischen Problematik auf ein technisch-wissenschaftliches Problem und sind mystifizierender als eine noch so sehr aufs Asyl fixierte Psychiatrie. Diese Mystifikation ist allerdings nicht größer als jene, die in dem Anspruch steckt, das Problem mit Hilfe der Psychoanalyse oder irgendeiner anderen Up-to-date-Erfindung überwunden zu haben.

- 2 Esquirol, »Mémoire sur l'isolement des aliénés« (1832), in: *Des maladies mentales*, Paris 1838.
- 3 *Législation relative aux aliénés et aux enfants assistés*, Bd. 2 und 3, Paris (Berger-Levrault) 1881 und 1883. Das Gesetz von 1838 ist das große legislative Monument, das dem Geisteskranken in Frankreich einen medizinischen, sozialen und juristischen Status gegeben hat. Es verfügt die Art der Institutionalisierung (ein Asyl pro Departement), regelt die Finanzierung der psychiatrischen Fürsorge, definiert die Unterbringungsarten (eine Unterbringung »von Amts wegen« und eine sogenannte »freiwillige«) und enthält präzise Verordnungen, die zivilrechtliche Stellung der Internierten und die Verwaltung ihrer Güter betreffend. Trotz der unzähligen Projekte, die im Laufe eines Jahrhunderts unternommen wurden, dieses Gesetz zu reformieren oder abzuschaffen, ist es noch immer in Kraft und bestimmt in rechtlicher Hinsicht weiterhin das Verhalten gegenüber den Geisteskranken. Lediglich ihr zivilrechtlicher Status wurde durch das Gesetz vom Januar 1968 über die Entmündi-

gungserklärung Erwachsener wesentlich verändert. Aber nach wie vor sind die Unterbringung »von Amts wegen« und die sogenannte »freiwillige« Unterbringung die offiziellen Kategorien der Einweisung in psychiatrische Kliniken. Es gibt heute noch ein drittes, geschmeidigeres Verfahren, die »freie« Unterbringung, die im übrigen keinen rechtlichen Status hat.

- 4 Esquirol, »Mémoire sur l'isolement des aliénés, a.a.O.
- 5 Esquirol, »Des établissements consacrés aux aliénés en France et des moyens de les améliorer«, in: *Des maladies mentales*, a.a.O., Bd. 2.
- 6 Zitiert in: *Rapport général à Mr le Ministre de l'Intérieur sur le Service des aliénés en 1874*, Paris 1874.
- 7 Würde ich ein historisches Interesse verfolgen, so wäre es mir ein leichtes, zu zeigen, daß im Verlauf des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts die »Spezielle Medizin« immer häufiger in jene Bresche springt, die zuerst von der *Machtproblematik* geschlagen wurde. Die wichtigsten Etappen sind der bereits erwähnte Rapport von Esquirol an den Innenminister aus dem Jahre 1818; die Untersuchung, die Ferrus 1834 in französischen und englischen Anstalten durchführte; die Einrichtung des Amtes eines Inspektors des Irrenwesens für Ferrus im Jahre 1836. Im Verlauf der parlamentarischen Debatten intervenieren die Psychiater immer häufiger (J.P. Fabret, »Observations sur le projet de loi relatif aux aliénés«, 1837; Esquirol, »Examen du projet de loi sur les aliénés«, 1838). Diese Pressionen erklären die Tatsache, daß das verabschiedete Gesetz sehr viel medizinischer ist als der erste Entwurf des Innenministers. Aber, und das ist eine wichtige Zusatzbemerkung, der Innenminister akzeptiert all die sukzessiven Umwandlungen durch die Mediziner, ja, er schätzt sich glücklich darüber (er hat bloß, wie es sich für einen anständigen Minister gehört, einige Vorbehalte der finanziellen Aufwendungen wegen). Zum Schluß ist alle Welt zufrieden:

- Das Gesetz ist »medizinisch« und »human«, und die Forderungen der Hüter der öffentlichen Sicherheit sind erfüllt.
- 8 *Législation relative aux aliénés ...*, a.a.O., Bd. 2, S. 316.
  - 9 Vgl. J. Hochmann, *Pour une Psychiatrie communautaire*, Paris 1970. Deutsch: *Thesen zu einer Gemeindepsychiatrie*, Frankfurt am Main 1973.
  - 10 Eine Tendenz, die sich darum bemüht, noch die Funktionsweise der Institution selbst in psychoanalytischen Termini zu interpretieren (z. B. institutionelle Übertragung und Gegenübertragung) und eine institutionelle Dynamik in Gang zu bringen, die gleichzeitig die Dynamik des Unbewußten befreit (Erschaffung von »lieux de parole«; die Rolle, die verschiedene Elemente der Institution als Träger von Phantasmen zu spielen aufgerufen sind, usw.).
  - 11 Robert Castel, *Le Psychanalyste*, Paris 1973. Vgl. v. a. Kapitel 7: »Le psychanalyste, son fou et la Psychiatrie« und Kapitel 8: »Le grand désenfermement«.
  - 12 Vgl. die Sondernummer von *Esprit: Pourquoi le travail social?* (April/Mai 1972).
  - 13 Franco Basaglia, »Die Institutionen der Gewalt«, in: ders. (Hrsg.), *Die negierte Institution oder die Gemeinschaft der Ausgeschlossenen*, Frankfurt am Main 1971, S. 151

René Lourau

*Arbeiter des Negativen, vereinigt euch!*

- 1 Vgl. G. A. Gilli, »Die Negation der Soziologie«, in: Franco Basaglia (Hrsg.), *Die negierte Institution oder Die Gemeinschaft der Ausgeschlossenen*, Frankfurt/M. 1971, S. 338–360; ders., *Come si fa ricerca*, Mailand 1971.
- 2 G. Charbonnier, *Antonin Artaud*, Paris 1959; Gilles Deleuze und Felix Guattari, *Anti-Ödipus*, Frankfurt/M. 1974.

- 3 Ronald D. Laing, *Phänomenologie der Erfahrung*, Frankfurt/M. 1969.
- 4 Roger Gents, *Les murs de l'asile*, Paris 1975.
- 5 Gerard de Nerval, *Aurelia. Sylvia. Erzählungen*, Stuttgart 1971, S. 82.

### Noam Chomsky *Psychologie und Ideologie*

- 1 Dieses Kapitel ist eine erweiterte Fassung eines Artikels in *Cognition*, 72, Bd. 1, Nr. 1. Teile davon sind bereits in leicht geänderter Form als Rezension zu Skinners *Beyond Freedom and Dignity* in der *New York Review of Books* vom 30. Dezember 1971 erschienen. Die Diskussion der Arbeit Herrnsteins ist zum Teil schon in *Social Policy*, 1972, Bd. 3, Nr. 1, und in *Ramparts*, Juli 1972, erschienen. Zu Herrnsteins Antwort und weiteren Kommentaren von mir (zum Teil hier mit aufgenommen) siehe *Cognition*, 1972, Bd. 1, Nr. 2–3 und 4. 1 *Economist*, 31. Oktober 1862. Zitiert von Frederick F. Clairmonte in seiner Rezension zu Ronald Segais *The Race War*, demnächst im *Journal of Modern African Studies*.
- 2 Marvin Harris, *The Rise of Anthropological Theory*, New York 1968, S. 100 f. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, so schreibt Harris, »waren Anthropologie und Rassen-determinismus nahezu synonym geworden«.
- 3 B. F. Skinner, *Beyond Freedom and Dignity*, New York 1971, S. 82 (*Jenseits von Freiheit und Würde*, deutsch von Edwin Ortmann, Reinbek bei Hamburg 1973, S. 87). Bei den folgenden Zitaten Skinners werden nur die Seitenzahlen (der deutschen Ausgabe, an deren Wortlaut sie sich weitgehend halten) angegeben.
- 4 W. V. O. Quine, »Linguistics and Philosophy«, in: Sidney Hook (ed.), *Language and Philosophy*, New York 1969, S. 97.

- 5 Selbstverständlich können wir Umstände entwerfen, unter denen das Verhalten sich recht genau voraussagen läßt, wie jeder weiß, der z. B. militärische Verhöre im Krieg vornimmt. Und wir können auch das Ganze auf Trivialität reduzieren. Doch wollen wir uns tatsächlich selber täuschen, so können wir auch noch weitergehen und in gleich noch genauer zu beschreibender Weise die Wünsche, Absichten und Ziele in die Terminologie der Theorie von den operativen Konditionierungen »übersetzen«.
- 6 I. Breger und J.L. McGaugh, »Critique and Reformulation of ›Learning-Theory‹, Approaches to Psychotherapy and Neurosis«, in: *Psychological Bulletin*, Mai 1965.
- 7 Aubrey J. Yates, *Behavior Therapy*, New York 1970, S. 396. Auch Skinner erklärt jenseits jeder vernünftigen Überlegung: »Der Sprechende fühlt nicht die grammatischen Regeln, derer er sich beim Bau von Sätzen angeblich bedient, und die Menschen sprachen grammatikalisch korrekt Jahrtausende bevor jemand entdeckte, daß es Regeln gibt« (S. 23).
- 8 Jacques Monod, *Zufall und Notwendigkeit*, München 1971.
- 9 Siehe z. B. Kenneth MacCorquodale, »On Chomsky's Review of Skinner's Verbal Behavior«, in: *Journal of the Experimental Analysis of Behavior*, 1970, Bd. 13, Nr. 1.
- 10 Wie Koestler ausgeführt hat – worauf Skinner selbst hinweist – ist Skinners Ansatz eine »Problem-Umgeherei in heroischem Maßstab« (S. 170). Als Antwort auf solche Kritik genügt es nicht, sie als »Schimpfen« und »Anzeichen einer emotionalen Labilität« abzutun (so Skinner, S. 169 f.); er müßte vielmehr zeigen, daß sie nicht präzise der offensichtlichen Wahrheit entspricht (was sie jedoch tut).
- 11 Siehe sein *Verbal Behavior*, New York 1957, worin diese Vorlesungen enthalten und erweitert sind.
- 12 In meiner Rezension zu Skinners *Verbal Behavior (Language)*, 1959, Bd. 35, Nr. 1, S. 26–58) hatte ich noch festgestellt,

daß offenbar doch ein Ergebnis vorliegt, nämlich im Hinblick auf die Modifikation gewisser Aspekte des Sprecher-  
verhaltens (etwa bei der Bildung von Pluralnomen) durch  
eine vom Sprecher selbst unbemerkte »Verstärkung« mittels  
Ausdrücken wie »richtig« oder »gut«. Dieses Ergebnis ist  
jedoch allenfalls am Rande von Interesse, da auf der Hand  
liegt, daß das Verhalten eines Sprechers in dieser Hinsicht  
sehr viel »effektiver« durch schlichte Unterweisung modi-  
fiziert werden kann – ein Umstand, der sich in Skinners  
System, sofern man es einigermaßen streng interpretiert,  
nicht einfügt. Selbstverständlich ist das Ergebnis ohne je-  
des Interesse, wenn der Sprecher merkt, was der Versuchs-  
leiter tut. Es hat sich nun herausgestellt, daß gerade dies sehr  
wohl der Fall sein kann, siehe D. Dulany, »Awareness, Rules,  
and Propositional Control: A Confrontation with S-R Be-  
havior Theory«, in: Theodore R. Dixon und David Horton,  
eds., *Verbal Behavior and General Behavior Theory*. Darum  
scheint es, daß die Erforschung des normalen menschlichen  
Sprechens mittels des Paradigmas der operativen Konditio-  
nierungen keinerlei klare, nicht-triviale Ergebnisse gezeitigt  
hat. Eine interessante Lektüre in diesem Zusammenhang ist  
MacCorquodales Artikel »On Chomsky's Review of Skin-  
ner« ... Ich habe hier nicht genügend Raum, um die zahlrei-  
chen Irrtümer richtigzustellen (wie z. B. sein Mißverständ-  
nis des Begriffes der »Funktion«, das zu großer Verwirrung  
geführt hat). Die größte Verwirrung des Artikels ist diese:  
MacCorquodale nimmt an, ich hätte versucht, Skinners The-  
sen zu widerlegen, und er führt nun aus, daß ich keinerlei  
Daten zu ihrer Widerlegung gebracht hätte. Meine Absicht  
war es aber, zu zeigen, daß Skinners Behauptungen, sofern  
man sie wörtlich nimmt, entweder klar erkennbar falsch  
sind (MacCorquodale diskutiert keines der genannten Bei-  
spiele ausführlicher) oder aber inhaltslos (wie z. B. wenn  
wir sagen, daß die Antwort »Mozart« unter der Kontrolle

eines sehr feinen Reizes steht), und daß zudem viele dieser falschen Aussagen in banale Wahrheiten umgewandelt werden können, wenn man Termini wie »verstärken« mit der gleichen Ungenauigkeit wie »mögen«, »wollen«, »Freude haben« usw. verwendet (wobei dann noch ein weiteres Stück Genauigkeit verschwindet, da eine reiche und detaillierte Terminologie durch wenige Begriffe ersetzt wird, die völlig aus dem Rahmen, in dem sie eine gewisse Präzision noch hatten, herausgelöst worden sind). Weil MacCorquodale eben dies nicht begreift, »verteidigt« er Skinner, indem er zeigt, daß man seinen Aussagen oft eine inhaltslose Interpretation geben kann – genau was ich sagen wollte. Der Artikel ist, hat man einmal seine Fehler beseitigt, durchaus nützlich, insofern er den Zusammenbruch des Ansatzes der operativen Konditionierungen auf die Erforschung des Sprachverhaltens verdeutlicht.

- 13 Als erhellendes Beispiel für die vollkommene Unfähigkeit, dies zu begreifen, siehe wiederum den Aufsatz von MacCorquodale.
- 14 Man beachte Skinners gleitenden Übergang von der Diskussion über Dinge, die gut schmecken, zu Werturteilen über Dinge, die wir als gut bezeichnen (S. 108–110).
- 15 Eine der Möglichkeiten besteht darin, zu leugnen, daß es sich überhaupt um Tatsachen handelt. Dies ist der Ansatz von Patrick Suppes, wie aus Bemerkungen hervorgeht, die MacCorquodale zitiert. Suppes verweist auf mehrere Bücher, die verschiedene Tatsachen dieser Art enthalten, und erforscht das Problem ihrer Erfassung mittels einer erklärenden Theorie; dabei behauptet er schlichtweg, daß diese Bücher keine »Daten« enthielten. Offenbar will Suppes uns glauben machen, daß diese Tatsachen erst dann zu »Daten« werden, wenn einer ein Experiment durchführt, in dem er »beweist«, daß die Tatsachen genau das sind, was wir nach kurzem Nachdenken auch ohne dies schon wußten.

Es wäre gewiß eine wackere Tat, dergleichen Experimente zu ersinnen (und sie nach der typischen Mode solch experimenteller Arbeit solange immer wieder zu adjustieren, bis sie die Ergebnisseerbringen, die wir schon vorher als die richtigen erkannt hatten) – wenn nur jemand bereit wäre, seine Zeit mit solchem Tun zu vergeuden. Dann würden endlich die Bücher »Daten« im Sinne Suppes' enthalten.

- 16 Freiheitliche Denker sind oftmals radikale Vertreter der »Umwelttheorie« gewesen, zu Unrecht nach meiner Meinung und aus Gründen, die ich an anderer Stelle dargelegt habe (siehe mein *Problems of Knowledge and Freedom*) [*Über Erkenntnis und Freiheit*, Aus dem Amerikanischen von Gerd Lingrün, Frankfurt 1973].
- 17 Richard Herrnstein, »I. Q.«, in: *Atlantic Monthly*, September 1971.
- 18 Diese Annahme erwähnt er nicht ausdrücklich, aber sie ist für seine Argumentation notwendig. Über zwei sachliche Fragen, die für Herrnsteins Argumentation entscheidend sind, will ich hier nicht diskutieren: über die Erbllichkeit des IQ und über seine Bedeutung als Faktor bei der Bestimmung der ökonomischen Belohnung. Zu ersterem siehe Christopher Jencks et al., *Inequality: A Reassessment of the Effect of Family and Schooling in America*, New York/London 1972, Appendix A; aus dieser ausführlichen Analyse ergibt sich, daß Herrnstein die Erbllichkeit des IQ viel zu hoch einschätzt. Was den IQ als Faktor bei der Bestimmung »gesellschaftlicher Belohnung« angeht, so bringt Herrnstein keine wirklichen Beweise für seine Behauptung, daß er ein Hauptfaktor sei, doch von anderen ist die Frage sorgfältig untersucht worden (siehe Jencks et al., a.a.O., sowie auch Samuel Bowles und Herbert Gintis, *I.Q. in the U.S. Class Structure*, vervielfältigtes Manuskript, Harvard University, Juli 1972). Bowles und Gintis kommen zu dem Ergebnis, daß IQ, gesellschaftliche Klasse und Erziehung »unabhängig

voneinander zum ökonomischen Erfolg beitragen, wobei dem IQ aber bei weitem die unwichtigste Rolle zukommt«; »eine völlige Einebnung der IQ-Unterschiede quer durch alle Klassen würde die Weitergabe des ökonomischen Status von einer Generation zur nächsten nur ganz unbedeutend verringern.« Jencks et al. geben als »höchste Schätzung« an: daß »in genetisch homogenen Subpopulationen nur ungefähr 3% weniger Einkommensungleichheit als in der gesamten amerikanischen Bevölkerung besteht« (a.a.O., S. 221). Kurzum, empirische Untersuchungen weisen darauf hin, daß der IQ ein untergeordneter Faktor bei der Bestimmung des Einkommens ist und daß die genetische Komponente im IQ als Faktor vernachlässigt werden kann. So bleibt nichts zur Rechtfertigung von Herrnsteins Überzeugung, daß eine genetische Komponente im IQ tendenziell eine stabile erbliche »Meritokratie« hervorbringe. Diese Bemerkungen genügen, um Herrnsteins recht oberflächliche Diskussion abzutun. Doch mir geht es hier weniger um ihre empirischen Schwächen als um ihre ideologischen Voraussetzungen, insbesondere um die Frage, warum eine so substanzlose Arbeit so viel Interesse und Zustimmung finden konnte.

- 19 Man beachte nochmals, daß Herrnstein nicht zwischen Bezahlung und gesellschaftlicher Zustimmung unterscheidet; die Argumentation würdefreilich zusammenbrechen, wenn Zustimmung die einzige Form von Belohnung wäre.
- 20 *Atlantic Monthly*, November 1971. Zu Herrnsteins Erwiderung siehe dort, S. 110, erster Absatz.
- 21 So z.B. Harry W. Blair, »The Green Revolution and ›economic man‹: Some Lessons for Community Development in South Asia«, in: *Pacific Affairs*, 1971, Bd. 44, Nr. 3.
- 22 Anzunehmen, daß die Gesellschaft in der Tendenz diejenigen belohnt, die soziale Dienste leisten, hieße demselben Trugschluß (neben anderen) zu erliegen, der die Argumen-

tation unterminiert, nach der ein freier Markt im Prinzip zu optimaler Befriedigung der Bedürfnisse führt – während doch bei ungleicher Verteilung von Reichtum das System in der Tendenz eher Luxus für die wenigen produziert, die ihn bezahlen können, als Bedarfsgüter für die vielen, die nicht dazu in der Lage sind.

- 23 Irreführend stellt Herrnstein fest: »Die Gesellschaft geht haushälterisch mit ihren intellektuellen Ressourcen um, indem sie Ingenieure höherschätzt und besser bezahlt.« Wollte er dies aber tatsächlich auf der Basis des von seinen Daten gelieferten Zusammenhanges zwischen IQ und gesellschaftlicher Stellung behaupten, so müßte er ebenso folgern, daß die Gesellschaft haushälterisch mit ihren intellektuellen Ressourcen umgeht, indem sie Steuerberater und Werbeleute hochschätzt und gut bezahlt. Davon abgesehen ist es keineswegs so evident wie Herrnstein offenbar glaubt, daß die Gesellschaft weise mit ihren intellektuellen Ressourcen haushält, wenn sie den größten Teil ihrer Wissenschaftler und Ingenieure für die Militär- und Weltraumforschung einspannt.
- 24 Harris, *The Rise of Anthropological Theory*, a.a.O., S. 106.
- 25 Siehe den Leserbriefteil in *Atlantic Monthly*, November 1971.
- 26 Eine von zahlreichen Fakultätsmitgliedern unterzeichnete Anzeige in *Harvard Crimson* vom 29. November 1971 verweist auf die »beunruhigende Schlußfolgerung, daß ›Intelligenz‹ zum großen Teil genetisch ist, so daß die Gesellschaft sich über viele, viele Jahre hin zu Klassen entwickeln könnte, die durch bedeutend unterschiedliche Fähigkeitsgrade gekennzeichnet sind«. Da die Folgerung sich, wie bereits gesagt, nicht aus der Prämisse ergibt, ist das für die Unterzeichner Beunruhigende wohl die »Schlußfolgerung, daß ›Intelligenz‹ zum großen Teil genetisch ist«. Warum dies beunruhigend sein sollte, bleibt dunkel.

Ronald D. Laing

*Ein Traum von Frieden*

- 1 John Keats, Brief an George und Thomas Keats vom 21. Dezember 1817.
- 2 C. A. Meier, *Ancient Incubation and Modern Psychotherapy*, North Western University Press 1967.
- 3 Vgl. Gax Gaen Luce, *Body Time*, New York 1972.

Erving Goffman

*Die Verrücktheit des Platzes*

- 1 Eine neuere Untersuchung über Familienkoalitionen findet man bei Jay Haley, »Toward a Theory of Pathological Systems«, in: *Family Therapy and Disturbed Families*, hrsg. von Gerald Zuk und Ivan Boszormenyi-Nagy, California, Science and Behavior Books, 1967. Über Kollusionen in Familien gibt es interessante Ausführungen in Ronald Laings Schriften.
- 2 Bei der Agententätigkeit gibt es eine analoge Unterscheidung zwischen einer klandestinen Operation, die totale Geheimhaltung impliziert, und einer getarnten Operation, die lediglich eine Verbergung der Absicht und der Methode involviert.
- 3 Sobald jemand den Verdacht einer Kollusion hegt und die Mitglieder des Netzes identifiziert hat, wird er nicht mehr bereit sein, eine unterhöhlte Beziehung zu ihnen hinzunehmen. Lemert hat mich darauf hingewiesen, daß dann ein feindlicher Prozeß in Gang kommen kann, bei dem der Exkolludierte öffentlich zu beweisen versucht, daß eine Verschwörung gegen ihn im Gange ist, und die Verschwörer versuchen, die Anzeichen dafür zu bestreiten. Natürlich kann eine Person zu der Einsicht kommen (sei sie nunzu-

treffend oder nicht), daß ihre Verdächtigungen unbegründet waren, und dann ihre Beziehungen rekreditieren.

- 4 Siehe Kai T. Erikson, »Patient Role and Social Uncertainty – A Dilemma of the Mentally Ill«, in: *Psychiatry* XX (1957), S. 263–274. Mit der Unterscheidung zwischen den zugesprochenen und den agierten Definitionen eines Individuums folge ich Eriksons Unterscheidung zwischen Rollen-Validierung und Rollen-Bindung: »Für Zwecke dieser Arbeit ist es wichtig, zu berücksichtigen, daß der Rollenerwerb zwei grundlegende Prozesse einschließt: die *Rollen-Validierung* und die *Rollen-Bindung*. Von Rollen-Validierung sprechen wir, wenn eine Gemeinschaft an eine Person bestimmte Erwartungen richtet, denen sie entsprechen soll, und ihr deutliche Vorstellungen von dem Verhalten, das sie für das im Hinblick auf ihre Position angemessene und valide hält, an die Hand gibt. Die Rollen-Bindung ist der komplementäre Vorgang, durch den eine Person sich bestimmte Verhaltensstile zu eigen macht und sich an Rollen bindet, die am besten die Art Person repräsentieren, die sie zu sein glaubt, und am besten die soziale Position widerspiegeln, die sie einzunehmen glaubt.« (S. 263–264)
- 5 Soviel ich weiß, fehlt bisher eine adäquate Darstellung dieser Komplikationen. Die Schreibtischforscher des Selbst stellen hier kaum eine Hilfe dar. Sie gehen von der verbalen Beschreibung aus, die ein Subjekt von seinem eigenen Selbst gibt und die häufig auf seiner Auswahl aus verbalen Listen von Charakterzügen basiert, statt mit der ernsthaften ethnographischen Aufgabe zu beginnen, die verschiedenen Arten, in denen das Individuum behandelt wird und andere behandelt, zu sammeln und dann zu sehen, welche Aussage über es diese Behandlung impliziert. Das Ergebnis ist eine Trivialisierung Cooleys, Meads und der Sozialpsychologie. Das Selbst erhält einen hoffnungslos schwankenden Status: in dem einen Satz bezieht sich der Forscher auf die still-

schweigende Kodierung des Verhaltens eines Individuums, auf die effektiven Annahmen des Individuums über sich selbst, und im nächsten auf ein rein subjektives mentalistisches Element – das selber eine inkonstante Bedeutung hat. Es fehlt die Einsicht, daß der Terminus »Konzeption« fundamental verschiedene Bedeutungen haben kann und daß diementale Konzeption eines Individuums von seinem Selbst nur seine subjektive und partielle Ansicht der effektiven Konzeption ist, die es von sich selbsthat.

- 6 Natürlich gibt es gewisse Zustände einer Person, wie Gedächtnisverlust, heftige Angst oder extremer Verfolgungswahn, die sehr schnell nicht mehr als Vergehen, sondern als Symptom aufgefaßt werden, aber selbst hier ist es häufig so, daß zunächst soziale Regeln hinsichtlich der angemessenen Orientierung oder Situationsbeurteilung einer Person in Unordnung gebracht werden.
- 7 Talcott Parsons, *The Social System*, New York, The Free Press 1951, S. 303.
- 8 Wo die Kontrollagenzien den gleichen Nützlichkeitsstandpunkt einnehmen, ist es richtiger, von sozialer Steuerung statt von sozialer Kontrolle zu sprechen.
- 9 Das ist ein funktionalistischer Gedankengang. Siehe zum Beispiel S. F. Nadel, »Social Control and Self-Regulation«, *Social Forces*, XXXI (1953), S. 265–273.
- 10 Erklärungen werden ausführlich behandelt in: Marvin Scott und Stanford Lyman, »Accounts«, *American Sociological Review*, XXXIII (1968), S. 46–62, deutsch: »Praktische Erklärungen«, in *Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität*. Hrsg. v. M. Auwärter, E. Kirsch, K. Schröter, Frankfurt/M. 1976, S. 73ff.
- 11 Siehe hierzu den instruktiven Aufsatz von Vilhelm Aubert und Sheldon Messinger, »The Criminal and the Sick«, in: *Inquiry*, I (1958), S. 137–160.
- 12 Ich möchte hier nicht näher auf die Popularisatoren ein-

gehen, die versucht haben, die Psychogenese von allem, was überhaupt einigermaßen interessant ist, nachzuweisen – vom Verbrechen bis zum politischen Verrat.

- 13 Zwar zeigen zahlreiche psychische Symptome die eben aufgezählten Eigenschaften, aber nichtsdestoweniger sind viele soziale Abweichungen situationeller Art keine Zeichen für Geisteskrankheit. Vielleicht haben wir das erst so spät begriffen, weil die am leichtesten zugängliche Quelle für flagrante situationelle Unschicklichkeiten früher die psychiatrischen Anstalten waren, und in einem solchen Kontext konnte das Verhalten leicht als eine unmotivierte, individuell erzeugte Anomalie statt als eine Form sozialen Protestes – dem nur die jeweils vorhandenen begrenzten Ausdrucksmittel zur Verfügung stehen – gegen das Anstaltsleben aufgefaßt werden. In den letzten Jahren wurde es viel leichter, den nichtpsychiatrischen Charakter vieler symptomähnlicher Verhaltensweisen zu erkennen, weil situationelle Ungehörigkeiten der flagrantesten Art bei Hippies, der Neuen Linken und schwarzen Militanten zu einer weitverbreiteten Taktik wurden. So sehr diesen Personen Unreife vorgeworfen wird, sie sind zu zahlreich, zu sehr zur Aufrechterhaltung kollektiver Beziehungen fähig und zu geschickt, wenn es darum geht, sich plötzlich wieder konventionell zu verhalten, als daß man sagen könnte, sie seien geisteskrank.
- 14 Zu den Veränderungen im subjektiven Selbstgefühl solcher Personen gibt es einen sehr instruktiven Aufsatz von Josiah Royce mit dem Titel »Some Observations on the Anomalies of Self-Consciousness«, von dem ein gekürzter Wiederabdruck vorliegt in: Edgar Borgatta und Henry Meyer, *Sociological Theory*, New York, Alfred Knopf, 1961. Seit Royces Darlegungen aus dem Jahre 1895 sind auf diesem Gebiet nur sehr bescheidene Fortschritte gemacht worden.
- 15 Eine psychiatrische Anstalt kann unter funktionellen Gesichtspunkten als ein Platz definiert werden, an dem Perso-

nen, die eigentlich noch ein Teil unseres täglichen Lebens sind, in einer geschlossenen Abteilung festgehalten und gezwungen werden können, auf unsere gelegentlichen Besuche zu warten; und wir können, statt unser Dasein mit ihnen zu teilen, es rationieren. Natürlich schaffen Patienten es oft, daß ihre Verwandten sich ebenfalls in der Abteilung aufhalten, einfach indem sie eine Magenverstimmung bekommen, wenn jene sie besuchen. Allerdings kann der Preis dafür sehr hoch sein – zum Beispiel kann der Patient die Gelegenheit verpassen, die Station eine Zeitlang zu verlassen und gewisse Dinge zu bekommen. Außerdem ist das, was der Patient festzuhalten versuchen kann, nicht das Leben mit den von ihm geliebten Personen, sondern nur ein Besuch.

- 16 Eine ausführlichere Behandlung dieses Themas findet sich in meinen Büchern *Verhalten in sozialen Situationen*, op. cit., und *Interaktionsrituale*, op. cit.
- 17 Edwin M. Lemert untersuchte eingehend 31 Fälle mit paranoiden Symptomen: 23 in Südkalifornien, 6 in Nordkalifornien, und 2 gemischte Fälle: »Paranoia and the Dynamics of Exclusion«, erstmals veröffentlicht in *Sociometry*, XXV (1962), S. 2–20, wiederabgedruckt in Lemert, *Human Deviance, Social Problems and Social Control*, Englewood Cliffs, N.J., Prentice Hall, 1967.
- 18 Gemäß den Theorien über die Gemeinschaft müssen enge Bekannte in grundlegenden Ansichten übereinstimmen oder ihre Beziehung abbrechen. Deshalb ist die Bereitschaft eines skeptischen Mitglieds, einzulenken, durch den Wunsch motiviert, die Beziehungen aufrechtzuerhalten. Aber es gibt natürlich auch Ausnahmen von dieser Einigungsregel. Das Modell dafür ist in der Sozialwissenschaft Mr. Keech, der ruhig seiner gewöhnlichen Arbeit nachging, während Mrs. Keech zu Hause öffentlich organisatorische Maßnahmen für das Ende der Welt traf. Siehe Leon Festing-

er u.a., *When Prophecy Fails*, New York, Harper Torchbooks, 1964, bes. S. 38–39.

- 19 Eine instruktive neuere Beschreibung der strukturellen Unsicherheiten beider Disziplinierung eines widerspenstigen Familienmitgliedes findet man bei Luise Wilson, *This Stranger, My Son*, New York, G. P. Putnam's Sons, 1968. L. Wilson beschreibt ausführlich, was ein Kind, dessen Diagnose auf paranoide Schizophrenie lautete, mit den ihm zur Verfügung stehenden häuslichen Einrichtungsgegenständen alles anstellen kann.
- 20 Natürlich sind dem aufgrund der formalen sozialen Kontrolle gewisse Grenzen gesetzt. Ein Dreizehnjähriger kann nicht zu einem freundlichen Ford-Händler gehen und mit ihm über den Kauf eines neuen Mustang verhandeln, was einige Jahre später durchaus möglich ist. Und obgleich fast jeder Erwachsene nach Belieben einem Immobilienhändler einen Auftrag geben kann, muß er in der Regel doch eine Anzahlung leisten.
- 21 Siehe Rouechés Fallstudie, »Ten Feet Tall«, *The Incurable Wound*, New York, Berkeley Books, 1958. Roueché schildert instruktive Einzelheiten über das übertriebene soziale Verhalten eines Mannes, der eine als Nebenfolge einer Cortison-Behandlung auftretende manische Periode erlebte.
- 22 Ein manischer Patient, der für seine Familie zu großsprecherisch werden kann, kann auch für seine berufliche Arbeit zu großsprecherisch werden. Nach einer anfänglich lobenswerten Steigerung der Begeisterung für seine Arbeit bietet er Arbeitskollegen gern angenommene Hilfe und Ratschläge an, die dann ein solches Ausmaß annehmen, daß sie als Einmischung in die Bereiche der anderen aufgefaßt werden, bis er schließlich unbefugt Anweisungen gibt und draußen als Sprecher seiner Arbeitsorganisation auftritt. Während dieser Entwicklung zum selbsternannten Boß beginnt er immer mehr Ausstattungsgegenstände, Raum und

Hilfeleistungen Untergeordneter für sich zu beanspruchen. Und da seine private Geschäftigkeit und seine geselligen Unternehmen sich sehr ausgeweitet haben und zu Hause sehr schlecht aufgenommen werden, verlagert er diese Tätigkeiten immer mehr auf seinen Arbeitsplatz, verbringt er während und nach der Arbeit immer mehr Zeit mit solchen Beschäftigungen, und verletzt er bald die sehr heikle Norm, die das Eindringen privater Interessen in die Arbeit regelt. Er organisierte Zusammenkünfte des Arbeitspersonals und unterminiert Statustrennungen, indem er versucht, um der Geselligkeit willen alle Arbeitenden, die sich in seiner sozialen Reichweite befinden, zusammenzubringen.

- 23 Hinter monatlichen Telefonrechnungen, die zwanzigmal höher als normal sind, verbergen sich interessante Geschichten. Die Telefongesellschaften zeigen jedoch kein Interesse an solchen Dingen. Sie fragen nicht, warum das so ist, sondern kassieren nur.
- 24 Eine Form der sozialen Organisation, die sich manchmal bei sehr hohen Geschäftsstellen herausbildet. Das beste Beispiel dafür ist heute vielleicht Hollywood.
- 25 Diese Mittel werden von berühmten Leuten meist voll ausgenutzt, teilweise wohl deshalb, weil sie am ehesten damit rechnen müssen, daß interessierte Mitglieder der Öffentlichkeit Enthüllungsinformationen über sie besitzen.
- 26 Empirisches Beweismaterial dafür liefern August Hollingshead und Frederick Redlich, *Social Class and Mental Illness*, New York, John Wiley & Sons, 1958, S. 288.

Als analytische Illustration wollen wir die öffentlichen Situationen eines schwarzen Weinsäufers und eines blonden Mannequins miteinander vergleichen – er in schlampigen Kleidern, sie nach der Mode der oberen Mittelschicht gekleidet. Man vergleiche ihre öffentliche Situation – wie sie die Wege unbekannter anderer Personen kreuzen oder in gleicher Richtung mit ihnen gehen oder auf sie zugehen.

Man achte auf die Augenpraktiken, die sich beide von den Vorübergehenden gefallen lassen müssen.

Der Weinsäufer: Ein Vorübergehender wird ihn flüchtig, wenn überhaupt, ansehen, um dem Weinsäufer nur ja keine Gelegenheit zu geben, einen Blickkontakt herzustellen und sein Vorübergehen durch anhaltende Begrüßungen, penetrante Glückwünsche und andere Belästigungen und Drohungen zu stören. Sollte der Weinsäufer nicht bereit sein, den ihm zukommenden Platz einzunehmen, kann es zu unhöflichen Bekundungen totalen Widerwillens kommen.

Das Mannequin: Ein Vorbeigehender fixiert sie mit einem offenen, starren Blick so lange, wie ihm dies möglich ist, ohne daß er den Kopf scharf drehen müßte. Während dieses Starrens achtet er auf jedes Zeichen, das er so auslegen könnte, als ermutigte sie ihn in seinen Erwartungen. Diese Galanterie wird indes im Zaum gehalten und stellt keine Gefahr für den Verkehrsfluß dar, denn das Mannequin kennt längst seine Rolle bei dieser Zeremonie, die darin besteht, daß es die Augen niederschlägt, als sähe es nichts, und stillschweigend ihr Ausgesetztsein erduldet.

Vor dem Hintergrund dieser unterschiedlichen öffentlichen Situation des Tieres und der Schönen (die die Grenzen der höflichen Gleichgültigkeit illustrieren) wollen wir nun die Folgen untersuchen, die sich für jeden von ihnen daraus ergeben, daß sie als Personen gelten, die von einem ununterdrückbaren Drang, Beziehungen anzuknüpfen, besessen sind. Der Weinsäufer kann lästig werden; mehr Durcheinander anzurichten wird ihm wahrscheinlich nicht möglich sein. Je mehr er an den Stäben seines Käfigs rüttelt, desto hastiger werden die Zoobesucher vorbeieilen. Die sozialen Arrangements sind so beschaffen, daß, wenn er einem Unbekannten ins Gesicht schreit, dies nur dazu führt, daß er noch entschiedener als jemand behandelt wird, der nicht existiert. Das freundliche Mannequin hingegen merkt, daß

es plötzlich Hunderte erwartungsvoller Personen gibt, daß Fremde, gleich welcher Hautfarbe, welchen Geschlechts und welchen Alters, bereit sind, ihren Tagesablauf zu unterbrechen, um ein geselliges Abenteuer zu erleben. Wann immer sie lächelt, beginnen sich Beziehungen anzubahnen. Ein Weinsäufer läßt einen kleinen Schwanz von Personen hinter sich zurück, die sich noch mehr als vorher mit sich selbst und ihren jeweiligen Vorhaben beschäftigen. Eine manische Schönheit kommt vielleicht gar nicht weit genug, um einen Schwanz von Leuten hinter sich zurückzulassen. Sie öffnet eine Welt, die sich dann um sie schließt. Sie verwirrt und verklumpt die Handlungsabläufe um sie herum. Je zarter und dauerhafter sie ist, desto mehr stellt sie jene Gefahr dar, vor der viktorianische Anstandsbücher die Stadt warnten.

- 27 Professionals, die aktiven Selbstmord begehen, sind sich der unkonventionellen tödlichen Möglichkeiten der häuslichen Ausstattung voll bewußt. Näheres dazu findet man in genügend Fallbeschreibungen. Weniger bewußt scheint man sich dagegen der Tatsache zu sein, daß eine Person mit einer aktiv ausgedrückten Geisteskrankheit – gleichviel von welcher Form – die Bedeutung ihrer häuslichen Handlungen für die anderen Familienmitglieder ins Wanken bringen kann. Was normalerweise eine harmlose Haushaltsroutine darstellt, kann auf einmal als etwas erscheinen, wodurch der Patient absichtlich oder unabsichtlich die jeweiligen Einrichtungsgegenstände, die in seiner Nähe befindlichen Personen oder sich selbst beschädigen kann.
- 28 Handelt es sich bei dem Patienten um einen Erwachsenen, kann dies für Kinder besonders schlimme Folgen haben. Um sie vor den anmaßenden Forderungen des Patienten und der Vorstellung von ihm, die sich ergeben würde, wenn seine Handlungen ernstgenommen würden, zu schützen, müssen die Kinder in das kollusive Netz mit einbezogen werden. Das erleichtert gleichzeitig die Kollusion, da da-

durch die Anzahl derer, vor denen die Handlungen der Kollusoren verheimlicht werden müssen, verringert wird. Die Kinder können diese Aufforderung akzeptieren, ablehnen oder, wenn sie besonders vorsichtig sind, bei jeder Seite den Eindruck zu erwecken suchen, daß sie ihre Ansicht unterstützen. Wie immer die Reaktion der Kinder aussehen mag, die Solidarität der Erwachsenen ist deutlich zerstört und ihre Idealisierung unterhöhlt. Das Ergebnis kann ein aufsässiges Verhalten der Kinder gegenüber der kranken Person sein, deren Forderungen von den anderen Erwachsenen nicht unterstützt werden können. Hinzu kommt noch: je mehr der Kranke unberechtigte Forderungen an die Kinder richtet, desto weniger fühlen sich die anderen Erwachsenen in der Lage, elterliche Disziplin walten zu lassen, wo Disziplin notwendig wäre.

- 29 Dazu braucht der Patient keineswegs jene besondere Wahrnehmungsfähigkeit, die Geisteskranken manchmal zugeschrieben wird. Erfahrungsgemäß sind in unserer Gesellschaft die heimlichen Zeichen, durch die ein kollusives Arrangement gegen jemanden, der anwesend ist, bekräftigt wird, häufig recht plump und für den Exkolludierten ohne weiteres erkennbar. Im allgemeinen bemerken die Kollusoren jedoch nicht, daß sie bemerkt wurden, weil der Exkolludierte den äußeren Anschein aufrechterhalten will, er gehöre nicht zu jenen Personen, bei denen diese Art Betrug angebracht ist. Paradoxerweise benötigen die Kollusoren genau diese Oberflächendefinition der Situation, um etwas zu haben, was sie unterhöhlen können. Ich möchte noch hinzufügen, daß die Kollusoren häufig gar nicht wollen, daß ihre Kollusion so diskret wie möglich ist. Wie bei vielen anderen Fällen von Fehlverhalten wünschen auch hier die Urheber, daß die Opfer merken, was wirklich über sie gedacht wird.
- 30 Sicherlich ist diese Praxis nicht durchweg schlecht, da die-

se Informationen die Ansicht des Patienten über sich selbst stark affizieren können und die Diagnosen sehr verschieden ausfallen, je nachdem, welche diagnostische Mode gerade vorherrscht und welcher Richtung der Arzt anhängt.

- 31 In letzter Zeit haben einige Therapeuten versucht, ihre Patienten gleichzeitig innerhalb und außerhalb der Anstalt zu behandeln, wodurch die üblichen Arrangements verhindert werden; einige haben sich auf »Familientherapie« konzentriert, und einige versuchen es mit flexiblen, offenen Beziehungen, die es erlauben, mit dem Patienten sowohl private als auch Familiensitzungen abzuhalten. Aber auch bei diesen Arrangements dürften Kollusionsprobleme unvermeidlich sein.
- 32 Daraus folgt unter anderem, daß diejenigen, die die Aufmerksamkeit von Psychiatern auf sich ziehen, eine sehr gemischte Gruppe darstellen. Angesichts der gegenwärtig üblichen Aufnahmeverfahren und angesichts der Masse von nicht analytisch ausgebildeten Amtsärzten frage ich mich, woher die Psychiater wissen wollen, ob dem Symptom, das sie behandeln, eine psychische Krankheit zugrunde liegt oder nicht. Wenn sie aber nicht wissen, was sie behandeln, ist es nur verständlich, wenn sie wenig Erfolg dabei haben.
- 33 Auch Depressionen sind nichts, was allein im Hinblick auf das Innere des Patienten verstanden werden kann. Mir scheint, daß unter Depressionen leidende Personen sehr richtig sehen, welches Maß an sozialer Mühe erforderlich ist, um unter gewöhnlichen Umständen seinen gewöhnlichen Platz bei Unternehmungen beizubehalten. Sobald ein Individuum einmal ein bißchen weniger mitteilbar ist als gewöhnlich, kann sich ein großer Teil seines sozialen Universums verflüchtigen, einfach weil ein solches Universum teilweise durch die ständig wahrgenommenen Optionen des Akteurs aufrechterhalten wird. Bei zahlreichen Kontaktpunkten im Alltag eines Individuums halten die ande-

ren nach Zeichen der Unzufriedenheit oder Unzuverlässigkeit Ausschau und sind bereit, sich von ihm zurückzuziehen. Ein kleines Anzeichen dafür, daß es ihnen weniger zugetan ist als zuvor, kann dazu führen, daß es allgemein fallengelassen wird. Es sei noch hinzugefügt, daß, während die klassische Vorstellung vom manisch-depressiven Zyklus in der Psychiatrie durch die Ansicht, daß eine der beiden Formen vorherrsche, abgelöst worden ist, es gleichwohl eine Tatsache ist, daß viele manische Kranke Perioden deutlicher Depressionen erleben, in deren Verlauf jeder Moment des Tagesablaufs furchtbare Mühe macht. Auch hier ist die Depression nicht allein auf innerpsychische Faktoren zurückzuführen, sondern auch auf die Tatsache, daß der soziale Platz so organisiert ist, daß ständig besondere Anstrengungen erforderlich sind, um ihn aufrechtzuerhalten. Da bei der Organisation eines großen Teils des sozialen Lebens die persönliche und die informelle Kontrolle eine entscheidende Rolle spielen, sind ständig Bedingungen gegeben, durch die eine leichte Zunahme oder Abnahme der Mitteilsamkeit sogleich potenziert werden kann. Unter diesen Umständen kann es leicht zu Depressionen und Manien kommen, beides häufig bei ein und derselben Person.

*Stanley Cohen*

*Futuristische Szenarios für das System des Strafvollzugs*

- 1 John Conrad, *Crime and Its Correction*, London 1965, S. 1.
- 2 »The Lifer's Life«, in: *Times Literary Supplement*, 26, November 1972.
- 3 Zwei grundlegende Studien hierzu sind: David Rothman, *The Discovery of the Asylum: Social Order and Disorder in the New Republic*, Boston 1971, und Michel Foucault, *Wahnsinn und Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1969. Zu

- Foucaults letzten Arbeiten über Institutionen vergleiche Ph. Nero in *Le Nouvel Observateur*, 10. Januar 1972.
- 4 Vergleiche *Report of the Inquiry into Prison Escapes and Security (Mountbatton-Report)*, HMSO, Cmnd. 3150, und *The Regime for Long-term Prisoners in Conditions of Maximum Security. Report of the Advisory Council of Maximum Security (Radzinowicz-Report)*, 1968, HMSO.
  - 5 Sheldon Messinger, *Strategies of Control*, unveröff. Manuskript, Centre for the Study of Law and Society, University of California, Berkeley, 1969.
  - 6 Brian D. Cooper and A.J. Pearson, »C-Wing Parkhurst: An Approach to the Management of the Long-Term and Disruptive Prisoner«, in: *Prison Service Journal*, October 1972, S. 3–5.
  - 7 Barton L. Ingraham and Gerald W. Smith, »The Use of Electronics in the Observation and Control of Human Behaviour and Its Possible Use in Rehabilitation and Parole«, in: *Issues in Criminology*, 7/2, Herbst 1972, S. 35–53. Eine wichtige Kritik dieses Artikels, die sich besonders auf die moralischen und ethischen Probleme konzentriert, folgte in der selben Zeitschrift: Michael H. Shapiro, »The Use of Behaviour Control Techniques: A Response«, ebenda, S. 55–93.
  - 8 Leslie T. Wilkins, »Crime and Criminal Justice at the Turn of the Century«, in: *Annals of Political and Social Science*, 408 (Juli 1973), S. 13–20.
  - 9 R. K. Schwitzgebel, *Development and Legal Regulation of Coercive Behaviour Modification Techniques with Offenders*, National Institute of Mental Health Monograph, Washington 1971.
  - 10 Martin B. Miller, »The Indeterminate Sentence Paradigm: Resocialisation or Social Control?«, in: *Issues in Criminology*, 7/2, Herbst 1972, S. 101–124.
  - 11 Robert E. Kelgord and Robert O. Norris, »New Directions for Corrections«, in: *Federal Probation*, XXXVI, März 1972, S. 3–9.

- 12 Zu einer generellen Einschätzung der Auswirkungen solcher Verbindungen auf die britische Kriminologie vergleiche Stanley Cohen, »Criminology and the Sociology of Deviance«, in: M. Macintosh and P. Rock (eds.), *Social Control and Deviance*, London 1974; vergleiche auch S. Cohen and L. Taylor, *Psychological Survival. The Experience of Long-Term Imprisonment*, Harmondsworth 1972, besonders den Anhang über einige Probleme der Gefängnisforschung.

## Bibliographische Notiz

Die deutsche Übersetzung des Beitrags von Erving Goffman ist zuerst erschienen in: Erving Goffman, *Das Individuum im öffentlichen Austausch*, S. 434-504 (© der deutschen Übersetzung: Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1974), die des Aufsatzes von Noam Chomsky zuerst in: Noam Chomsky, *Aus Staatsraison*, S. 44-104 (© der deutschen Übersetzung: Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1974). Wir danken dem Suhrkamp Verlag für die freundliche Erlaubnis des Nachdrucks dieser Übersetzungen.

### *U4-Text:*

In diesem Buch ist die Rede von der Deformierung und Selbstdeformierung der Intellektuellen durch Anbindung bzw. Selbstanbindung an institutionelle Interessenlagen, hauptsächlich die der Psychiatrie. Es kehrt, indem es solche Deformierungen an ausgewählten Beispielen untersucht, das Zweifelsgebot gegen die »Kopfarbeiter«, sofern diese, ausgestattet mit abgeleiteter oder geborgter Autorität und unter Berufung auf sie, sich an »Entmündigungs- und Domestizierungsprojekten« beteiligen.